

Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz
Lebensbilder aus dem Bistum Mainz
Erster Band

LEBENSbilder AUS DEM BISTUM MAINZ

Band I: Elf Porträts

herausgegeben von
Claus Arnold und Christoph Nebgen

Mit Beiträgen von

Claus Arnold, Thomas Berger, Helmut Hinkel,
Burkard Keilmann, Michael Kläger, Christoph Nebgen,
Martina Rommel, Uwe Scharfenecker,
Francesco Tacchi und Peter Walter

Publikationen Bistum Mainz
in Kooperation mit dem Echter Verlag

Mainz • Würzburg 2016

Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz
Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der Diözese
2015
herausgegeben von Barbara Nichtweiß

Umschlagmotive:
Kaspar Riffel (wie S. 66), Ida Hahn-Hahn (wie S. 110),
Br. Raphael Tjhuis (wie S. 210), Wilhelm Kastell (wie S. 195)

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte Daten sind im Internet abrufbar unter:
<<http://dnb.ddb.de>>

ISSN 1432-3389

ISBN 978-3-934450-64-6 (Print, Bistum Mainz)
ISBN 978-3-429-03972-1 (Print, Echter Verlag)
ISBN ISBN 978-3-429-04875-4 (e-book pdf, Echter Verlag)



© Publikationen Bistum Mainz 2016



Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Ohne ausdrückliche Genehmigung von Verlag und Bischöflichem Ordinariat Mainz
ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf fotomechanischem
oder elektronischem Wege zu vervielfältigen oder zu publizieren.

Satz: Gabriela Hart
Umschlag: Barbara Nichtweiß

Druck: Zeidler, Mainz-Kastel
Bindung: Litges & Hopf Buchbinderei GmbH, Heppenheim

Inhalt

<i>Claus Arnold, Christoph Nebgen</i> Vorwort	7
<i>Uwe Scharfenecker</i> Johann Baptist Lüft (1801–1870) Bedeutender Gießener Theologe und prägende Gestalt des Darmstädter Katholizismus	11
<i>Thomas Berger</i> Adam Franz Lennig (1803–1866) Ein moderner Organisator einer konservativ ausgerichteten Kirche	33
<i>Thomas Berger</i> Kaspar Riffel (1807–1856) Ein streitbarer Kirchenhistoriker und engagierter Vertreter der katholischen Bewegung in Mainz	65
<i>Peter Walter</i> Johann Baptist Heinrich (1816–1891) Ultramontaner Theologe und Kirchenführer	87
<i>Helmut Hinkel</i> Ida Gräfin Hahn-Hahn (1805–1880) Schriftstellerin, Konvertitin, Klostergründerin	109
<i>Burkard Keilmann</i> Nikolaus Reuß (1809–1890) Pfarrer an St. Martin in Worms – Brückenbauer zwischen Kirche und Kommune.	131
<i>Claus Arnold</i> Dr. Friedrich Elz (1848–1915) Germaniker, Gründer des KKV und Dekan in Darmstadt	163

Francesco Tacchi

Carl Forschner (1853–1918)

Pfarrer zu Sankt Quintin, Diözesanpräses des Verbandes der Männer-
und Arbeitervereine 177

Michael Kläger

Wilhelm Kastell (1879–1958)

Generalvikar und Domdekan 193

Martina Rommel

Br. Raphael Tjihuis (1913–1981)

Karmelit und Bekenner 209

Christoph Nebgen

Rektor Ernst Plum (1915–1963)

Priester und Pädagoge 231

Thomas Berger

Chronologie der Mainzer Bistumsgeschichte im 19. Jahrhundert 249

Nachweis der Abbildungen 262

Personenregister 263

Die Autoren 267

Vorwort

Die Geschichte eines Bistums ist gewiss auch die Geschichte seiner Bischöfe. Doch erschöpft sie sich natürlich nicht darin. Die neue Reihe der „Lebensbilder aus dem Bistum Mainz“ will nach und nach die Weite und Tiefe christlichen Lebens im Bistum Mainz erschließen, indem sie bewusst auf die Gestalten „in der zweiten Reihe“ blickt, die das Bistum im 19. und 20. Jahrhundert mitgeprägt haben und mit ihren Namen exemplarisch für wichtige Themen stehen. In diesem ersten Band überwiegen dabei deutlich die Theologen und Priester, dazwischen ist mit der Schriftstellerin und Klostergründerin Ida Gräfin Hahn-Hahn wenigstens eine Frau „eingeschmuggelt“. In den folgenden Bänden der Reihe sollen ihr noch viele andere folgen, so etwa die Zentrumspolikerin Elisabeth Hattemer, die Ordensfrau und Lehrerin Hedwig Fritzen CJ oder die Laientheologin Anita Röper. Doch haben ja auch die Theologen und Priester ihr Recht, zumal in einem Band, der Karl Kardinal Lehmann, dem Theologen auf dem Mainzer Bischofsstuhl, zu seinem 80. Geburtstag gewidmet ist. Der Band ist Zeichen des Dankes für seinen Dienst für das Bistum und insbesondere für seine stete Förderung der Erschließung der Diözesengeschichte. Zu dieser hat er ja auch selbst in zahlreichen Veröffentlichungen, Predigten und Nachrufen einen kaum zu überschätzenden Beitrag geleistet.

Da das Bistum Mainz als einzige Gebietskörperschaft bis heute noch die Grenzen des Großherzogtums Hessen(-Darmstadt) nachbildet, sind die Lebensbilder quasi automatisch ein Beitrag zum Rheinhessen-Jubiläum, bei dem es ja neben dem guten Wein auch um die interessante Geschichte dieser Landschaft geht, die 1816 staatlich „hessisch“ und in der Folge auch kirchlich „mainzisch“ Teil des neuen hessendarmstädtischen Landesbistums Mainz wurde. Geographisch erfasst der vorliegende Band entsprechend neben dem unvermeidlichen Mainzer Schwerpunkt auch Worms, Gießen und nicht zuletzt Darmstadt.

Was bietet der Band thematisch? Nichts weniger als einen biographisch-exemplarischen Durchgang durch die Bistumsgeschichte vor allem des langen 19. Jahrhunderts (zu dem Thomas Berger dankenswerterweise auch die Chronologie im Anhang beige-steuert hat), verbunden mit interessanten Schlaglichtern auf das 20. Jahrhundert: Dem früheren Theologieprofessor Karl Lehmann begegnen in diesem Band zunächst drei interessante Kollegen, die für den kirchlich-theologischen Mentalitätswandel in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert stehen: zunächst der Liturgiewissenschaftler Johann Baptist Lüft, der noch eher dem irenischen Geist der katholischen Aufklärung verbunden war, dann der Kirchenhistoriker Kaspar Riffel, ein ultramontaner „Heißsporn“, und schließlich der Dogmatiker Johann Baptist Heinrich, der wesentlich zur

neuscholastischen Prägung der Mainzer Theologie beigetragen hat. Zusammen mit Domdekan Adam Franz Lennig stehen Riffel und Heinrich auch programmatisch für die strengkirchliche Mobilisierung des Bistums Mainz nach der Revolution von 1848. Sie gehörten zu dem Kreis um Bischof Ketteler, der auch die Konvertitin Ida Gräfin Hahn-Hahn nach Mainz zog. Diese schrieb nicht nur ungemein erfolgreiche Romane für das sich bildende katholische Milieu, sondern steht durch ihre Klostergründung auch stellvertretend für die weiblichen Kongregationen, die seit dem 19. Jahrhundert im sozial-karitativen und erzieherischen Bereich Großes für die Menschen im Bistum geleistet und einen regelrechten „Catholicisme au féminin“ (Claude Langlois) ausgebildet haben.

Die drei folgenden Lebensbilder führen hinein in die pastorale „Mikrohistorie“ der Zeit unter und vor allem *nach* Bischof Ketteler, die von der Forschung bisher weniger wahrgenommen worden ist. Der Fall des Wormser Pfarrers Nikolaus Reuß zeigt unter anderem, welch prekärer Ausgleich hier konkret vor Ort unter den Bedingungen konfessionell-gesellschaftlicher Polarisierung jeweils neu zu suchen war. Die Pfarrer Friedrich Elz und Carl Forschner sind Musterbeispiele für den Aufbau eines „katholischen Milieus“, der sich während und nach dem Kulturkampf verstärkt vollzog. Elz stand dabei an der Wiege eines katholischen Verbandes von reichsweiter Bedeutung (des KKV), trug aber auch entscheidend zum Ausbau des Darmstädter Katholizismus in neuen katholischen Vereinen, in neuen Pfarreien und nicht zuletzt in dessen römisch-liturgischer Durchformung bei. Carl Forschner benutzte ebenfalls vor allem das Mittel des Vereins zur Intensivierung der Pfarrseelsorge in Mainz, aber auch zum weltanschaulichen Kampf gegen die in seinen Augen atheistische Sozialdemokratie im ganzen Bistum. In diesen drei Lebensbildern entsteht damit eine interessante Binnensicht auf den pastoralen Ausbau des Bistums bis hin zum Ersten Weltkrieg.

Der Schwerpunkt dieses Bandes liegt damit auf dem 19. Jahrhundert, doch auch das 20. Jahrhundert bis hin zum II. Vatikanum wird mit drei Schlaglichtern ausgeleuchtet: Mit dem Lebensbild von Wilhelm Kastell wird zum einen die Geschichte des Darmstädter Katholizismus exemplarisch für die Weimarer Republik und die Zeit des Nationalsozialismus weitergeführt, zum anderen hatte Kastell ab 1945 als Generalvikar von Bischof Stohr besonderen Anteil am mühsamen Wiederaufbau im Bistum. Mit Br. Raphael Tijhuis Ocarm ist ein Ordensmann aus den Niederlanden im Band vertreten, der in Mainz wirkte und sich als Glaubenszeuge in der Zeit der Gewaltherrschaft bewährt hat. Mit dem Priester und Pädagogen Ernst Plum tritt abschließend eine Gestalt vor Augen, die sich in besonderer Weise der Bildungsnot nach dem Zweiten Weltkrieg angenommen hat.

Die „Lebensbilder aus dem Bistum Mainz“ wollen nicht nur christliche Persönlichkeiten würdigen und die innere Vielfalt der Bistumsgeschichte verdeutlichen, sondern auch übergreifende Themen identifizieren, welche die Einzelbiographien durchziehen und sich für die weitere Forschung anbieten. Neben dem schon angesprochenen Thema der katholischen Mobilisierung und Milieubildung führt hier

eine besonders lohnenswerte Fährte nach Frankreich. Die inneren Zusammenhänge und Abhängigkeiten von Entwicklungen im französischen Katholizismus und dem Denken und Agieren prägender Gestalten der Mainzer Bistumsgeschichte ergaben sich nicht nur aus dem Erbe Bischof Colmars und der Ausbildungstätigkeit elsässischer Geistlicher am Mainzer Priesterseminar zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Diesen bestimmenden Einfluss französischer Reformtheologie kann man etwa aus dem Lebensbild Kaspar Riffels deutlich herauslesen. Auch Adam Franz Lennigs Studienaufenthalt in Paris 1824/27 und sein in dieser Zeit geknüpfter unmittelbarer Kontakt zu Hugo Félicité Robert de Lamennais und dem Grafen Charles René Montalembert stehen für derartige innere theologische Zusammenhänge. Darüber hinaus zeigt ein Blick in die vorgestellten Lebensbilder, dass in der Folgezeit weitere französische Initiativen zeitnahe „Übersetzung“ in Mainz fanden, welche beispielsweise die Organisationsform des Katholizismus betrafen: So orientierte sich Ida Hahn-Hahns Mainzer Klostergründung am Beispiel der hl. Maria Euphrasia Pelletier und eines im französischen Kontext entstandenen neuen Ordenscharismas, das strenge weibliche Klausur mit „karitativer Öffnung zur Welt“ (H. Hinkel) kombinierte. Johann Baptist Heinrich übertrug nicht nur die Werke französischsprachiger Autoren wie Victor Auguste Dechamps und Prosper Guéranger ins Deutsche, er „reimportierte“ im Auftrag Bischof Kettelers auch die Ideen zu einem komunitär gestalteten Leben der Weltpriester, die Bartholomäus Holzhauser Mitte des 16. Jahrhunderts entwickelt hatte und die in Frankreich mittels einer Lebensbeschreibung Holzhausers durch den Generalvikar von Orléans, Jean Pierre Laurent Gaduel, eine Renaissance erlebt hatten. Das „Praktikum“, das Ernst Plum schließlich 1958 in Lyon absolvierte, stand unter ähnlichen Vorzeichen: Inwieweit konnten in Frankreich entwickelte Modelle von an den gesellschaftlichen Wandel angepasster Pastoral und priesterlicher Lebensform (konkret das Phänomen der Arbeiterpriester und die Priestergemeinschaft des Prado) zukünftig gewinnbringend in die Mainzer Verhältnisse überführt werden? Diese theologischen, kulturellen und pastoral-praktischen transnationalen Beziehungen, die sich am Mainzer Beispiel so eindrücklich zeigen, verdienten sicherlich eine eingehendere Betrachtung.

Dass ein Buchprojekt wie die „Lebensbilder“ relativ rasch realisiert werden konnte, ist in erster Linie der prinzipiellen Bereitschaft, dem nimmermüden Engagement und der großen Geduld der beteiligten Autoren geschuldet. Sie stellten ihre Expertise und vor allem ihre Zeit zur Verfügung, um jeweils ein möglichst quellennahes und detailreiches Portait vorzustellen. Ihnen soll in erster Linie der Dank der Herausgeber gelten. Engagiert und interessiert beteiligt waren aber noch zahlreiche weitere Personen: Der für die meisten der in diesem Band vereinigten Aufsätze nötige Einblick in das vorhandene Quellenmaterial wurde durch die Verantwortlichen – genannt seien vor allem der Direktor des Dom- und Diözesanarchivs Dr. Hermann-Josef Braun und seine Mitarbeiter sowie der Generalvikar des Bistums Mainz, Prälat Dietmar Giebelmann – völlig unkompliziert und mit tatkräftiger Unterstützung gewährt. Namentlich

ungenannt müssen viele weitere Personen bleiben, die auf die unterschiedlichste Art und Weise dabei halfen, quellenmäßige Hinweise und teilweise noch erhebbare persönliche Erinnerungen an die vorgestellten Menschen zu sammeln. Auch diese Vernetzung ist ein positiver (Neben-)Effekt der „Lebensbilder“. Ute Blankenheim M.A. hat den Band mit großer Akribie Korrektur gelesen. Dass der Leser nunmehr auch ein buchhandwerklich gut gearbeitetes Exemplar in Händen halten darf, ist der aufmerksamen und erfahrenen Arbeit von Dr. Barbara Nichtweiß und Gabriela Hart zu verdanken. Aus dem gelieferten Rohmaterial aus Texten und Bildern ließen sie ein „richtiges Buch“ werden. Der Kooperation mit der Abteilung „Publikationen Bistum Mainz“ ist es auch zu verdanken, dass der erste Band der „Lebensbilder“ zugleich als „Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz“ erscheinen kann.

Ein herzliches Vergelt's Gott ihnen allen.

Mainz, im Februar 2016

Claus Arnold und Christoph Nebgen
Institut für Mainzer Kirchengeschichte

Johann Baptist Lüft (1801–1870)

Bedeutender Gießener Theologe
und prägende Gestalt des Darmstädter Katholizismus

Uwe Scharfenecker

*Seine edlen Charaktereigenschaften, sein ausgezeichnetes Wissen, seine abgemessene Klugheit und seine kindliche Frömmigkeit sichern ihm ein treues Andenken auch in die fernsten Zeiten.*¹ Mit diesen überschwänglichen Worten pries Alfred Bang-Kaup 1957 das Wirken des Darmstädter Pfarrers Johann Baptist Lüft. Und als herausragender Theologe wurde er in den letzten Jahren wieder entdeckt, als Franz Kohlschein seine große Bedeutung für die „Wissenschaftsgeschichte der Liturgiewissenschaft“ ins Bewusstsein rief und den hohen Reflexionsgrad seiner „Liturgik“ rühmte². So lohnt es sich, Lüft auf den verschiedenen Stationen seines Wirkens zu begleiten, um ihn als Professor, als Bischofskandidat, als Liturgiker und schließlich als Pfarrer kennen zu lernen.

Retter in der Not: Johann Baptist Lüft als Professor und Pfarrer in Gießen

Im Wintersemester 1830/31 wurde in Gießen, der Landesuniversität des Großherzogtums Hessen-Darmstadt, eine Katholisch-Theologische Fakultät eröffnet. Nachdem das Land im Gefolge der Napoleonischen Kriege einen erheblichen Gebietszuwachs zu verzeichnen hatte und dem zuvor fast rein evangelischen Territorium nun auch viele katholische Bewohner zugehörten, hatte sich Großherzog Ludwig II. (1777–1848, 1830 Großherzog) zu dieser Maßnahme entschlossen. Sie kam nicht von ungefähr, entsprach sie doch den Maximen, zu denen sich die südwestdeutschen Staaten bekannt hatten, die seit 1817 auf den Frankfurter Verhandlungen nach einer einheitlichen Lösung der Kirchenfrage suchten. Die Theologenausbildung hatte demnach an staatlichen Fakultäten und nicht an kirchlichen Seminaren zu erfolgen. Im Königreich Württemberg stand die Katholisch-Theologische Fakultät in Tübingen, im Großherzogtum Baden diejenige in Freiburg zur Verfügung. Nun wurde

1 Bang-Kaup/Kastell, Pfarrchronik, S. 49.

2 Kohlschein, Auf dem Wege, S. 290 und 287.



Lieber Pfarrer als Professor: Johann Baptist Lüft

die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Gießen der Studienort für die hessen-darmstädtischen Theologen. Das Priesterseminar der Bischofsstadt Mainz, das bisher diesem Zweck gedient hatte, wurde auf die unmittelbare Vorbereitung der seelsorglichen Praxis beschränkt.

Bei der Umsetzung der Fakultätspläne kam dem früheren Gießener Rechtsprofessor Justin Timotheus Balthasar Linde (1797–1870), der seit März 1829 als Referent für Kirchensachen im Darmstädter Innenministerium tätig war, eine entscheidende Bedeutung zu. Er war es auch, der nach Professoren für die Fakultät Ausschau hielt. Unterstützt wurde er hierbei vom Mainzer Bischof Josef Vitus Burg (1768–1833, 1829 Bischof von Mainz). Diesem gelang es, die Berufung von Vertretern eines extremen kirchlichen Liberalismus zu verhindern. Stattdessen konnte er dem aus Baden stammenden Pfarrer Johann Nepomuk Locherer (1773–1837) eine Professur verschaffen. Dazu kamen der Tübinger Repetent Franz Anton Staudenmaier (1800–1856) und der Bonner Privatdozent Johann Josef Müller (1803–1860). Locherer sollte die Kirchengeschichte, Müller die Exegese und Staudenmaier die Dogmatik übernehmen. In der Senatssitzung vom 27. November 1830 wurde die Fakultät feierlich eröffnet. Noch aber stand die Ernennung eines Moral- und Pastoraltheologen aus. Die unbesetzte Stelle führte fast dazu, dass die Studenten aus Nassau, die in Gießen Theologie studieren wollten, der Lahnstadt wieder den Rücken kehrten. Nachdem auf die Suche nach auswärtigen Kandidaten verzichtet worden war, entschloss man sich, die am meisten mit der pastoralen Praxis verbundene Professur mit der Stelle des Gießener Pfarrers zu verbinden. Ein geeigneter Kandidat fand sich im Mainzer Klerus: Johann Baptist Lüft.

Johann Baptist Lüft wurde am 30. März 1801 in Hechtsheim bei Mainz als Sohn des Tagelöhners Jakob Lüft und seiner Frau Klara Strohm geboren; er besuchte das Bischöfliche Gymnasium in Mainz und machte seine theologischen Studien am dortigen Priesterseminar. Dort erkannte man in ihm den künftigen guten Prediger; herausragende Bewertungen wurden ihm ansonsten allerdings nicht zuteil. Am 7. April 1824 wurde er in Speyer zum Priester geweiht und wirkte anschließend als Lehrer am Bischöflichen Gymnasium in Mainz, 1829 übernahm er die Moralprofessur am Mainzer Seminar und wurde in diesem Amt von Bischof Burg bestätigt. Lüft stammte also aus der sogenannten „Mainzer Schule“, die für eine römische Ausrichtung in Theologie und Disziplin bekannt war. Die Einrichtung der Gießener Fakultät stieß im Mainzer Seminar verständlicherweise auf Widerstand. Die Berufung Lüfts sollte den Gegnern der Fakultät wohl auch den Wind aus den Segeln nehmen.

Lüft reiste am 19. November 1830 nach Gießen ab. Bischof Burg drängte in Darmstadt auf seine rasche Ernennung zum Ordinarius, und schon am 30. November berief Großherzog Ludwig II. ihn zum vierten Professor an der Katholisch-Theologischen Fakultät, die damit komplett besetzt war. Die Fakultät promovierte ihn zum Doktor der Theologie, und wenige Tage später nahm er seine Vorlesungen auf. Da Lüft seine Professur zusätzlich zur Pfarrei versah, wurde ihm nur ein Gehalt

von 300 fl. zugestanden. Beim Ausscheiden Johann Josef Müllers aus der Fakultät im folgenden Jahr konnte er auf die dritte Professur vorrücken und erhielt nun 400 fl. Jahresgehalt, eine Summe, die bei seinen geringen Bezügen als Pfarrer kaum zum Leben reichte.

Kurze Zeit nach seiner Ernennung schilderte Lüft dem Darmstädter Ministerialrat Linde, der wenige Jahre später Kanzler der Gießener Universität werden sollte, die Prämissen, unter denen er seine neue Stelle angetreten hatte. Leitmotiv waren für ihn die *Anforderungen der Zeit*. Um ihnen zu entsprechen, galt es *die wissenschaftliche Darstellung der Religion und die wissenschaftliche Bildung des Trägers der Religion bestmöglichst* zu steigern. Als zentrale Eigenschaften des Theologen nannte er *Milde, Bescheidenheit und konfessionelle Toleranz. Die Zeit mit der Religion zu versöhnen*, war sein höchstes Ziel. Allen andersgearteten Bestrebungen erteilte Lüft eine scharfe Absage, vor allem jenen, *die das Christentum und die Kirche nur durch die Präskription zu rechtfertigen wissen, und die, während sie sich vom Elsass nach dem Rheine zu und vom Rheine nach Italien die Parole zurufen, den Ruf der Zeit selbst überhören*³. Gemeint war der Mainzer Kreis. Ob diese deutliche Absage an die Schule, aus der er selbst stammte, ganz ernst gemeint war? Suchte Lüft seine Ernennung durch Bekenntnisse zu rechtfertigen, von denen er annehmen konnte, dass sie in Darmstadt auf positive Resonanz stießen? Das gute Zusammenwirken mit den Mainzern in späteren Jahren lässt einen solchen Schluss zu, wobei das Anliegen, eine vernunftgemäße Theologie zu treiben, die auf der Höhe der Zeit stand, Lüfts Wirken mindestens ebenso prägte.

Zu seinem Selbstverständnis als „Religionslehrer“ äußerte sich Lüft gegenüber Bischof Burg. Als zentrales Anliegen erscheint auch hier, das Zeitgemäße des christlichen Glaubens aufzuweisen. *Obschon aus dem Mittelpunkt des Christentums heraus sprechend und handelnd, darf er* [sc. der Theologieprofessor] *doch hinwiederum den Ruf der Zeit nicht unbeachtet lassen*. Neben der Wissenschaftlichkeit müssen sich Vorlesungen daher auch durch *Brauchbarkeit fürs Leben* auszeichnen⁴. Burg war überzeugt, dass Lüft diese Kriterien erfüllte. Anlässlich seiner Ernennung zum Dekan des Landkapitels Gießen sprach der Bischof von Lüfts *Bescheidenheit und Menschenfreundlichkeit* und lobte Rechtgläubigkeit, wissenschaftliche Gründlichkeit und *unverdrossenen Fleiß*⁵. Und er sollte sich nicht täuschen.

Lüft wurde zu einem der wichtigsten Mitarbeiter der von den Gießener Katholisch-Theologischen Fakultät herausgegebenen „Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie“. In seinen theologischen Grundpositionen war er sich mit seinen Kollegen Franz Anton Staudenmaier und Johann Evangelist Kuhn (1806–1887) einig. Der letztere hatte 1832 die früh verwaiste Exegese Professur übernommen; wie Staudenmaier kam er aus Tübingen. Lüft hielt Vorlesungen zur Christlichen Sittenlehre

3 Lüft an Linde, Gießen, 17. Dezember 1830; BAF FN 10/32.

4 Lüft an Burg, Gießen, 22. Dezember 1830; DDAMz Generalakten I/I, fol. 19–19a.

5 Burg an Lüft, Mainz, 10. Dezember 1830; DDAMz Pfarrakten Dekanat Gießen.

oder Moraltheologie, behandelte die Geschichte der Moral und las über Katechetik, Liturgik, Homiletik und Pastoral, auch Predigtübungen bot er an.

Daneben oblag ihm als Pfarrer die Beaufsichtigung der Studenten. In seiner Funktion als Bischöflicher Kommissar informierte er Burg über ihr sittliches Betragen und wirkte als Vertreter des Bischofs bei den Prüfungen mit. Zu Beginn und Ende eines jeden Semesters hatte er umfangreiche „Konduitenlisten“ (über wissenschaftlichen Fortschritt, Fleiß und Betragen der Studenten) zu verfassen und konnte im Auftrag des Bischofs die Nichtaufnahme ins Seminar androhen. Auch die Erlaubnis zum Besuch von Vorlesungen evangelischer Theologen lag in seiner Hand. Bereits vor der einvernehmlichen Regelung mit der Regierung hatte Bischof Burg den Gießener Pfarrer Lüft damit beauftragt, ihm regelmäßig Berichte über den wissenschaftlichen Fortschritt und das sittliche Verhalten der Gießener Theologen zu senden. Vorerst sollte Lüft seine Aufsichtspflicht *vertraulich* und nicht *amtlich* wahrnehmen, um jede Kollision mit den Aufsichtsorganen der Universität zu vermeiden⁶.

Lüfts Wirken als Pfarrer war von einer extremen Diasporasituation geprägt. Am „Vorabend“ der Stiftung der Fakultät waren außer den katholischen Studenten 236 Katholiken in Gießen anzutreffen. Die Zahl der Protestanten lag bei etwa 7000. Da es keine katholische Schule in Gießen gab, besuchten die Kinder die Stadtschulen, die meisten wurden auf Privatinstituten unterrichtet (19 von 25). Johann Baptist Lüft führte den Werktagsgottesdienst ein und wurde – nach Ausweis der Pfarrchronik – in der Gemeinde sehr geschätzt. Dort heißt es wörtlich: *Die Errichtung der Fakultät und ein Mann wie Lüft an der Spitze der Pfarrei mussten zur Hebung des Ansehens derselben beitragen. Lüft war voll Eifer für seinen Beruf; er brachte die katholische Kanzel wieder zu Ehren, und sein bescheidener, frommer Sinn, sein wahrhaft priesterlicher Wandel gewannen ihm bald aller Herzen.*⁷ Lüft konnte 1832 von 140 katholischen neben 270 evangelischen Studenten berichten. 1836 zählte Gießen 260 Katholiken, erst 1840 konnte eine eigene katholische Kirche geweiht werden. Doch zu diesem Zeitpunkt weilte Lüft schon fünf Jahre in Darmstadt.

Bereits 1833, als Gerüchte über eine Berufung des Darmstädter Pfarrers und Oberschulrats Peter Leopold Kaiser (1788–1848) ins Domkapitel nach Gießen drangen, bemühte sich Lüft um dessen Nachfolge. Er wollte sich zwar auch weiterhin der Wissenschaft widmen, hatte aber den heißen Wunsch, in einem *mehr praktischen* Wirkungskreis zu leben⁸. Während seiner ganzen Gießener Zeit sehnte er sich nach der kirchlich wärmeren Atmosphäre in Mainz zurück. Dies lag nicht nur daran, dass bei ihm, wie er sich selbst ausdrückte, das Herz vor dem Verstand kam⁹. Burgs Nachfolger Johann Jakob Humann (1771–1834) vertraute er seine Sicht der Fakultät an: *Die*

6 Burg an Lüft, Mainz, 12. Dezember 1830; DDAMz Pfarrakten Gießen 2.

7 [J. B. Rady], *Chronica Parochiae Catholicae Giessen* 1880, S. 223; PfAGi.

8 Lüft an Linde, Gießen, 12. Oktober 1833; BAF FN 10/32.

9 Lüft an Burg, Gießen, 24. Mai 1831; DDAMz Generalakten 1/IIk.

*kirchliche Richtung ist gut; ruhig, durchaus nicht polemisch oder neologisch. Jedoch scheint die religiöse Tendenz vor der kirchlichen in der theologischen Wissenschaft hier vorzuherrschen, und darin dünkt mir eine Hauptverschiedenheit zwischen der frühern theologischen Bildung in Mainz und der hiesigen gelegen zu sein.*¹⁰ Seinen Kollegen gegenüber nannte Lüft vor allem die Doppelbelastung mit Pfarrei und Professur als Grund für seinen Wechsel nach Darmstadt¹¹, dessen Pfarrer Peter Leopold Kaiser zum neuen Mainzer Bischof gewählt worden war. Am 28. April 1835 ernannte Großherzog Ludwig II. Johann Baptist Lüft zum geistlichen Mitglied und Rat im Oberschulrat, am 16. Juni erfolgte die Ernennung zum Darmstädter Pfarrer und kurze Zeit darauf zum Dekan des Dekanats Darmstadt; bereits am 9. Mai hatte sich Lüft – wegen Unwohlseins nur mit einer kurzen Notiz im Gießener Anzeigblatt – von Gießen verabschiedet.

Dass damit seine Beziehungen zu Gießen nicht erloschen waren, zeigte sich bald. Immer wieder wirkte er als Mittelsmann der Regierung, wenn es um die Besetzung freier Professuren ging. Nach der Zwangspensionierung des Kirchenhistorikers Kaspar Riffel (1807–1856) geriet die Fakultät in schwere See. Da Riffel sich in seiner Reformationsgeschichte negativ über Martin Luther geäußert hatte, entstand der Eindruck, seine Entlassung stünde damit in Zusammenhang. Die Bistumsgeistlichkeit verschiedener Dekanate wandte sich entschieden gegen die Maßnahme. Während das Dekanat Mainz-Stadt nicht mit Angriffen auf die großherzogliche Regierung sparte, enthielt sich die von Lüft mit unterzeichnete und wohl auch verfasste Eingabe des Dekanats Darmstadt jeden Angriffes auf die Regierung – für den in der Hauptstadt wirkenden Klerus wenig überraschend. Anstelle der Pensionierung stand die Kritik an der Agitation gegen Riffels Buch im Mittelpunkt. Allerdings zog Lüft ähnliche Konsequenzen wie die Mainzer, auch seines Erachtens hatte die Priesterbildung im Zentrum des Bistums stattzufinden. Mit dem bischöflichen Aufsichtsrecht über das Theologiestudium ließ sich am Regierungssitz schlecht argumentieren, stattdessen verwies die Darmstädter Geistlichkeit auf die weite Entfernung Gießens von den Provinzen Rheinhessen und Starkenburg, aus denen fast alle Theologen stammten, und auf das fehlende katholische Umland.¹² Begegnet uns Lüft hier als Verfasser einer Eingabe an den Bischöflichen Stuhl zu Mainz, so schien es bald, er selbst werde die Mainzer Kathedra besteigen.

10 Lüft an Humann, Gießen, 9. Dezember 1833; DDAMz Generalakten 1/III, fol. 14f.

11 Staudenmaier an Kaiser, Gießen, 22. Januar 1836; DDAMz Generalakten 4, fol. 107–110.

12 Eingabe der Geistlichen des Dekanats Darmstadt, o.O., 21. Januar 1842; DDAMz Generalakten 4, fol. 45f.

Graue Eminenz statt Exzellenz:
Johann Baptist Lüft als Kandidat für den Mainzer Bischofsstuhl

Am 30. Dezember 1848 starb der Mainzer Bischof Peter Leopold Kaiser. Bald nach seinem Tod wurden in der Öffentlichkeit mögliche Kandidaten für die Nachfolge gehandelt: der Berliner Stiftspropst Wilhelm Emmanuel von Ketteler (1811–1877), der Mainzer Domkapitular Adam Franz Lennig (1803–1866) und eben Johann Baptist Lüft. Während Ketteler als Landesfremder zunächst in den Hintergrund trat, betrachtete der Münchner Internuntius Carlo Sacconi (1808–1889) Lennig und Lüft als *due eccellenti ecclesiastici*¹³. Ein Artikel in der „Darmstädter Zeitung“ favorisierte Lüft, *der mit ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung und bewährter Geschäftskennntnis einen höchst ehrenwerten Charakter verbindet*¹⁴. Auch im „Frankfurter Journal“ war zunächst nur von Lüft die Rede. Kaiser werde als Nachfolger vermutlich *einen hochgeachteten katholischen Pfarrer in Darmstadt, einen geborenen Rheinessen erhalten, der durch umfassende Bildung, wahre Frömmigkeit und lebenswürdigen und humanen Charakter gleich ausgezeichnet sein soll*¹⁵. Ähnlich ließ sich die „Frankfurter Oberpostamtszeitung“ vernehmen. Lüft werde *an dem Wesen und an den Satzungen des reinen Katholizismus festhalten*, doch *ebenso keine konfessionellen Friedensstörungen veranlassen*. Dafür bürge *sein streng kluges Verhalten in seiner gegenwärtigen Stellung*¹⁶.

Lüft sollte nach dem Willen der Regierung auch als Stellvertreter des Bischofs in der Ersten Kammer wirken. Doch Lüft verweigerte sich. Die Regierung berief den Gießener Dogmatiker Leopold Schmid (1808–1869), der damit automatisch als Bischofskandidat ins Gespräch kam. Auf der Kandidatenliste, die das Mainzer Kapitel am 20. Januar 1849 aufstellte, standen die Namen der Domkapitulare selbst sowie Lüft und Schmid.

Der Mainzer Kreis sprach sich entschieden für Lennig aus. *Fähig, würdig und berufen*, Bischof zu werden, meinte Johann Baptist Heinrich (1816–1891), sei nur Lennig – Lüft sei *allzusehr verdarmstädtert*. Immerhin, bei einem Bischof Lüft konnte Lennig auf Einfluss hoffen¹⁷.

Die Darmstädter Regierung legte sich große Zurückhaltung auf und verzichtete auf die Benennung eines Wunschkandidaten, wie noch bei der Bischofswahl im Jahre 1833 geschehen. Umso größer war die Überraschung, als aus der Wahl am 22. Fe-

13 Sacconi an Antonelli, Entwurf des Berichts Nr. 158, München, 11. Januar 1849; ASV ANM 80 pos. 87.

14 Aus dem Bistum Mainz, 5. Januar. In: Darmstädter Zeitung Nr. 7 vom 7. Januar 1849.

15 Mainz, 3. Januar. In: Frankfurter Journal Nr. 4 vom 4. Januar 1849.

16 Aus dem Großherzogtum Hessen, 12. Januar. In: Beilage zur Frankfurter Oberpostamtszeitung Nr. 12 vom 13. Januar 1849.

17 Heinrich an Moritz Lieber, Mainz, 30. Januar 1849; FDHF Hs. 24691.

bruar 1849 Leopold Schmid als Mainzer Bischof hervorging. Im Mainzer Kreis herrschte helles Entsetzen; doch begann man schon bald mit Maßnahmen, um die Bestätigung der Wahl zu verhindern.

Als Pfarrer der Residenzstadt Darmstadt, als Bischofskandidat und als Freund des Mainzer Kreises spielte Johann Baptist Lüft dabei eine nicht zu unterschätzende Rolle. Dass er selbst keinerlei Interesse an der Mitra hatte, verschwieg er nicht. Sein Kandidat war Adam Franz Lennig. Am 28. Januar 1849 teilte er diesem brisante Neuigkeiten aus Darmstadt mit. Lüft hatte gehört, die Regierung werde versuchen, die Wahl zu beeinflussen. Bereits zwei Tage später konnte er Entwarnung geben; er hatte in Erfahrung gebracht, dass das Ministerium sich überhaupt nicht in die Wahl einzumischen gedenke. Er informierte Lennig, dass er das Ansinnen der Regierung, ihn als Vertreter des Bischofs in der Ersten Kammer der Landstände zu gewinnen, abgelehnt habe, weil damit das Odium des künftigen Bischofs verbunden war.¹⁸ Wer kam außer Lennig als ernsthafter Kandidat in Frage? Schmid hatte in den Augen Lüfts keine Chance, *der Klerus sei die Einschluckung und Herrschaft von Fremden endlich müde*; der in der Schweiz geborene Schmid entspreche auch nicht den Anforderungen der Landesherrlichen Verordnung vom 30. Januar 1830, die forderte, der Bischof müsse *ein Deutscher von Geburt* sein¹⁹. Über den Ausgang der Wahl war Lüft indigniert. *Pfui der Schande!*, schrieb er Lennig, bei so vielen Fähigen in gremio habe das Kapitel *einen Fremden und dazu noch diesen versteckten Schwaben* gewählt. Bei allem Ärger über die Wahl Schmidts, Lüft konnte nach wie vor versichern, dass die Regierung keine Schuld traf. Der landesherrliche Wahlkommissar *hatte die Instruktion, auch gar keinen Einfluß zu üben*. Lüft kannte ihn als *Ehrenmann*, der die Aufgabe unter anderen Voraussetzungen ohnehin nicht übernommen hätte²⁰. Lüft riet Lennig, die Argumentation gegen Schmid auf vier Punkte aufzubauen: 1. Schmidts Unfähigkeit, den Zwiespalt im Klerus zu überwinden, 2. das Eintreten der „Fortschrittspartei“ für Schmid, 3. der Wunsch nach einem Bischof, der aus der Diözese stammt, 4. die Ablehnung anderer Kandidaten (sc. Lennig) *wegen ihrer katholischen Gesinnung*.²¹

Im Herbst 1849 übermittelte er neue Informationen zur Haltung der Regierung und bezeichnete *die Hofpartei für weniger gefährlich als die Wahlherren*. Im Kapitel sah er diejenigen, die *voll Leidenschaft und Verbitterung* für Schmid agierten. Im Falle einer Ablehnung Schmidts durch den Papst rechnete man in Darmstadt damit, das Kapitel werde Staudenmaier zum Bischof wählen. Doch der kann in den Augen Lüfts *noch weniger als Schmid bestätigt werden*²². Die Schreiben Lüfts machen deutlich, dass Lennig über die wahre Haltung der Regierung informiert war; seine Klagen über

18 Lüft an Lennig, Darmstadt, 28./30. Januar 1849; DDAMz Domkapitel C. 1.8a.

19 Lüft an Lennig, o.O., o.D.; ebd.

20 Lüft an Lennig, Darmstadt, 23. Februar 1849; ebd.

21 Lüft an Lennig, Darmstadt, 8. März 1849; ebd.

22 Lüft an Lennig, Darmstadt, 3. September 1849; ebd.

eine Beeinflussung der Wahl fußen somit allein auf grundsätzlichen Bedenken und waren von der Sache her unbegründet. Jedenfalls gelang es dem Mainzer Kreis die Verwerfung der Wahl Schmidts durch den Papst zu erreichen. Das Kapitel verzichtete auf eine erneute Wahl, legte dem Papst eine Dreierliste mit den Namen des Breslauer Domherrn Heinrich Förster (1799–1881), des Rottenburger Domkapitulars Anton Oehler (1810–1879) und Wilhelm Emmanuel von Kettlers vor, der dann 1850 ernannt wurde. Schon im folgenden Jahr eröffnete er die Theologische Lehranstalt am Mainzer Seminar und sorgte so für den Untergang der Gießener Katholisch-Theologischen Fakultät. Wir wissen nicht, wie Lüst sich dazu stellte. Dass Lüsts theologisches Denken den Gießener Jahren viel zu verdanken hatte, ist nicht zu bestreiten. Der Austausch mit Lüst war aber auch für Staudenmaier und Kuhn, die zu bedeutendsten Theologen der Zeit zählten, ausgesprochen fruchtbar. Werfen wir daher einen Blick auf Lüsts theologisches Oeuvre.

Theologe von Ruf: Johann Baptist Lüst als Liturgiker

Wie Staudenmaier gehörte auch Lüst zu den Mitarbeitern der „Kirchenzeitung für das katholische Deutschland“. Hier veröffentlichte er 1832 einen Aufsatz zur Homiletik.²³ In einer grundlegenden Analyse des Predigtwesens seiner Zeit konstatierte Lüst drei Bedürfnisse der *Kanzelberedsamkeit*:

1. Die Predigt bedarf wieder mehr echt christlicher Inhalte, muss *von mehr religiöser Wärme und Innigkeit getragen und durchdrungen* sein²⁴; an die Stelle *seichter Verstandesaufklärung* und *kalter Deisterei* muss die christliche Wahrheit in ihrer Fülle treten²⁵. Lüst trat für einen *warmreligiösen Charakter* der Verkündigung ein²⁶. Hochschule und Priesterseminar hätten die Kandidaten entsprechend zu bilden²⁷.

2. *Wir hören auf unsern Kanzeln allzuwenig die Homilien*.²⁸ Da das Göttliche *im Christentum historisch gegeben* ist, ist eine Orientierung an der Heiligen Schrift unerlässlich. Mit der Quelle der Offenbarung werden die Christen die Offenbarung

23 J. B. Lüst, Die Bedürfnisse der Kanzelberedsamkeit in ihrem Verhältnisse zu den Anforderungen der Zeit und der Kirche. In: Kirchenzeitung für das katholische Deutschland 3 (1832) S. 137–144, 153–158, 209–215, 225–232.

24 Ebd., S. 138.

25 Ebd., S. 140.

26 Ebd., S. 139.

27 Ebd., S. 143.

28 Ebd., S. 153.

selbst lieb gewinnen²⁹. Voraussetzung dafür ist eine Exegese, die die *geistig-praktische Seite* nicht vernachlässigt³⁰.

3. An die Stelle einer *allzu objektiven, abstrakten Allgemeinheit* hat eine Predigt zu treten, in der das wirkliche Leben der Hörer zum Zug kommt, konkrete Themen behandelt werden³¹.

Lüft wandte sich gegen eine Einschränkung des Seelsorgers auf den Morallehrer und gegen eine rein vernunftorientierte Predigt, das nur Gemütvolle lehnte er ebenso ab. Hielt er mit der Ausrichtung an der Heiligen Schrift eine zentrale Forderung der Aufklärung aufrecht, so beklagte er doch die Vernachlässigung der Glaubensinhalte. Wenig später betonte Lüft, *dass jetzt bei der Restauration des christlichen Sinnes und Lebens oder bei dem Streben, beides festzuhalten und tiefer zu begründen, die frühere bei weitem noch nicht ganz verklungene Weise unsers Predigtwesens nicht mehr befriedigen könne und dass über den Prediger unsrer Tage aufs neue jene frische Glut urchristlicher Begeisterung kommen müsse, um dem Göttlichen seine Herrschaft wieder zu erringen oder zu behaupten, um den Genius des Christentums und der Menschheit wieder zu versöhnen und den Leib Christi, der durch den Leichtsinn und die Unbilden der Zeit vielfach verunstaltet worden, wieder neu und lebendig aufzubauen*³².

Einen ähnlich grundlegenden Aufsatz wie zur Homiletik lieferte Lüft für die Liturgik. In seinen „Prinzipien über Cultus und Liturgie“³³ fordert er eine theoretische Verankerung der Liturgie, zumal den in der Praxis vollzogenen liturgischen Reformen keine grundsätzlichen Überlegungen vorausgingen und auch die Reformgegner sich solcher enthielten³⁴. Den *Begriff des Cultus* bestimmt er als *Vereinigung des Menschen mit Gott und dem Göttlichen, vermittelt durch entsprechende Zeichen*³⁵. Dem Kultus kommt ein latreutischer, ein kirchlicher, ein ethischer und ein sakramentalischer Zweck zu³⁶. Als *eigentliches Tätigkeitselement des Cultus* sieht Lüft das *Gefühl* an, das die Kultformen bestimmt³⁷, die aber ebenso der dogmatischen Wahrheit entsprechen müssen; dabei fordert Lüft, die *fromme Volksmeinung* nicht zu vernachlässigen³⁸.

29 Ebd., S. 154.

30 Ebd., S. 155.

31 Ebd., S. 209.

32 Vgl. Lüfts kritische Übersicht der katholischen Predigtliteratur vom Jahre 1833 bis zur Hälfte des Jahres 1834. In: Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 3 (1834) S. 426–470, hier S. 427.

33 Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 1 (1834) S. 55–96.

34 Ebd., S. 55–57.

35 Ebd., S. 58f.

36 Ebd., S. 59–68.

37 Ebd., S. 69.

38 Ebd., S. 80f.

Der Liturge muss *vom Geist der Religion und Andacht ergriffen* sein.³⁹ Auch in seinen liturgiewissenschaftlichen Prinzipien verweigerte sich Lüft bloßer Rationalität und mühte sich um eine ganzheitliche Ausrichtung. Vergleichbare Überlegungen bot er in seiner Rezension der „Liturgik der christkatholischen Religion“ von Franz Xaver Schmid (1800–1871), deren fehlende wissenschaftliche Grundlegung er bemängelte. Lüft betonte das Verdienst *der neuern Zeit*, das darin lag, *zu dem alten archäologischen Stoffe Seele und Gemüt hinzuzubringen, in demselben den Geist und die christlichen Ideen aufzusuchen, den Cultus als die eigentliche plastische Poesie des religiösen und christlichen Lebens zu begründen*⁴⁰. *Den Cultus nur von Seiten seines moralischen Nutzens* aufzufassen, blieb in seinen Augen eine unsachgemäße Reduktion auf einen der vielen Zwecke⁴¹. „Kirchlichkeit“ wird als entschiedenes Anliegen des Gießener Professors fassbar – und Wissenschaftlichkeit. Mit seiner in den vierziger Jahren erschienenen „Liturgik“ löste Lüft schließlich selbst die Forderung nach einer wissenschaftstheoretischen Grundlegung der Liturgie ein.

Nach der Beschäftigung mit der Pastoraltheologie wandte sich Lüft dem zweiten Fach zu, das er in Gießen zu vertreten hatte, und veröffentlichte den Aufsatz „Über Konstruktion und Behandlung der theologischen Moral“⁴². Lüft erstrebte die Befreiung der Moralthologie *aus dem Formalismus* und ihre Umbildung *nach einer reinern und christlich-eigentümlichern Idee*⁴³. Auf einem Gang durch die Geschichte der Moral anerkannte Lüft zwar, dass *Kant in Einzelem um die Sittenlehre große Verdienste hat*, tadelte aber *die absolute Trennung der Moral von der Religion als eines der wesentlichsten und einflussreichsten Gebrechen der Kantischen Sittenlehre*⁴⁴. Auch hier wehrte sich Lüft gegen rationalistische Verengungen. Versuche, die Moral nur anthropologisch zu fundieren, galten Lüft als misslungen; der menschliche Geist erscheine dabei oft *wie ein Automat*, während der Verstand *den allherrschenden Spiritus rector machte*⁴⁵. *Die innere, organische Einigung des Sittlichen mit dem Religiösen* machte Lüft zur Grundlage seiner Moralthologie⁴⁶. Die *Idee der sittlichen Selbstvervollkommnung* gewinnt Gestalt nicht im bloßen Entsprechen der menschlichen Natur, sondern im Über-sie-Hinausstreben. Die Heilige Schrift, die Glaubenslehre und das Leben Jesu liefern dazu *die sittlichen Bestimmungsgründe und Triebfedern*. Lüfts christlich-sittliches Prinzip lautete daher: *Strebe, zur Erreichung deiner eigenen Bestimmung (deiner Verähnlichung mit Gott oder*

39 Ebd., S. 96.

40 J. B. Lüft, Rez. F. X. Schmid, Liturgik der christkatholischen Religion, 2 Bde. Passau 1832–1833. In: Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 3 (1834) S. 229–237, hier S. 229.

41 Ebd., S. 233.

42 Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 2 (1834) S. 76–131.

43 Ebd., S. 77.

44 Ebd., S. 88f.

45 Ebd., S. 91f.

46 Ebd., S. 109.

*der eigentümlichen Entwicklung und Vervollkommenung deines Geistes) den göttlichen Willen, wie derselbe in der Lehre und dem Leben Christi geoffenbart ist, aus freier Liebe und nach deinem ganzen Kraftmaße zu erfüllen.*⁴⁷ Einer bloßen Ableitung der Moral aus der Dogmatik erteilte Lüft eine Absage; er konzipierte das Verhältnis in einem Dreischritt: Die Moral macht die *gläubige Aufnahme der religiösen Wahrheit zur Pflicht*, nach ihrer Rezeption kann die spezielle Ethik ausgebildet werden⁴⁸. Lüft verstand die Zeit, in der er lebte, als Phase des Umbruchs. Die Orientierung an der christlichen Botschaft war dabei der einzige Weg, um eine Neuordnung zu erreichen. *Soll unsere Generation noch einmal zu einem tiefern und geheiligtern Leben erwachen, soll Gott im Leben der Menschheit wieder Raum und das kirchliche wie Staatsleben wieder tiefern Gehalt und festere Basis gewinnen, so müssen vor allem Kirche und Staat wieder in ihren Wurzeln und tiefern Grundlagen gesunden und stark werden, das heißt, der Genius des Christentums muß wieder das eheliche und Familienleben (und die christliche Erziehung) begeistern, durchdringen und heiligen.*⁴⁹

In seiner Darmstädter Zeit erschien Lüfts wissenschaftliches Hauptwerk, die ersten beiden und leider einzigen Bände seiner „Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Kultus“⁵⁰, in denen die allgemeine Liturgik behandelt wurde. An der Bearbeitung weiterer Bände, die der speziellen Liturgik gewidmet sein sollten, scheint Lüft durch seine pastoralen Aufgaben gehindert worden zu sein. Dem Werk wurde eine bahnbrechende Wirkung beigemessen. *Lüft war der erste, welcher der Liturgik ein streng wissenschaftliches Gepräge gab.*⁵¹ Das Werk fußte auf Lüfts Gießener Vorlesungen⁵². Dabei mühte er sich um eine heilsgeschichtliche Grundlegung des Kultus. *Der Grundgedanke des christlichen Glaubens und Lebens ist die Erlösung durch Christus*⁵³. Anteil an der Erlösung gewinnt der Mensch durch seine Lebensgemeinschaft mit Christus, vornehmlich in der Feier der Eucharistie. Das erlösende Tun Christi wird von der Kirche fortgesetzt, in ihr empfangen *alle die Mitteilung des in Christus ruhenden göttlichen Lebens*⁵⁴. Die Kirche ist *eigentlich der durch alle Zeiten erscheinende, fort und fort erlösende Christus selbst*⁵⁵. Lüft definiert den Kultus als *die Gesamtheit der heiligen Handlungen und Formen, durch welche das religiöse Verhältnis*

47 Ebd., S. 118–120.

48 Ebd., S. 130.

49 J. B. Lüft, Rez. H. Klee, Die Ehe. Eine dogmatisch-archäologische Abhandlung, Mainz 1833. In: Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 3 (1834) S. 266–276, hier S. 266.

50 J. B. Lüft, Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Kultus, Bd. 1–2. Mainz 1844–1847.

51 Bang-Kaup/Kastell, Pfarrchronik, S. 30.

52 J. B. Lüft, Liturgik, Bd. 1, S. III.

53 J. B. Lüft, Liturgik, Bd. 1, S. 42.

54 Ebd., S. 47.

55 Ebd., S. 46.

*einer Gemeinschaft oder ihrer einzelnen Glieder zur Gottheit und der Gottheit zur Gemeinde unmittelbar dargestellt und vermittelt wird*⁵⁶. Die Priester sah Lütt dabei als *wirkliche Träger und Leiter des Lichtes und der Gnade, wirkliche Mittler zwischen Gott und den Menschen*⁵⁷, zwar gebe es eine *Unterscheidung zwischen Priestertum und Volk*, doch *beide bestehen neben einander als eine organische, sich gegenseitig bedingende und durchdringende Einheit*. Die Gemeinde wird ausdrücklich als Mitgestalterin der Liturgie genannt. Er anerkennt den Wert der in der Aufklärungszeit entstandenen *deutschen Volksliturgien*, beklagt aber den *kalt dozierenden, flach moralisierenden Geschmack* vieler Schöpfungen dieser Zeit⁵⁸. Den Verlust des Choral, der nur noch in den Kathedralen anzutreffen sei, beklagt er⁵⁹. Als Ministranten wünscht er sich *Kleriker oder gebildete Laien*; denn die *oft ganz rohen Knaben aus der untersten Volksklasse* störten seines Erachtens die Würde des Gottesdienstes *durch das geräuschvolle, bauernhafte Auftreten, das dummstolze Sichgeltendmachen, das haltungslose Hin- und Herlaufen, die schleifenden und kratzenden Kniebeugen, den unordentlichen und verwahrlosten und nicht selten ganz geschmacklosen Anzug*⁶⁰. Die Predigt betrachtete er als wesentlichen Bestandteil des Gottesdienstes und sah ihren Platz unmittelbar im Anschluss an das Evangelium. Lütt lieferte eine Einleitung und eine Gliederung der Liturgik und leistete dabei Pionierarbeit. Wie schon in Gießen nannte er als Zweck des Gottesdienstes die Anbetung Gottes, die Erhaltung des christlichen Glaubens und Lebens und die Vereinigung mit Gott. Seine Konzeption erhob *die Liturgik zweifellos zum Rang einer theologischen Disziplin im universitären Rahmen*⁶¹.

Als 1844 der erste Band der Liturgik erschien, bezeichnete ihn Karl Josef Hefele (1809–1893) als *entschieden das Beste, was im Fache dieser Disziplin bisher in Deutschland geschrieben worden ist*⁶²; Hefele freute sich, dass die praktische Theologie nicht länger *der Tummelplatz der Unwissenschaftlichkeit und des Dünkels* sein sollte⁶³. Die „Liturgik“ bestimmte die Universität Prag, Lütt anlässlich ihrer fünfhundertjährigen Stiftungsfeier zum Ehrendoktor zu promovieren. Lüfts wissenschaftliche Reputation führte auch dazu, dass er des öfteren für eine Professur in Aussicht genommen wurde. Die Tübinger Fakultät verzichtete auf eine Anfrage wegen der Nachfolge Johann Baptist Hirschers (1788–1865) nur, weil man wusste, Lütt werde in Darmstadt bleiben.

56 Ebd., S. 41.

57 Ebd., S. 448.

58 Ebd., S. 191.

59 Ebd., S. 196f.

60 Ebd., S. 473.

61 Zum Ganzen Kohlschein, Auf dem Wege, hier S. 283.

62 K. J. Hefele, Rez. Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Kultus, Bd. 1. Mainz 1844. In: Theologische Quartalschrift 26 (1844) S. 650–658, hier S. 651.

63 Ebd., S. 650.

Seine Werke wirken fort: Johann Baptist Lüft als Pfarrer von Darmstadt

Trotz allen Engagements in Forschung und Lehre hatte sich Lüft in Gießen nicht heimisch gefühlt. Bereits nach den ersten Semesterferien, die er in Mainz verbringen konnte, klärte er Bischof Burg darüber auf, dass es ihm *in Gießen wenigstens in der ersten Zeit* nicht sonderlich gefiel. Nach seiner Rückkehr brauchte er *wieder einige Wochen*, um sich in Gießen *einzugewöhnen, wo das geistig-gemütliche Element so wenig Nahrung hat*. Seine Schwierigkeiten führte Lüft auf seine psychische Struktur zurück: *Ich glaube überhaupt, dass bei mir der Verstand seinen Sitz im Herzen hat.*⁶⁴ Als sich 1835 die Gelegenheit bot, Gießen zu verlassen, nutzte er sie. Bis zu seinem Tod wirkte er als Oberschulrat, Pfarrer und Dekan in Darmstadt. Die Pfarrchronik ermöglicht es, die wesentlichen Stationen von Lüfts Wirken zu rekonstruieren.

Eine wesentliche Rolle spielten dabei Unternehmungen, die zu einer besseren Ausstattung der Pfarrkirche St. Ludwig führen sollten. Für den Einbau eines Chores gelang es Lüft, finanzielle Hilfen durch das großherzogliche Haus zu erlangen. Als Anhänger von Neoromanik und -gotik konnte er dem klassizistischen Bau aber wenig abgewinnen und meinte, das Gebäude mache zwar *einen schönen und großen, aber keinen frommen und kirchlichen Eindruck, und das fromme Gefühl ist durch die Bauweise beeinträchtigt*⁶⁵.

Schon zu Beginn seiner Amtszeit (1837) erreichte Lüft, dass ein katholisches Schulhaus errichtet wurde, und erhielt die Erlaubnis, an den höheren Schulen der Stadt katholischen Religionsunterricht zu erteilen. 1845 gelang die Gründung eines Kirchengesangsvereins, 1854 folgte eine „Katholische höhere Töcherschule“. 1840 wurde die Fronleichnamsprozession eingeführt, die freilich auf den Kirchenraum von St. Ludwig beschränkt blieb; noch 1858 scheiterte der Versuch, sie ins Freie zu verlegen. Auf die Initiative Lüfts ging auch die 1859 erfolgte Berufung der Niederbronner Schwestern zurück. Zunächst gab es große Widerstände gegen die Errichtung eines Klosters im evangelisch geprägten Darmstadt. Aber bald erwarben sich die Schwestern allgemeine Sympathien. Sie wirkten in der ambulanten Krankenpflege und der Armenbetreuung, gründeten eine Handarbeitsschule und erlangten schon 1862 die Korporationsrechte. Im Zusammenwirken mit Großherzogin Mathilde (1813–1862), die in diesem Jahr starb und in ihrem Todesleiden von den Schwestern gepflegt wurde, war Lüft die rasche Integration der klösterlichen Gemeinde in das Darmstädter Gemeinwesen gelungen.

Schon zuvor hatte sich Lüft dem katholischen Vereinswesen angenommen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es einen Kirchenchor zu etablieren, 1857 folgten der katholische Gesellenverein und ein Paramentenverein, im folgenden Jahr

64 Lüft an Burg, Gießen, 24. Mai 1831; DDAMz Generalakten 1/IIk.

65 Bang-Kaup/Kastell, Pfarrchronik, S. 23.

der Armenverein, aus dem 1864 der Elisabethenverein hervorging. Bruderschaften wurden gegründet, ein christlicher Mütterverein ebenso.

Für die mehrheitlich evangelische Landeshauptstadt war Lüft der richtige Mann. In einer anonymen Schrift aus dem Jahr 1839 bekannte er: *Es ist meine Sache nicht und nie gewesen, Unduldsamkeit zu nähren und eine polemische Stellung dem Protestantismus gegenüber einzunehmen. Das friedliche Verhältnis unter den Bekennern beider Konfessionen des Großherzogtums war ihm ein Anliegen.* In seinen veröffentlichten Predigten werden kontroverstheologische Fragen nicht berührt. Doch sah er sich herausgefordert, eine *notgedrungene Ehrenrettung* des katholischen Glaubens vorzunehmen⁶⁶, nachdem der Darmstädter Hofprediger Karl Zimmermann (1803–1877) in einer Predigt zum Reformationsfest der katholischen Kirche *Geistes- und Gewissenszwang, mönchischen Aberglauben, Beladung mit äußerem Werk und drückenden Formen* vorgeworfen hatte⁶⁷. Lüft fand es unerträglich, dass die Kirche vor dem Fürstenhaus *herabgewürdigt, gelästert* wurde⁶⁸. Auch die Kritik, die zu gleicher Zeit im „Frankfurter Journal“ an seinem Gießener Nachfolger Kaspar Riffel geübt wurde, wies Lüft zurück⁶⁹ und beklagte *Jesuitenriecherei und Verdächtigungssucht*⁷⁰. Demgegenüber habe sich *die katholische Geistlichkeit zu Darmstadt [...] stets durch hohe Duldsamkeit wahrhaft ausgezeichnet*⁷¹. Vorbehaltlos würden die Darmstädter Katholiken das Engagement des Großherzogs für sie anerkennen, besonders *bei dem Baue ihrer freilich völlig mißlungenen Kirche*⁷². Solche Spitzen und seine herausgehobene Stellung zwangen Lüft, in der Anonymität zu bleiben; für den religiösen Frieden, das Hauptanliegen der Schrift, ist er allerdings stets offen eingetreten.

Das musste Lüft auch 1845 erfahren, als die deutschkatholische Bewegung in Darmstadt Fuß zu fassen suchte und dabei von der evangelischen Hof- und Stadtgeistlichkeit unterstützt wurde. Lüft bemühte sich, die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen für die geistige Auseinandersetzung mit dem Deutschkatholizismus zu gewinnen und trat selbst in mehreren Predigten gegen den Deutschkatholizismus auf: Indem sie der Gemeinde die Entscheidungsvollmacht über die Glaubenslehre anvertrauten und die Autorität der Heiligen Schrift der Vernunft, gar dem *Zeitbewußtsein* unterwarfen, machten die Deutschkatholiken *die jedesmalige Meinungsansicht der*

66 [J. B. Lüft], Betrachtungen über die neuesten Angriffe auf die Ehre der katholischen Kirche. Eine Epistel an Herrn Generalsuperintendenten Röhr zu Weimar und Herrn Hofprediger Zimmermann zu Darmstadt. Von einem Katholiken des Großherzogtums Hessen und bei Rhein, Schaffhausen 1839, S. If.

67 Ebd., S. 79.

68 Ebd., S. 23.

69 Ebd., S. 59.

70 Ebd., S. 66.

71 Ebd., S. 69.

72 Ebd., S. 68.

*Menschen zu ihrem obersten Prinzip: Es kann jeder zu jeder Zeit glauben, was er will. An die Stelle der Göttlichkeit der Religion tritt die Mode der Zeit. Man hat das Christentum, die Offenbarung, die Religion in ihrem Fundamente angegriffen, abgeleugnet und vernichtet und die Menschen so des Leitsterns beraubt, der allein sicher durchs Leben zu führen vermag. Denn die göttliche Offenbarung muss dem Menschen zu Hilfe kommen und den Funken entzünden, die Gottesbeziehung ermöglichen, die die Grundlage allen menschlichen Lebens ist. Die Neuerer aber haben die schwankende, unsichere Meinung der Zeit über die Religion gestellt und den Menschen ermächtigt, die Religion sich und der Zeit anzupassen.*⁷³ Die Offenbarungsfeindlichkeit der Deutschkatholiken liegt für Lüft auf der Hand, umso betroffener macht ihn die Unterstützung, die ihnen von protestantischer Seite zuteilwurde und die die Feier eines öffentlichen Gottesdienstes ermöglichte. Lüft sieht darin eine *Kränkung* der Katholiken, eine *öffentliche Verletzung* der Gewissensfreiheit; er mahnt seine Gemeinde, dem Glauben und der Kirche treu zu bleiben und in allen Angriffen auf Gott zu vertrauen⁷⁴.

Die politisch-religiöse Bewegung des Deutschkatholizismus blieb eine Randererscheinung, doch ließen die revolutionären Unruhen im Großherzogtum Hessen Lüft 1848 Ausschau nach dem Amt des Frankfurter Stadtpfarrers halten. Lüft teilte Linde mit, *dass mir das Leben in Darmstadt und damit auch meine Stelle immer mehr zu verleiden anfängt, was ich freilich vorläufig nur Ihnen sagen darf, obschon es mir schwer fällt, das Gesicht des Überdresses zu verbergen*⁷⁵. Wie viele Glieder des Establishments erschütterten ihn die revolutionären Vorgänge.

In seiner Neujahrspredigt 1851 blickte Lüft auf die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück und verurteilte Krieg und Revolution, *falsche Aufklärung und Weltweisheit*⁷⁶. Die Wendung zum Besseren schien ihm allerdings gewiss. *Wir haben mit Freuden gesehen, wie ein mächtiger Zug der Gnade durch die Herzen geht, und die Religion wieder angefangen hat, innigere und zahlreichere Verehrer zu zählen.* Auch das Nachlassen der *konfessionellen Reibungen und Kämpfe* erfüllte ihn mit Zuversicht⁷⁷.

Warf man Lüft im Mainzer Kreis auch vor, er sei *allzusehr verdarmstädtert*, so suchte Bischof Ketteler doch seine Verdienste zu würdigen. Da er Lüft bei der nächsten Vakanz eines Domkanonikats unmöglich übergehen, dieser aber in seiner einflussreichen Stelle als Pfarrer und Oberschulrat in Darmstadt „multo utilior“ wirken konnte, bat Ketteler den Papst um die Erlaubnis, Lüft zum Ehrendomherrn erheben

73 J. B. Lüft, Über das wahre Wesen der beabsichtigten neuen Glaubensspaltung und die Art und Weise, wie man ihr Eingang zu verschaffen sucht. In: Predigt-Magazin 14 (1846) Anreden, Betrachtungen, Homilien, Predigten, Predigtentwürfe und Reden, S. 170–176, hier S. 171–174.

74 Ebd., S. 175f.

75 Lüft an Linde, Darmstadt, 23. Juli 1848; BAF FN 10/32.

76 J. B. Lüft, Betrachtungen über den christlichen Glauben und das christliche Leben. Eine Auswahl von Predigten, gehalten in der katholischen Kirche zu Darmstadt. Mainz 1852, S. 54.

77 Ebd., S. 56.

zu dürfen. Der Zustimmung des Großherzogs war er sich von vornherein gewiss. Pius IX. erhob keine Einwände und Lüft wurde 1852 Mainzer Ehrendomherr. Als Darmstädter Pfarrer hatte Lüft zeitweilig Ketteler in der Ersten Kammer der Landstände zu vertreten. 1862 bat er, aus gesundheitlichen Gründen von dieser Aufgabe entbunden zu werden. In dieser Zeit nahm Lüft auch nicht mehr an den Sitzungen der Darmstädter Oberstudiendirektion teil; Klagen über die mangelnde Vertretung kirchlicher Interessen in diesem Gremium waren die Folge.

Politisch dachte Lüft großdeutsch. 1858 kam es deshalb zum Eklat; denn Lüft schlug die Bitte des französischen Gesandten in Darmstadt, zum Napoleonstag 1858 eine Messe zu feiern, rundweg ab; aus seinen pro-österreichischen Gefühlen machte er keinen Hehl. Die hessen-darmstädtische Regierung gab sich indigniert.

In den Jahren 1862/63 stand Lüft in Briefwechsel mit dem resignierten bayerischen König Ludwig I. (1786–1868); dieser hatte enge Beziehungen zu Darmstadt; denn seine Tochter Mathilde war die Gattin Großherzog Ludwigs III. Lüft nahm in seinen Schreiben Stellung zu Heiratsplänen des Königs. Die Auserwählte war die um Jahrzehnte jüngere Darmstädter Hofdame Carlotta von Breidbach-Bürresheim (1838–1920). Lüft betätigte sich als Postillion d’amour, war dann aber vor allem damit beschäftigt, den König von seinen Plänen abzubringen. Als die Freiin sich vermählte, spendete er dem „Unterlegenen“ Trost und gab seiner Hoffnung Ausdruck, *dass bei Euer Majestät bald die Periode eintritt, wo die freundliche Erinnerung ohne schmerzliche Beimischung ist*⁷⁸.

Am Todesleiden Lüfts nahm auch Bischof Ketteler Anteil; schon im Januar 1869 fragte man sich, ob Lüft *den Winter überlebt*⁷⁹. Lüft erholte sich nochmals, starb aber am 23. April 1870. In einem Nachruf der „Darmstädter Zeitung“ hieß es, Lüft erfreute *sich durch die Reinheit, Geradheit und Unwandelbarkeit seines Charakters sowie durch seine echt christliche Toleranz der Achtung und Liebe aller, die mit ihm in Berührung kamen, in reichstem Maße*⁸⁰. Kettelers Urteil war zwiespältiger. *Unsern alten Lüft werden wir noch oft entbehren*, schrieb er an Johann Baptist Heinrich vom Vatikanischen Konzil, *wenn auch für die Seelsorge unendlich viel mehr und Besseres geschehen kann wie bisher*⁸¹. Lüfts „Rolle“ auf der diplomatischen Bühne spiegelte sich auch in der Verleihung des Ritterkreuzes des Großherzoglich Hessischen Ludwigsordens I. Klasse und des Königlich Bayerischen Verdienstordens I. Klasse.

In Johann Baptist Lüft begegnet uns ein Theologe von Rang. Ihm verdankt die Liturgik ihre wissenschaftliche Grundlegung. Doch vermochte die Universität für ihn nicht zur eigentlichen Heimat zu werden. Der Professor für Pastoral strebte

78 Lüft an Ludwig I., Darmstadt, 2. Februar 1863; BayStB München, Ludwig I., Archiv, fol. 77f.

79 Ketteler an Moufang, Mainz, 12. Januar 1869; Ketteler, *Sämtliche Werke*, I/3, S. 32–36, hier S. 35.

80 Darmstadt, 23. April, in: Darmstädter Zeitung Nr. 112 vom 24. April 1870.

81 Ketteler an Heinrich, Rom, 11. Mai 1870; Ketteler, *Sämtliche Werke*, I/3, S. 303–306, hier S. 304.

nach der pastoralen Praxis. 35 Jahre lang hat er sich ihr in Darmstadt gewidmet. Zeit seines Darmstädter Wirkens ist es ihm gelungen, trotz des forschenden Vorgehens eines Bischofs wie Ketteler für ausgeglichene Beziehungen zwischen Staat und Kirche zu sorgen. Dabei hat er den katholischen Standpunkt nicht verschwiegen, viel weniger aufgegeben.

Lebensdaten

30.03.1801	geb. in Hechtsheim bei Mainz als Sohn des Tagelöhners Jakob Lüft und seiner Frau Klara, geb. Strohm
07.04.1824	Priesterweihe in Speyer
1829	Professor für Moraltheologie am Mainzer Priesterseminar
30.11.1830	Professor für Moral- und Pastoraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät und Pfarrer in Gießen
1835	Pfarrer, Dekan und Oberschulrat in Darmstadt
1852	Ehrendomkapitular
23.04.1870	gest. in Darmstadt

Quellen

Archivio Segreto Vaticano, Rom (ASV):

ANM 80 pos. 87

Bundesarchiv Außenstelle, Frankfurt a.M. (BAF):

FN 10/32

Bayerische Staatsbibliothek, München (BayStB):

Ludwig I., Archiv

Dom- und Diözesanarchiv, Mainz (DDAMz):

Generalakten 1/I; Pfarrakten Dekanat Gießen; Pfarrakten Gießen 2; Generalakten 1/IIk; Generalakten 1/III; Generalakten 4; Domkapitel C. 1.8a

Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt a.M. (FDHF):

Hs. 24691

Pfarrarchiv St. Bonifatius, Gießen (PfAGi):

[J. B. Rady], *Chronica Parochiae Catholicae Giessen* 1880

Schriften

Die Bedürfnisse der Kanzelberedsamkeit in ihrem Verhältnisse zu den Anforderungen der Zeit und der Kirche. In: *Kirchenzeitung für das katholische Deutschland* 3 (1832) S. 137–144, 153–158, 209–215, 225–232.

Der Glaube. Sein Wesen, sein notwendiger Zusammenhang mit dem Wesen des Menschen und seine unmittelbarsten Äußerungen. Eine praktisch-theologische Abhandlung in Anlehnung an Matthäus 8,1–13. In: *Religiöse Zeitschrift für das katholische Deutschland* 1 (1833) S. 268–297.

Rez. F. S. Häglsperger, *Skizzierte Themata zu Homilien und Predigten für einen fünffachen Cyklus auf alle Sonn- und Festtage des katholischen Kirchenjahres*. Landshut 1833. In: ebd., S. 322–328.

Rez. F. X. Schmid, *Liturgik der christkatholischen Religion*, 2 Bde. Passau 1832. In: ebd., 1 (1833) S. 328–335 und 2 (1833) S. 314–319.

Über die Parusie. Eine exegetische Abhandlung über Matthäus 24. In: ebd., 2 (1833) S. 147–166.

Prinzipien über Cultus und Liturgie. In: *Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie* 1 (1834) S. 55–96.

Rez. H. Hoffmann, *Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luthers Zeit*. Ein literarisch-historischer Versuch. Breslau 1832. *Deutsche katholische Gesänge aus älterer Zeit*. Eine Anthologie. Frankfurt a. M. 1833. In: ebd., S. 204–214.

Rez. J. B. Hirscher, Betrachtungen über sämtliche Evangelien der Fasten mit Einberechnung der Leidensgeschichte. Tübingen ³1832. In: ebd., S. 229–237.

Rez. J. B. Hirscher, Katechetik. Oder der Beruf des Seelsorgers, die ihm anvertraute Jugend im Christentum zu unterrichten und zu erziehen. Tübingen 1831, ²1832. In: ebd., S. 373–405.

Über Konstruktion und Behandlung der theologischen Moral. In: Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 2 (1834) S. 76–131.

Rez. H. Schreiber, Lehrbuch der Moralthologie, Bd. 1–2. Freiburg i. Br. 1831–1834. In: ebd., S. 413–445.

Rez. H. J. Vogelsang, Lehrbuch der christlichen Sittenlehre, Bd. 1. Bonn 1834. In: ebd., S. 446–455.

Rez. W. M. de Wette, Lehrbuch der christlichen Sittenlehre und der Geschichte derselben. Berlin 1833. In: ebd., S. 455–457.

Rez. F. X. Schmid, Liturgik der christkatholischen Religion, 2 Bde. Passau 1832–1833. In: Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie 3 (1834) S. 229–237.

Rez. H. Klee, Die Ehe. Eine dogmatisch-archäologische Abhandlung. Mainz 1833. In: ebd., S. 266–276.

Rez. A. F. S. Rost, Religionswissenschaftliche Darstellung der Ehe. Wien 1834. In: ebd., S. 277–279.

Rez. F. X. Massl, Le Maître de Sacys Erklärung der heiligen Schriften des neuen Testaments nach den heiligen Vätern und andern bewährten Schriftstellern der Kirche, 3 Bde. Straubing 1831–33. In: ebd., S. 294–298.

Kritische Übersicht der katholischen Predigtliteratur vom Jahre 1833 bis zur Hälfte des Jahres 1834. In: ebd., S. 426–470.

Predigt, gehalten am Neujahrstage 1839 in der katholischen Kirche zu Darmstadt. In: Predigt-Magazin 2 (1839) Anreden, Betrachtungen, Homilien, Predigten, Predigtentwürfe und Reden, S. 327–334 (Dazu: Der Katholik 19, 1839, Bd. 73, S. CXXIVf).

[anonym], Betrachtungen über die neuesten Angriffe auf die Ehre der katholischen Kirche. Eine Epistel an Herrn Generalsuperintendenten Röhr zu Weimar und Herrn Hofprediger Zimmermann zu Darmstadt. Von einem Katholiken des Großherzogtums Hessen und bei Rhein. Schaffhausen 1839⁸².

Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus, Bd. 1–2. Mainz 1844–1847.

82 Lüft wird als Verfasser genannt bei [J. B. Rady], *Chronica Parochiae Catholicae* Giessen 1880, S. 224; PfAGi und in einer handschriftlichen Ergänzung auf dem Titelblatt des Exemplars der Staatlichen Provinzialbibliothek Amberg (Sign. H. eccl. 283^a).

Die christliche Freiheit. Gehalten am vierten Fastensonntage in der katholischen Kirche zu Darmstadt. In: *Predigt-Magazin* 14 (1846) Anreden etc., S. 154–161.

Von der Einheit mit dem Oberhaupte der katholischen Kirche. Am sechsten Sonntag nach Pfingsten. In: ebd., S. 162–170.

Über das wahre Wesen der beabsichtigten neuen Glaubensspaltung und die Art und Weise, wie man ihr Eingang zu verschaffen sucht. Gehalten am neunten Sonntag nach Pfingsten. In: ebd., S. 170–176; auszugsweise auch in: *Der Katholik* 25 (1845) S. 421–423.

Artikel in *Wetzer und Welte's Kirchenlexikon: Baldachin*, Bd. 1, Freiburg i. Br. 1847, S. 588f – *Begräbnis (christliches)*, ebd., S. 734–737. – *Bekenner (Confessores)*, ebd., S. 753–755. – *Corporale*, Bd. 2, Freiburg i. Br. 1848, S. 880f – *Credenz oder Credenz-tisch*, ebd., S. 909. – *Cruxifix*, ebd., S. 926–929. – *Cultus*, ebd., S. 936–941. – *Dies irae*, Bd. 3, Freiburg i. Br. 1849, S. 140. – *Domine non sum dignus*, ebd., S. 230. – *Dominus vobiscum*, ebd., S. 244f – *Liturgik*, Bd. 6, Freiburg i. Br. 1851, S. 555–557. – *Märtyrer*, ebd., S. 908.

Betrachtungen über den christlichen Glauben und das christliche Leben. Eine Auswahl von Predigten, gehalten in der katholischen Kirche zu Darmstadt. Mainz 1852.

Artikel in der zweiten Auflage des *Wetzer und Welte's Kirchenlexikon: Bekenner (Confessores)*, Bd. 2, Freiburg i. Br. 1883, Sp. 269–271. – *Credenz oder Credenz-tisch*, Bd. 3, Freiburg i. Br. 1884, Sp. 1181. – *Domine non sum dignus*, ebd., Sp. 1930.

Literatur

Alfred Bang-Kaup und Wilhelm Kastell, *Die Pfarrchronik von St. Ludwig in Darmstadt 1790–1945* (= Ergänzungsbände zum Jahrbuch für das Bistum Mainz 5). Mainz 1957.

Georg Feigel, *125 Jahre (1859–1984) Schwestern vom Göttlichen Erlöser in Darmstadt*. Darmstadt 1984.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. von Erwin Iserloh u.a. Mainz 1977ff.

Franz Kohlschein, *Auf dem Wege zur Liturgik als Wissenschaft – Johann Baptist Lüft (1801–1870) als Liturgiker*. In: Ders. und Peter Wünsche (Hg.), *Liturgiewissenschaft – Studien zur Wissenschaftsgeschichte* (= Liturgiewissenschaftliche Quellen und Forschungen 78). Münster 1996, S. 234–290.

Uwe Scharfenecker, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen 1830–1859. Ereignisse, Strukturen, Personen* (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 81). Paderborn 1998.

Adam Franz Lennig (1803–1866)

Ein moderner Organisator einer konservativ ausgerichteten Kirche

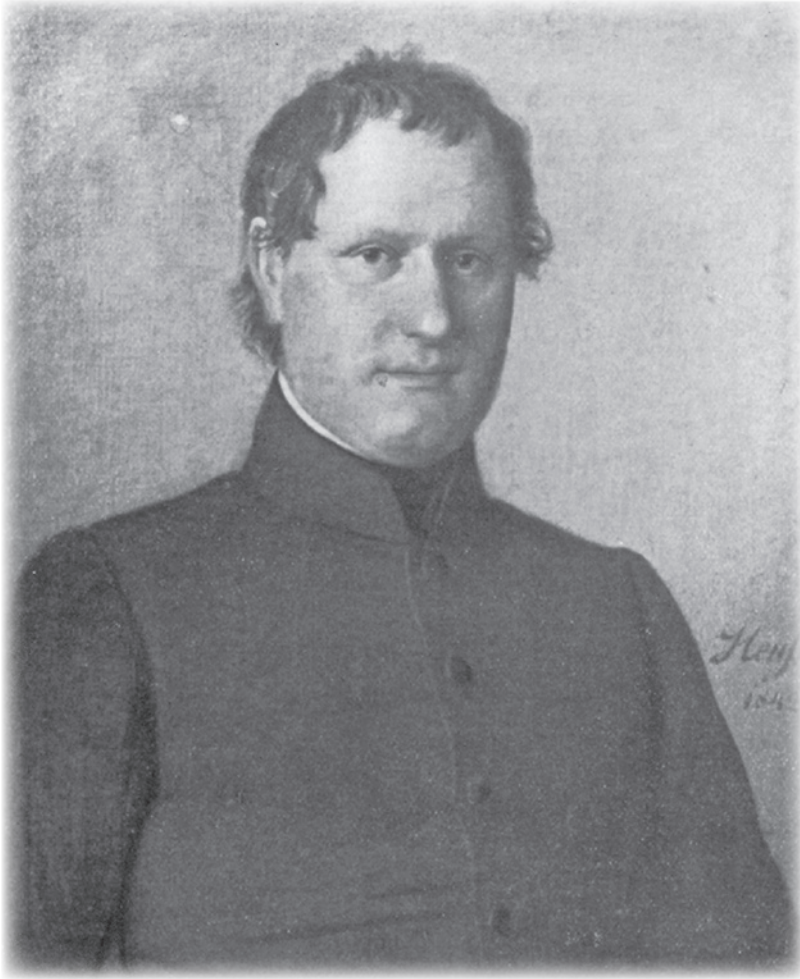
Thomas Berger

Wenngleich in dem für die Zeit üblichen Pathos gehalten, so erfasst die Beschreibung Adam Franz Lennigs, die sich im November 1866 auf seinem Totenzettel fand, seine Person doch recht genau: *Ein Mann voll Charakter und ein Priester voll Frömmigkeit und Begeisterung für seinen heiligen Beruf, war der Verstorbene allen ein Vorbild, Vielen eine Stütze und in den Zeiten des Verfalls und des Kampfes ein treuer und umsichtiger Vertreter des Rechts und der Freiheit der Kirche. ... Gegen niemanden hart und feindselig war er stets fest und unerschütterlich in den Grundsätzen; deshalb von denen, die ihm näher standen, geliebt und verehrt, und selbst von den Gegnern geachtet.*¹

Die angemessene Einordnung einer so markanten Persönlichkeit verlangt allerdings eine differenziertere Betrachtung: Unbestreitbar war Lennig erfüllt von einer starken inneren Begeisterung für die Kirche und den priesterlichen Dienst, so wie er sie schon seit seinen frühen Kindertagen kennengelernt hat. Ohne das Wissen um diese früh einsetzende und tiefgreifende Prägung sind seine Motivation und sein persönlicher Kampf für die Freiheit der Kirche nicht zu verstehen. Aus gegenwärtiger Perspektive erscheinen sie teilweise als überzogen und fremd. Schon vielen seiner Zeitgenossen, gegen die er Position bezogen hatte, musste er wegen seines beharrlichen Festhaltens an den Grundsätzen, die er in Bezug auf Christentum und Kirche vertrat, als schroff und kompromisslos erscheinen. Daher rührt auch seine Charakterisierung, er vertrete eine *streng römische Richtung* und sei ein *Eiferer gegen Andersdenkende*, die ihm das kirchenfeindlich-liberale Frankfurter Journal 1849 zugedachte.² Dabei vermied er jedoch offen ausgetragene persönliche Feindschaften. Vielmehr erachtete er es als seine Pflicht, sich für die Verwirklichung eines Modells von Kirche, wie es ihm durch seine familiäre und gesellschaftliche Umgebung vermittelt worden war, mit vollem Engagement einzusetzen. So trat er als dezidierter Gegner des damaligen Staatskirchentums hervor, wobei er sich als typischer Repräsentant des Ultramontanismus streng am römischen Papsttum und der kirchlichen Tradition orientierte. Zugleich verstand er es, die aufkommenden modernen Organisationsformen und Informationsmittel etwa durch die Gründung des Pius-Vereins und des „Mainzer

1 Totenzettel zit. nach Der Katholik NF 2, 17 (1867), Heft 3, S. 300.

2 Vgl. Extrabeilage zum Frankfurter Journal Nr. 8 vom 9. Januar 1849.



Adam Franz Lennig 1842, Gemälde von Eduard Heuss

Journals“ geschickt für sein Anliegen zu nutzen. Daher verlangte die Person Lennigs – sei es in Bezug auf Religion und Kirche, sei es in der Politik – auch ihren Gegnern, wenn nicht Anerkennung so doch Respekt ab. Alle, die wie er in der Kirche aufgrund ihrer göttlichen Stiftung jene überzeitliche Kraft sahen, deren Lehren und Normen zum Wohl der menschlichen Gesellschaft Geltung zu verschaffen ist, war er eine wichtige Leitfigur.

Herkunft – Familie – Studium

Um Adam Franz Lennig, sein Denken und Handeln als Priester zu verstehen, ist gerade in seinem Fall ein genauer Blick auf die ersten Jahre seines Lebens zu lenken. In dieser Zeit vollzog sich auf der Bühne des kirchlichen wie des politischen Lebens eine Art Zeitenwende, die alle weiteren Entwicklungen und Abläufe beeinflusste. Sein Elternhaus, heute Markt 9, lag im Zentrum von Mainz, direkt gegenüber dem Dom. Hier wurde er am 3. Dezember 1803 geboren. Sein Großvater, Kilian Lennig, stammte aus der lutherischen Gemeinde Uettingen bei Würzburg. Aus persönlicher Überzeugung hatte er die Konfession gewechselt. Als Verwaltungsbeamter des Mainzer Domdekans und Generalvikars Georg Adam von Fechenbach kam er nach Mainz, wo er 1748 eine Bürgerstochter heiratete und eine Tuchhandlung gründete. Sein Sohn Nikolaus hatte seine Schulausbildung bei Jesuiten erhalten und das väterliche Geschäft übernommen. 1782 heiratete er Elisabeth Mentzler, die Tochter eines Mainzer Arztes. Aus der Ehe gingen sechs Kinder hervor. 1796 wurde Friedrich Lennig geboren. Seinem älteren Bruder fühlte sich Adam Franz Zeit Lebens eng verbunden. Friedrich wurde ein bekannter Mainzer Dialektdichter und gehörte 1838 zu jenem Kreis angesehener Bürger, die den Mainzer Carnevalverein gründeten.

Die gut situierte Familie führte ein gastfreundliches Haus, in dem hochrangige Persönlichkeiten aus Kirche und städtischer Gesellschaft in gleicher Weise wie Bürger und Landbevölkerung aufgenommen wurden. Das Familienleben war geprägt von einer betonten Kirchlichkeit, die aus einer starken Gläubigkeit erwuchs. Davon waren der gesellschaftliche Umgang, den man pflegte, und besonders auch die Erziehung der Kinder bestimmt. Nach dem Tod des Vaters Nikolaus Lennig im Jahre 1815 führte der älteste Sohn Christoph das Geschäft zusammen mit seinem Schwager Wilhelm Moufang weiter, der eine der Schwestern der Lennigbrüder, Katharina Wilhelmine, geheiratet hatte. Moufang fügte sich in seiner Wesensart und Lebenseinstellung ausgesprochen gut in die Familie ein. Als engagiertes Mitglied der Dompfarrei gehörte er zum Vorstand der Pfarrschule und wirkte als Rechner der Kirchenfabrik und Armenpfleger. Zusammen mit seinem Schwager Christoph nahm er sich der Erziehung und Ausbildung seiner Neffen Friedrich und Adam Franz an.

Schon als Kind wurde Adam Franz Zeuge von Ereignissen und Entwicklungen die ihn tief geprägt haben müssen: Nachdem der Untergang von Erzdiözese und Kurstaat besiegelt waren, suchte die Familie Lennig in den neuen Verhältnissen unter französischer Regie ihren Platz zu finden. Als Kontinuitätsträger blieb nur die Kirche bestehen, die sich allerdings durch die tiefgreifenden politischen Veränderungen nach dem Ausscheiden des Adels in ihrer Führungsstruktur ganz anders darstellte. Der wichtigste Repräsentant des neuen französischen Bistums Mayence war der bürgerliche Bischof Joseph Ludwig Colmar, der auf die Unterstützung der Mainzer Bevölkerung angewiesen war, die sich allerdings erst an die so völlig veränderten

Verhältnisse gewöhnen musste. Daher war für ihn der enge Kontakt zu führenden Familien wie etwa den Lennigs sehr wichtig, weshalb er oft in deren Haus zu Gast war. Es war Colmars großes Verdienst, dass er die Mainzer Kirche von Grund auf reorganisierte und das kirchliche Leben wieder erstehen ließ, das in Folge der politischen Umwälzungen und kriegereischen Ereignisse vom Mainzer Kurstaat über die Mainzer Republik hin zum französischen Kaiserreich schwer beeinträchtigt worden war. Neben Colmar weilte insbesondere dessen engster Mitarbeiter, Bruno Franz Leopold Liebermann, der gleichfalls aus dem Elsass stammende Leiter des Priesterseminars, häufig im Hause Lennig.

Beide waren typische Repräsentanten der Erneuerung des kirchlichen Lebens in Frankreich, die im Anschluss an die revolutionären Umwälzungen mit der Schreckensherrschaft des Nationalkonvents 1793/1794 nach der Machtergreifung Napoleon Bonapartes einsetzte. Weite Kreise der Kirche Frankreichs banden sich, befreit von der Instrumentalisierung durch das Königtum, eng an das Papsttum, welches als die alleinige, über allen weltlichen Institutionen und Ansprüchen stehende religiös-kirchliche Konstante galt. Dabei wurde die Abhängigkeit von der Gunst Napoleons, dem man sich für die Befriedung der Verhältnisse zu Dank verpflichtet sah, in Betracht alles zuvor Erlittenen akzeptiert, ließ er doch genügend Freiheit für diesen innerkirchlichen Erneuerungsprozess.

Von diesen Erfahrungen waren die Gespräche und Beratungen im Hause Lennig bestimmt, und die Anwesenheit führender kirchlicher Persönlichkeiten in seinem Elternhaus dürfte die frühe Bindung von Adam Franz an die Kirche gefördert haben. So überrascht es auch nicht, dass er 1815 nach dem Besuch der Privatschule des Mainzer Bürgers Joseph Seitz und des französischen Lyzeums, in ein Gymnasium nach Bruchsal geschickt wurde, wo er Unterricht bei dem mit seinem Vater befreundeten ehemaligen Jesuiten Lorenz Doller erhielt. Durch ihn wurde der erst zwölfjährige Knabe bereits in das problematische Verhältnis zwischen Staat und Kirche eingeführt. Allerdings wird er selbst auch schon davon einen Eindruck gewonnen haben, als er 1813 aus nächster Nähe die völlige Verwüstung des Domes durch die Truppen Napoleons erlebte, die nach ihrer Niederlage bei Leipzig auf dem Weg nach Frankreich Mainz geradezu überfluteten. Doller hatte im Jahre 1816 eine Streitschrift herausgegeben, in der er sich gegen die in liberalen Kreisen vertretene Auffassung wandte, dass es den Fürsten des Rheinbundes freistehe, nach eigenem Ermessen Landesbischöfe einzusetzen. Er forderte die Freiheit der Kirche von staatlicher Bevormundung, da sie als Stiftung Jesu ein „unabhängiges Reich“ sei, und verlangte die unabhängige und eigenständige Organisation und Ausübung kirchlicher Amtsgewalt. Die Einsetzung von Bischöfen und Geistlichen in ihre Ämter obliege daher allein der Kirche, weshalb sie auch keine Staatsdiener seien, wie auch dem Staat kein Einfluss auf ihre Ausbildung zustehe und kein Recht auf die Zensur von Büchern zu Religionssachen.

Diese Bestimmung des Verhältnisses von Kirche und Staat sollte prägend werden für Lennigs ganzen weiteren Lebensweg. 1817 kehrte er in Begleitung seines Lehrers



*Marktplatz in Mainz mit dem Haus Markt Nr. 9, dem sogenannten Lennighaus
(2. Haus von rechts)*

Doller in sein Elternhaus zurück. Mainz war inzwischen zur Hauptstadt der Provinz Rheinhessen im Großherzogtum Hessen-Darmstadt geworden, dem Nachfolgestaat der mit Kurmainz konkurrierenden benachbarten Landgrafschaft Hessen-Darmstadt. Dieser Staat war auch auf Kosten des Kurstaats entstanden. Damit sah sich die katholische Einwohnerschaft der Bischofsstadt und der Gebiete der Provinz, die ehemals zum Kurstaat gehörten, nun einem Landesherrn lutherischen Bekenntnisses gegenüber und ging als Minderheit in dieses neue Staatsgebilde ein. Das Verhältnis vieler Mainzer zu ihrer Regierung war folglich keineswegs spannungsfrei, da sich das katholische Bewusstsein eines großen Teils der Bürgerschaft inzwischen wieder deutlich gefestigt hatte.

In den Jahren 1818 bis 1820 besuchte Lennig nun das noch als *école secondaire* eingerichtete Bischöfliche Gymnasium. Dieses war als sogenanntes „Kleines Seminar“ dem Priesterseminar angegliedert, in der Erwartung, dass etliche Absolventen den Weg in das große Seminar nähmen. Dort waren seine Lehrer Nikolaus Weis, ab 1842 Bischof von Speyer, Andreas Räß, ab 1842 Bischof von Straßburg, und Heinrich Klee, der sich in Bonn von 1829 an als Professor für Dogmatik gegen Georg Hermes, den führenden Vertreter einer katholischen Aufklärung, positionierte. Nach dem Abschluss des Gymnasiums folgte Lennigs Eintritt ins Priesterseminar. Hier hörte er Vorlesungen bei Klee zur biblischen Exegese, bei Regens Liebermann zum Kirchenrecht, bei Räß zur Dogmatik und bei dem Mainzer Pfarrer Johann Philipp Kalt zur Moraltheologie. Philosophie und Geschichte zählten zum Fächerkanon des Gymnasiums. Lennigs wichtigste Lehrer gehörten somit zu der später als „Erster Mainzer Kreis“ bezeichneten Gruppe von Theologen, die bestimmt war von einer emphatischen Kirchlichkeit und Wert legte auf eine enge Ausrichtung an der Hl. Schrift sowie eine strenggläubige scholastische Theologie. Als Exponenten der antigallikanischen Richtung orientierten sie sich eng am Papsttum und teilten die von Doller vertretenen Positionen zum Verhältnis von Kirche und Staat in allen Punkten. Zur Verbreitung ihrer Ansichten gaben Räß und Weis 1821 erstmals eine *religiöse Zeitschrift zur Belehrung und Warnung* mit dem Titel „Der Katholik“ heraus. Zu ihren Mitarbeitern sollte in späteren Jahren auch Lennig zählen. Regens Liebermann hatte den beschriebenen und von ihm in gleicher Weise vertretenen streng kirchlich-konservativen Kurs in seinem 1819 erschienen Lehrbuch „*Institutiones dogmaticae*“ entfaltet. Somit war die Atmosphäre im Mainzer Priesterseminar von einer starken Gegnerschaft zum Staatskirchentum geprägt. Liebermann führte die Alumnus mit strenger Hand, wobei er sich am Vorbild des Jesuitenordens orientierte.

Den größten Einfluss auf den jungen Lennig sollte sein Lehrer Räß ausüben, der gleichfalls häufig Gast in seinem Elternhaus war. Da Lennig 1824 nach dem Abschluss seines Studiums für die Zulassung zur Priesterweihe noch nicht das kanonisch vorgeschriebene Alter hatte, setzte er bis 1827 sein Studium in Paris fort, wohin er seinen Lehrer Räß begleitete, der inzwischen Liebermanns Nachfolger als Regens geworden war. Nach einigen Anfangsschwierigkeiten fand Lennig Aufnahme im Hause des Abbé

Martin de Noirliu. In die orientalischen Sprachen Hebräisch, Syrisch und Arabisch wurde er durch Sylvester de Sarcy eingeführt. Neben seinem Sprachstudium hörte er auch theologische und philosophische Vorlesungen und kam durch Noirliu mit Abbé Hugo Félicité Robert de Lamennais und mit dem Grafen Charles René Montalambert in Kontakt. Letzterer war ein Wortführer des französischen Katholizismus im Kampf gegen das Staatskirchentum. Inspiriert von der Romantik setzte er sich für eine Koexistenz von Kirche und Staat nach mittelalterlichem Vorbild ein.

Starken Einfluss übte auf Lennig auch das Werk „Du Pape“ (Lyon 1819) des französischen Staatstheoretikers Joseph Marie de Maistre aus, das er bereits in der Übersetzung durch den Publizisten Moritz Lieber kannte. Lieber war ein Schwiegersohn des aus Mainz stammenden Philosophen Karl Joseph Windischmann, eines Neffen des Mainzer Weihbischofs Joseph Freiherr von Kolborn. De Maistre kritisierte Aufklärung, Volkssouveränität, Staatsvertrag- und Autonomiedenken sowie den Nationalismus. Allein der Papst galt ihm als unübertreffbare Autorität in der Auslegung der göttlichen Vorsehung. Ihm stehe somit letztlich auch die Führung der Menschen zu. Daneben wirkte Abbé de Lamennais' Schrift „De la religion considérée dans ses rapports avec l'ordre politique et civil“ (Paris 1825) auf Lennigs Denken. Schon im ersten Band seines Essais „Sur l'indifférence en matière de religion“ (Paris 1817), der ihn europaweit bekannt machte, übte er Kritik an dem in Reformation, Aufklärung und französischer Revolution wirkenden Individualismus. Seine Position wurde, trotz einiger innerkirchlicher Gegnerschaft, zum wichtigen Baustein des Ultramontanismus. Räß und Weis bezogen diese französische „Restaurationsphilosophie und -theologie“ in das Konzept ihrer Zeitschrift ein und verhalfen den Gedanken von Lamennais zu bestimmender Wirkung. Es lässt sich leicht nachvollziehen, welchen tiefen Eindruck die Begegnungen mit diesen Persönlichkeiten bei dem jungen Mainzer Theologiestudenten hinterlassen haben. Die ultramontane Ausrichtung seiner Vorstellung von der Kirche fand hier ihre Vertiefung und bleibende Begründung. Später wird er versuchen, dieses Konzept mit allen ihm zu Gebote stehenden Möglichkeiten in Anwendung auf die Verhältnisse der Mainzer Kirche zu entfalten und es in der Pastoral, in der Kirchenorganisation, im kirchlichen Schul-, Sozial- und Gesundheitswesen sowie in der Politik umzusetzen.

Als Lennig 1827 nach Mainz zurückkehrte, war der seit dem Tod Bischof Colmars 1818 vakante Bischofsstuhl der neu umschriebenen „hessischen“ Diözese Mainz immer noch nicht besetzt. Daher trat er nun eine Reise nach Rom an, um dort zum Priester geweiht zu werden. Die vier niederen Weihen hatte er bereits 1821 nach dem Abschluss seiner theologischen Studien in Mainz empfangen. 1826 war ihm gelegentlich eines Ferienaufenthalts in seinem Elternhaus am 22. Dezember die Weihe zum Diakon durch den Trierer Weihbischof Heinrich Milz in der Koblenzer St. Castorkirche gespendet worden. Seinen Aufenthalt in Rom nutzte Lennig auch, um hier an der neu eröffneten päpstlichen Universität Gregoriana noch einige weitere Studien zu betreiben. In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft mit Graf Karl von

Reisach, dem späteren Bischof von Eichstätt, der ihm als Erzbischof von München und schließlich als römischer Kardinal eng verbunden blieb, sowie mit Georg Müller, dem späteren Bischof von Münster in Westfalen. Weiter lernte er den Kunstmaler Philipp Veit kennen und Christian Brentano, den inoffiziellen Mittelsmann für deutsche Angelegenheiten an der Kurie. Auch diese freundschaftlichen Verbindungen sollten durch sein weiteres Leben bestehen bleiben. Seine Wohnung hatte Lennig bei den Verwandten eines Abbé Sabelli genommen, mit denen er ebenfalls eine Freundschaft schloss, die lange bestehen bleiben sollte. Aufgrund seiner Begabung eignete er sich rasch hervorragende Italienischkenntnisse an und verbrachte die Abende nach seinen Studien im Café Greco, wo er auf viele deutsche Künstler und Gelehrte traf. Daneben besuchte er auch die bedeutenden religiösen und historischen Stätten Roms und der Umgebung. Am 22. September 1827 empfing Adam Franz Lennig schließlich in der Kirche St. Johannes im Lateran durch Monsignore de la Porta, Patriarch von Konstantinopel, die Priesterweihe. Bei seiner am Tag darauf folgenden Primiz ministrierten Christian Brentano und Philipp Veit. Nach seiner Weihe war ein Angebot an Lennig ergangen, eine wissenschaftliche Tätigkeit an der Gregoriana aufzunehmen, was er ablehnte, da er endlich in Mainz als junger Priester in den Dienst seiner Heimatdiözese treten wollte.

Ein schwieriger Anfang im Dienst des Bistums

Nach Mainz heimgekehrt war Lennig sogleich als Professor für Philosophie und Geschichte am Bischöflichen Gymnasium in Mainz bis zu dessen Schließung am 18. Oktober 1829 tätig. Diese erfolgte auf Anordnung der großherzoglichen Regierung und mit der Zustimmung des designierten Mainzer Bischofs Joseph Vitus Burg aus Freiburg. Sie war der Auftakt zur Verlegung des theologischen Studiums der Priesteramtskandidaten an die Landesuniversität in Gießen. Burg sah darin eine Maßnahme zur Hebung der Wissenschaftlichkeit der Priesterausbildung. Die Ausbildung im Mainzer Priesterseminar sollte sich nach seiner Auffassung allein auf den pastoralpraktischen Teil im Anschluss an das Studium beziehen. Für sein Vorgehen wurde er von jenen, die das Colmarsche Seminar als eine Mustereinrichtung für die Priesterausbildung in Deutschland erachteten, heftig kritisiert. In ihren Augen hatte er alles an die protestantischen Hessen verraten und verkauft³ und dadurch eine beklagenswerte Wende in der Entwicklung der Mainzer Verhältnisse eingeleitet. Dem

3 So äußerte sich etwa Räß, der, weil von Burg nicht geschätzt, 1829 als Regens ans Straßburger Priesterseminar gegangen war, vgl. Alexander Schnütgen, *Das Elsaß und die Erneuerung des katholischen Lebens in Deutschland 1818–1848* (= Straßburger Beiträge zur neueren Geschichte 6). Straßburg 1913, S. 113.

für sein diplomatisches Geschick bekannten Burg, der sich so noch vor der offiziellen Einführung in sein Amt als Mainzer Diözesanbischof Gegner geschaffen hatte, fehlte offensichtlich das Gespür für die Befindlichkeiten in seinem neuen Wirkungskreis, sonst wäre er behutsamer vorgegangen. Dem jungen Lennig musste die Schließung des Gymnasiums natürlich als schwerer Eingriff in die Freiheit der Kirche und als Akt landesherrlicher Willkür erscheinen. Seine gegen das Staatskirchentum gerichtete Grundhaltung wurde bestätigt und bestärkt, denn der evangelisch dominierte Staat griff auf diesem Weg in elementare Rechte der katholischen Kirche ein. Sein Briefkontakt mit dem designierten Bischof in dieser Angelegenheit musste für ihn eine arge Enttäuschung gewesen sein, hatte er diesen doch um Hilfe zur Abwehr der Schließung des Gymnasiums gebeten. Burg war hingegen zur selben Zeit schon mit Vorschlägen zur Besetzung der Professorenstellen an der katholisch-theologischen Fakultät der Landesuniversität in Gießen befasst. Bereits am 22. Mai 1829, lange vor seinem Amtsantritt, hatte er der Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät im tief protestantischen Gießen zugestimmt.

Die nächste schwere Enttäuschung war für Lennig das Ausbleiben eines geharnischten Protests Bischof Burgs gegen die Anfang 1830 als „Landesherrliche Verordnung“ in 39 Artikeln erlassenen Bestimmungen zur Regelung des Verhältnisses der Staaten in der oberrheinischen Kirchenprovinz gegenüber der katholischen Kirche. Das Bestreben des evangelischen Landesherrn und seiner Regierung, auf die kirchlichen Verhältnisse der katholischen Staatsangehörigen in gleicher Weise Einfluss zu nehmen wie auf jene evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, wurde von konservativen Katholiken als massive Bedrohung erachtet, die es abzuwehren galt. Die Darmstädter Regierung bekämpfte – wie auch die Regierungen in Württemberg, Baden und Nassau – das Papalsystem und wollte ihre Einflussnahme in kirchliche Belange durch eine vollständige Kontrolle der von ihr abhängigen territorial verfassten Staatskirche sichern. Die vom spätabsoolutistischen Herrschaftsstil Großherzog Ludwigs I. geprägte Regierung provozierte bewusst mittels einseitiger staatlicher Gesetzgebung unausweichliche Konflikte, um dann der katholischen Kirche ihren Platz zuzuweisen. Doch die Herrschaftsansprüche über die Kirche, welche der Staat aus seiner vermeintlichen Allgewalt ableitete, weckten vor allem den Widerspruchsgeist der Katholiken und festigten ihre Bindung an den Papst und die römische Kurie. Gerade die Bindung an eine Autorität außerhalb des Staates machte die Katholiken der Regierung wiederum suspekt. Lennig berichtete nach Rom über die 39 Artikel der Landesherrlichen Verordnung und wurde dafür seinerseits durch Bischof Burg beim zuständigen Ministerium in Darmstadt als Unruhestifter denunziert, was zwangsläufig zu einer weiteren Entfremdung führte. Ein Versuch Burgs, Lennig doch noch für seine kirchenpolitische Linie zu gewinnen, indem er ihm eine Professur am Mainzer Seminar mit späterer Transferierung nach Gießen anbot, schlug fehl. Folglich stellte sich Burg dem Vorhaben Lennigs, zu Studienzwecken für einige Zeit Mainz zu verlassen, nicht entgegen.

An diesem Vorgang wird beispielhaft deutlich, wie mit dem jungen Priester Lennig und dem um eine Generation älteren Bischof Burg Repräsentanten zweier gegeneinander hermetisch abgeschlossener und sich einander ausschließender Konzepte von Kirche und Theologie aufeinander trafen: hier der Ultramontanismus mit enger Bindung an den Papst als höchste und unabhängige Autorität in der Kirche und einer Theologie, die vor allem der Tradition von kirchlicher Lehre und kirchlichem Leben dient, dort das Staatskirchentum, das die Kirche als eine ihrer Natur nach zwar überzeitliche, aber gleichwohl staatstragende Einrichtung sieht, die einer modernen, von der Aufklärung beeinflussten Theologie bedarf.

Adam Franz Lennig erreichte im Mai 1830 in Begleitung seines Bruders Friedrich Bonn, wo er das Studium bei dem aus Mainz stammenden Philosophen Karl Joseph Windischmann aufnahm, der in Gegnerschaft zu Georg Hermes stand. Während Hermes ein rein vernunftbegründetes Konzept von Theologie zu entwickeln suchte, bemühte sich Windischmann um ein aus der göttlichen Offenbarung abzuleitendes philosophisches System. In Windischmanns Haus konnten die beiden Lennigbrüder ihre Wohnung nehmen, da ihre Familien denselben Mainzer Kreisen zugehörten und miteinander bekannt waren. Weiter hörte Lennig Vorlesungen bei dem Juristen und Kanonisten Ferdinand Walter, nach Moritz Lieber der zweite Schwiegersohn Windischmanns. Durch ihn wurde Lennig abermals in seinem Denken bestärkt, leitete Walter doch die staatliche Autorität ganz aus der Religion ab. Auch sein ehemaliger Mainzer Lehrer, der inzwischen zum Dogmatikprofessor berufene Heinrich Klee, verfolgte einen streng kirchlichen Kurs: Nationalkirchen in der Gestalt von Territorialkirchen seien das Gegenteil der von Christus gestifteten Kirche, die ja gerade als Weltkirche alle Völker zu einer geistigen Einheit und Allgemeinheit verbinden will. Die territorialkirchliche Zersplitterung führe dagegen zu einer Vernichtung der Katholizität, letzten Endes zur Vergötterung des Staates und schließlich zu dessen eigenem Verderben.

Als Lennig 1831 nach Mainz zurückgekehrt war, blieb sein Verhältnis zu Bischof Burg weiter angespannt, da er sich getreu seinen Prinzipien weigerte, eine gemäß den Bestimmungen der Landesherrlichen Verordnung durch den Großherzog vergebene Pfarrei zu übernehmen. Die Ausübung des Patronatsrechts durch den Großherzog wertete er als einen direkten Eingriff des Staates in die Autonomie der Kirche. Durch diese Haltung geriet er in einen offenen Konflikt mit Bischof Burg, der ihm verschiedene Pfarreien anbot, die anzunehmen Lennig sich aber stets auch im direkten Gespräch mit dem Bischof weigerte. All diese Konflikte mit Burg sollten noch Jahre später ihre Wirkung in Lennigs Denken und Handeln entfalten. Zwar kam Lennig seinen priesterlichen Pflichten an verschiedenen Mainzer Kirchen nach, nicht aber in der ordentlichen Pfarrseelsorge. Der Mangel an Priestern veranlasste Bischof Burg schließlich, einen Ausweg zu suchen.

Pfarrer in Gaulsheim und in Seligenstadt

Am 6. Juli 1832 konnte tatsächlich die Ernennung Lennigs zum Pfarrer von Gaulsheim bei Bingen erfolgen. Burg war es gelungen, eine gesonderte Genehmigung des zuständigen Ministeriums in Darmstadt zu erlangen, welche die Verleihung dieser Pfarrpfründe, so wie es noch unter Bischof Colmar übliche Praxis war, nur durch den Bischof selbst und nicht durch die großherzogliche Regierung ermöglichte. Bis 1839 sollte Lennig hier seinen Dienst als Pfarrer leisten und die dörfliche Abgeschlossenheit für weitere Studien zum Alten Testament und zu den Kirchenvätern nutzen. Doch pflegte er auch regen Kontakt zu seiner Familie in Mainz, besonders zu seinem Schwager Wilhelm Moufang, sowie zu zahlreichen Personen, denen er freundschaftlich verbunden war.

Die sogenannten Kölner Wirren des Jahres 1837 mit der öffentlichen, militärisch unterstützten Inhaftierung des Kölner Erzbischofs Clemens August von Droste zu Vischering am 20. November sorgten dann auch im beschaulichen Leben Lennigs in Gaulsheim für einige Aufregung. Der Kölner Erzbischof hatte sich beharrlich der Anordnung der preußischen Regierung widersetzt, bei gemischtkonfessionellen Eheschließungen auf das Versprechen einer katholischen Kindererziehung seitens der Ehepartner zu verzichten. Die Inhaftierung des Erzbischofs löste tatsächlich landesweit große Empörung unter den Katholiken aus und fachte in Mainz erneut den Widerspruchsgeist des Kreises um Wilhelm Moufang an, wie aus der Korrespondenz seines Sohnes Christoph, der sich zum Theologiestudium in München aufhielt, mit seinem Onkel Friedrich Lennig hervorgeht. Zum sogenannten Münchner Kreis, in dem Christoph Moufang verkehrte, gehörten neben Fritz Windischmann, dem Sohn des Bonner Philosophen, der später Generalvikar Erzbischof von Reisachs in München wurde, auch Joseph Görres, Georg Philipps und Clemens Brentano. Letzterer wollte in Adam Franz Lennig sogar schon den geeigneten Nachfolger auf dem Kölner Erzbischofsstuhl sehen. Wenngleich Lennig diesen Gedanken gegenüber seinem Neffen Christoph in einem Brief vom 11. Januar 1838 mit den Worten ablehnte: *so weiß ich nicht mit wem er [Brentano] es schlimmer meint: mit der Kölner Diözese, mit den Preußen oder mit mir*⁴, mag hier in ihm vielleicht doch auch der Gedanke an ein künftiges Wirken als Bischof von Mainz geweckt oder bestärkt worden sein. In ihrer Wirkung begrüßte Lennig die Vorgänge in Köln als einen Weckruf: *Gott sei tausendfacher Dank, daß die Sache so gekommen ist, denn ein Fall der Art war nötig, um die Katholiken aus ihrer unglaublichen Schlagsucht zu erwecken. In den Gesinnungen geht allenthalben eine große Veränderung vor sich, und die Leute werden genöthigt, Partei zu nehmen, wodurch denn der Indifferentismus von selber ein Ende nimmt*.⁵ Er hoffte sogar

4 Zit. nach A. Ph. Brück, Lennig-Moufang-Kreis, S. 143.

5 Zit. nach ebd., S. 144.

auf eine weitere Zuspitzung der Lage, damit sich der Widerstandsgeist der katholischen Bevölkerung gegen die Anmaßungen des Staates noch verstärkte, wodurch die preußische Regierung zu einer grundlegenden politischen Lösung gedrängt wäre. Die von Joseph Görres gegen das preußische Vorgehen verfasste Streitschrift „Athanasius“ hatte schließlich eine enorme Mobilisierung der katholischen Bevölkerung bewirkt und wurde von Lennig hoch geschätzt.

Über die kirchenpolitisch brisanten Vorgänge führte Lennig eine ausgedehnte Korrespondenz mit seinem weit verzweigten Freundes- und Bekanntenkreis. Außerdem fanden sich im Gaulsheimer Pfarrhaus auch Gleichgesinnte ein, so etwa der Düsseldorfer Pfarrer Anton Joseph Binterim, der wegen seines Protests gegen das Vorgehen der Regierung die Stadt vorübergehend verlassen musste. Auch der Koblenzer Pfarrer Seydel, der mit seiner öffentlichen Parteinahme für den Kölner Erzbischof die katholische Bevölkerung mobilisiert hatte, nahm im Februar 1838 einige Tage in Gaulsheim Aufenthalt bis sich die Lage wieder beruhigt hatte. Damals wurde Lennig von einem nassauischen Beamten der Konspiration bezichtigt und – allerdings erfolglos – bei der Regierung in Wiesbaden angezeigt. Grund war ein Besuch, den er gemeinsam mit Seydel beim Pfarrer des auf der gegenüberliegenden Rheinseite gelegenen Rüdesheim unternahm, wozu ein Spaziergang über den zugefrorenen Rhein Gelegenheit bot. Als dort noch andere mit dem Pfarrer bekannte Geistliche eintrafen, hatte der Beamte gleich ein staatsgefährdendes Komplott vermutet. Auch im zuständigen Darmstädter Ministerium, wo Lennig inzwischen weniger aufmerksam beobachtet worden war, erhielt man Kenntnis davon. In Preußen wurden in der Streitfrage zur Konfession der Kinder in gemischtkonfessionellen Ehen am Ende die staatlichen Vorschriften durch den 1840 auf den Thron gelangten preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zurückgenommen. Dem jungen König war an einer friedlichen Koexistenz mit der Kirche gelegen. Im hessischen Großherzogtum waren zu dieser Zeit ähnliche Auseinandersetzungen ausgeblieben.

Während seiner Zeit als Pfarrer in der kleinen Landpfarrei Gaulsheim waren mehrere Versuche unternommen worden, den hervorragend ausgebildeten Lennig doch noch als akademischen Lehrer für die Priesterausbildung an der neuen Fakultät in Gießen zu gewinnen. Schon 1831 wurde dort seine Berufung als Professor für biblische Exegese vorgeschlagen, auch in der Absicht, die verärgerten Mainzer mit der Gießener Fakultät zu versöhnen. Aber er lehnte das Angebot genauso ab wie jenes von Seiten Bischof Humanns im Jahre 1834, eine Professur in der theologisch-praktischen Ausbildung am Mainzer Seminar zu übernehmen. In den Jahren 1836 und 1837 wurden ihm dann in Gießen mit Zustimmung Bischof Kaisers zuerst eine Professur für die Fächer Moralthologie und Pastoraltheologie, danach die Professur für Exegese angeboten. Gerade für letztere wurde er auch wegen seiner vielseitigen Kenntnisse der biblischen Sprachen als besonders geeignet erachtet. Doch Lennig lehnte eine Tätigkeit als Professor im protestantischen Gießen erneut kategorisch ab. Das vermochte sogar das persönliche Erscheinen Bischof Kaisers, der ihn schon

früher in Gaulsheim besucht hatte, in Begleitung von Universitätskanzler Freiherr von Linde nicht zu ändern. Denn wenn der ungeliebten Gießener Staatsfakultät durch das Ausbleiben von Neuberufungen nach Todesfällen und Wegberufungen von Professoren an andere Fakultäten ihre Existenzgrundlage schwinden sollte, lag das nur in Lennigs Interesse. So verblieb er in der dörflichen Zurückgezogenheit von Gaulsheim, wo er nicht nur gute Kontakte zu seinem Nachbarpfarrer in Ockenheim pflegte, sondern auch Windischmann, Walter und Klee aus Bonn sowie Brentano, Veit und andere mehr in seinem gastfreien Pfarrhaus zu ernsthaftem Austausch in politischen Fragen und zu geselliger Runde empfing.

Als 1839 der katholische Mainzer Abgeordnete Johann Maria Kertell in der Zweiten Kammer in Darmstadt einen Antrag zur Rückverlegung der Theologischen Fakultät von Gießen nach Mainz stellte, fand sich Lennig nicht einmal dazu bereit, ihn mit einer argumentativen Darlegung zu unterstützen. Er fürchtete wohl sonst bei der großherzoglichen Regierung erneut Aufmerksamkeit zu erregen.

Achtete Lennig darauf – möglicherweise schon mit Blick auf eine spätere Besetzung des Mainzer Bischofsstuhls – sich weder in Rom noch in Darmstadt zu kompromittieren? Sicher war er eingenommen von einem starken konfessionellen und mentalitätsmäßigen Ressentiment gegen das protestantische Gießen. Eine Tätigkeit als Professor an der theologischen Fakultät und in der Pfarrseelsorge Gießens hätte er aber auch als Herausforderung begreifen können. Die Priesteramtskandidaten waren in Gießen zweifellos manchen Einflüssen ausgesetzt, die ihnen später im Mainzer Priesterseminar Schwierigkeiten bereiteten. Hier hätte er sich bewähren können. Fehlte ihm die Fähigkeit und Bereitschaft, sich in einer kritisch-aufgeklärten und liberalen Umgebung als Wissenschaftler und akademischer Lehrer zu behaupten und sich als Seelsorger einer kleinen katholischen Minderheit mit der evangelischen Bevölkerung zu arrangieren? Offenbar sah er seinen künftigen Platz in der seelsorglichen Praxis in einem katholischen geprägten Umfeld sowie in der Organisation und Verwaltung des kirchlichen Lebens. Zumindest fällt auf, dass er sein zurückgezogenes und ruhiges Leben in Gaulsheim auch nicht zur Publikation wissenschaftlicher Studien nutzte.

Auf persönliche Veranlassung Bischof Kaisers übernahm Lennig am 10. September 1839 die Pfarrei St. Petrus und Marcellinus in Seligenstadt. Dort unterstützte ihn sein am 19. Dezember 1839 zum Priester geweihter Neffe Christoph Moufang von Januar 1840 bis Dezember 1843 als Kaplan. Seinen Dienst als Pfarrer dieser bedeutenden Pfarrei versah Lennig mit großer Einsatzbereitschaft in der Feier der Liturgie und in der Unterweisung der Gläubigen in Predigt und Katechese. Lennig beschränkte sein Engagement aber nicht auf den engeren kirchlichen Bereich. Beachtung verdient die von ihm 1841 initiierte und durchgesetzte Einführung von Lehrerinnen für die Mädchenschule in Seligenstadt. Sie zeugt von einem wachen Sinn für die pädagogischen Bedürfnisse der Mädchen, deren schulische Situation sich deutlich verbesserte. Zugleich belegt diese Maßnahme seine Einsicht, dass einer guten, kirchlich geprägten Ausbildung von Mädchen als zukünftigen Müttern für die katholische Ausrichtung

der Familien in einem Staat, dessen konfessionsverschiedene Bevölkerungsteile sich unausweichlich annäherten, ein nicht zu unterschätzender Wert zukam.

Ende 1841 sollte ein ungewöhnlicher Vorgang an der Gießener Fakultät dann doch dazu führen, dass Lennig seine Zurückhaltung in kirchenpolitischen Fragen für einen Moment aufgab. Auf Beschluss des großherzoglichen Ministerrats in Darmstadt war dem an der Gießener Fakultät lehrenden Kirchenhistoriker und Priester Kaspar Riffel am 19. November die Lehrerlaubnis entzogen worden, allerdings ohne dass dafür ihm selbst und dem Mainzer Bischof noch der Öffentlichkeit eine Begründung mitgeteilt wurde. Den Anlass für diesen Schritt vermutete man in Riffels Publikation „Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit“ (Mainz 1841). Darin hatte er die Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts harscher Kritik unterworfen und Martin Luther, den er als ihren Hauptverursacher benannte, mit schärfster Polemik überzogen. Unabhängig von dieser Tatsache verurteilte Lennig das Vorgehen der Regierung, die offenbar in Geringschätzung der Katholiken eine Erklärung schuldig geblieben war, in einer als Denkschrift des Dekanats Seligenstadt an Bischof Kaiser abgefassten Stellungnahme. Er sah in dem Vorgang nicht nur einen erneuten Beweis für die Bevormundung der katholischen Kirche durch die Regierung, sondern auch einen Eingriff in die Wissenschaftsfreiheit katholischer Theologen. In gänzlicher Abhängigkeit vom Staat sei die katholische Theologie an der Gießener Fakultät eine Staatsangelegenheit, wodurch die künftigen Geistlichen ihr katholisches Selbstverständnis und ihre Beziehung zur Kirche verlören. Die Konsequenz konnte für ihn daher nur die Rückverlegung der Theologischen Fakultät nach Mainz sein. Dieser Denkschrift schlossen sich acht der 16 Dekanate des Bistums an. Wenngleich Bischof Kaiser sich durch das Verhalten der Regierung brüskiert sah, so wollte er doch der dringenden Empfehlung Lennigs nicht folgen. Davon ließ ihn sicher auch der durch Riffel selbst über längere Zeit an der katholischen Fakultät verursachte Unfrieden und dessen insgeheime Opposition gegen ihr Fortbestehen Abstand nehmen.

Der bewährte Mitarbeiter Bischof Kaisers

Als im Jahre 1844 Bischof Arnoldi zur Hl.-Rock-Wallfahrt nach Trier aufgerufen hatte, erhob der liberal gesinnte schlesische Kaplan Johannes Ronge öffentlich Protest gegen diesen in seinen Augen unsinnigen und unzeitgemäßen religiösen Brauch. Da der von ihm erhoffte Erfolg ausblieb, löste sich Ronge aus der Kirche und gründete mit einigen Anhängern, die sich ebenfalls von der Kirche getrennt hatten, eine eigenständige „moderne“ deutsche Nationalkirche. Dieses Vorhaben fand die Unterstützung der antikatholischen, liberalen und radikalen Presse, insbesondere des Frankfurter Journals. Im Großherzogtum Hessen sammelten sich zunächst in dem

Seligenstadt benachbarten Offenbach Sympathisanten unter liberal gesinnten Bürgern, vor allem Fabrikanten und Kaufleute, aber auch unter Arbeitern, die sich der Kirche in ihrem neuen Lebensumfeld entfremdet hatten. Kennzeichen der Rongeschen Bewegung waren die Reduktion des Christentums auf eine reine „Vernunftreligion“ ohne Lehramt und Dogma und ohne die meisten sakramentalen Handlungen. Getragen von nationalem Pathos und einer damit einhergehenden konfessionellen Irenik befürwortete man Ehen von Angehörigen verschiedener Bekenntnisse, verwarf die Abhängigkeit von Rom als kirchlichem Zentrum und damit einhergehend die von einem zölibatären Klerus gebildete kirchliche Hierarchie. Bei der protestantischen Geistlichkeit traf die neue Sekte auf vielfältige Unterstützung und auch die Regierung unternahm nichts, um ihr Treiben abzustellen, wenngleich der Großherzog sich sonst zum Schutzherrn der katholischen Kirche erklärte und in ihre Belange eingriff.

Musste diese Erfahrung sehr bedrückend auf Bischof Kaiser wirken, so sah sich Lennig in seiner Haltung vollauf bestätigt. Entschieden wandte er sich gegen die Sekte in seiner Nachbargemeinde. Da Bischof Kaiser selbst einen völlig erfolglosen Versuch unternommen hatte, mit Vertretern der „Deutschkatholiken“ aus Offenbach zu einer Verständigung zu gelangen, entschied er sich nun doch zu einem Richtungswechsel im Vorgehen. Auf seinen Vorschlag erfolgte am 5. Juni 1845 die Wahl Lennigs zum Domkapitular. Außerdem verlieh er ihm den Titel eines Geistlichen Rates. Lennig sollte ihn sowohl in der Abwehr des „Deutschkatholizismus“ als auch in der diesbezüglichen Korrespondenz mit der Regierung unterstützen. So ging seine Zeit als Pfarrer in Seligenstadt, wo ihm noch im Mai 1845 der auf der Durchreise befindliche Nuntius in Brüssel, Joachim Pecci – der spätere Papst Leo XIII. – einen kurzen Besuch abgestattet hatte, ihrem Ende entgegen. Pecci kannte Lennig noch aus dessen Zeit in Rom. In Zusammenhang mit der Wahl Lennigs zum Domkapitular fällt zumindest auf, dass die Regierung gegen seine Wahl, obgleich er ja zuletzt mit einer Denkschrift gegen die Absetzung Riffels hervorgetreten war, keinen Einspruch erhob. Das Vertrauen, das Bischof Kaiser zu ihm gewann, sollte am 16. August 1847 mit seiner Ernennung zum Leiter des geistlichen Gerichts im Amt des Offizials seinen Ausdruck finden.

Häufig trat Lennig als Prediger im Mainzer Dom gegen den „Deutschkatholizismus“ auf, der selbst in der Bischofsstadt unter liberalen, finanzstarken Bürgern und Handwerkern sowie darüber hinaus bei wohlhabenden rheinhessischen Bauern einigen Zulauf gefunden hatte. Auf politischer Ebene verfasste er zu dessen Abwehr Eingaben an die Regierung. Nachdrücklich wies er auf die Gefahr der Anarchie hin, die sich aus dieser Bewegung ergäbe, da sie nicht allein die kirchliche Autorität, sondern in der Folge auch jene des Staates angreife, der ihrem Treiben jedoch tatenlos zusehe, weil er sich wohl insgeheim eine Schwächung der katholischen Kirche erwarte. Daher nehme die Regierung es hin, dass die protestantische Bevölkerung gegen die Katholiken aufgehetzt und der konfessionelle Friede gestört werde.

In der Auseinandersetzung mit dem „Deutschkatholizismus“ beklagte Lennig sehr das Fehlen einer politischen Tageszeitung, welche die Interessen der katholischen Kirche darlegte und gegen die permanenten Anfeindungen seitens der liberalen kirchenfeindlichen Tagesblätter verteidigte. Zu seinem Ärger hatten diese auch in Mainz große Verbreitung und entfalteten bei der Bevölkerung ihre Wirkung. Durch eine neue, dezidiert katholische Zeitung musste hier für Abhilfe gesorgt werden, denn weder die eher wissenschaftlich orientierte Zeitschrift „Katholik“, noch die „Katholischen Sonntagsblätter zur Belehrung und Erbauung“ entsprachen diesem Zweck. Letztere erschienen seit November 1842 unter der Leitung von Pfarrer Heinrich Himioben. Sie gingen auf eine Initiative Lennigs und einen Kreis von Pfarrern zurück. Wies das Innenministerium 1847 sein Gesuch um Zulassung der Gründung eines politischen Blattes noch mit der Begründung zurück, dass dafür in Mainz kein Bedarf bestehe, so erteilte es im Januar 1848 unter den veränderten politischen Verhältnissen die Genehmigung. Die Finanzierung der Zeitung erfolgte auf Aktienbasis, wofür auch Lennig einen erheblichen Anteil aus seinem Familienvermögen beisteuerte. Am 16. Juni 1848 erschien dann erstmals das „Mainzer Journal“, dessen Redaktion bei Franz Sausen lag. Mit dieser Tageszeitung, die auch in anderen Diözesen vertrieben wurde und ihr Erscheinen erst 1941 zwangsweise einstellte, verfolgte Lennig zugleich das Ziel, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Katholiken zu stärken, um aus ihnen eine Formation zu bilden, die ihrem politischen Gewicht im Staat entsprach.

In Mainz war Lennig wieder mit seinem Neffen Christoph Moufang zusammengekommen, der inzwischen Pfarrer von St. Quintin und Religionslehrer am Gymnasium geworden war. Seinen Bruder Friedrich hatte er allerdings bereits im Juni 1838 in Folge einer Typhusinfektion verloren, und sein Schwager Wilhelm Moufang, der Mentor des katholisch-konservativen Mainzer Kreises, war wenige Monate vor Lennigs Rückkehr nach Mainz am 5. Januar 1845 verstorben. In Fortführung der familiären Tradition empfing Lennig in seiner Mainzer Wohnung in den Jahren bis zu seinem Tode zahlreiche hochstehende kirchliche Persönlichkeiten, Professoren der Theologie und der Rechtswissenschaften, so namentlich Franz Xaver Dieringer (Bonn), Johann B. Alzog und Franz Joseph Buß (Freiburg), Franz Jakob Clemens (Münster), Johannes von Kuhn (Tübingen), Karl Ernst Jarke und Georg Philipps (Wien), Joseph Hergenröther und Franz Hettinger (Würzburg). Dazu versammelte er regelmäßig ihm befreundete Priester und Laien, die schließlich den „Zweiten Mainzer Kreis“ bildeten, zu Gesprächsabenden über Themen aus Theologie und Kirche, Kunst und Politik.

Eine günstige Gelegenheit, das staatskirchliche Regiment der großherzoglichen Regierung wenn nicht ganz abzuschütteln, so doch zurückzudrängen, bot sich im Rahmen des allgemeinen Freiheitsstrebens im Jahre 1848, als der polizeistaatliche Druck, den die Fürsten zur Wahrung ihrer Position ausübten, für die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr zu ertragen war. Aus Furcht vor einem Verlust der Kontrolle im Staat wurde durch die Regierungen jegliche soziale, politische und wirtschaftliche

Entwicklung behindert. Hessen-Darmstadt galt als einer der wirtschaftlich ärmsten und politisch reaktionärsten Staaten im Deutschen Bund. Um sich der Gängelung durch die großherzogliche Regierung zu entledigen, gingen die liberal-demokratischen Kräfte und der politische Katholizismus für einige Zeit ein Zweckbündnis ein. Der in Darmstadt gefürchtete Marsch der Mainzer Demokraten auf die Landeshauptstadt führte zum Sturz des Systems des leitenden Staatsministers du Thil. Er wurde zunächst durch den liberalen Heinrich Freiherr von Gagern als Ministerpräsidenten abgelöst, bis dieser im Mai 1848 zum Präsidenten der als „Paulskirchenparlament“ bezeichneten Nationalversammlung gewählt wurde. Ihm folgte der liberale Staatsrat Carl Jaup. An die Stelle des Großherzogs Ludwig II. (1830–1848), der in seinem Denken noch mehr als sein Vater Ludwig I. (1806–1830) dem Ancien régime verhaftet war, trat Erbprinz Ludwig III. (1848–1877), der zwar als wohlmeinend und populär galt, politisch aber weitgehend bedeutungslos blieb. Als neuer Großherzog hob Ludwig III. in einem Reformedikt die härtesten staatskirchlichen Vorschriften von 1830 auf.

In Mainz zögerte Lennig nicht, das durch die März-Revolution errungene Vereinsrecht zu nutzen und gründete am 23. März 1848 im Haus „Zum Römischen König“ den „Pius-Verein für religiöse Freiheit“, darin maßgeblich von Kaspar Riffel unterstützt. Riffel war nach seiner Zwangspensionierung nach Mainz gekommen und hielt in diesem Haus Vorträge zu verschiedenen kirchenhistorischen Themen. Dabei war Lennig auf den Gedanken gekommen, einen Verein zum Schutz der religiösen und kirchlichen Freiheit zu gründen, der keine geistliche Bruderschaft, sondern ein nach weltlichem Recht organisierter Verein sein sollte und eine prioritär politische Zielsetzung verfolgte. Die Wahl des Namensgebers, des seit 1846 amtierenden Papstes Pius IX., stand für die Ausrichtung: papsttreu-ultramontan. Bei der konstituierenden Sitzung waren den ersten 24 Mitgliedern schon 300 weitere beigetreten. Lennig übernahm, unterstützt von Himioben, Riffel, seinem Neffen Christoph Moufang sowie Domkaplan Johann Baptist Heinrich, das Präsidium und hielt selbst regelmäßig Vorträge zu aktuellen Fragen. Auch mit dem neuen Verein zielte Lennig vordringlich auf einen aktiven Zusammenschluss der katholischen Bevölkerung und ihre Mobilisierung als politisch selbstbewusste Partei im sich verändernden Staats- und Gesellschaftssystem. Da der Verein sich gegen die radikaldemokratischen Forderungen stellte, die von Franz Zitz, Ludwig Bamberger und ihren Anhängern erhoben wurden, schlug ihm in der Öffentlichkeit bald auch Ablehnung entgegen. Dagegen empfahl Bischof Kaiser seinem Klerus den Pius-Verein als Einrichtung, in der Laien die Kirche durch ihr Engagement unterstützen konnten.

Rasch zog das Mainzer Beispiel die Gründung zahlreicher gleichartiger Vereine in ganz Deutschland nach sich. Dem Mainzer Verein kam dabei die Stellung des Zentralvereins zu. Um den neu gewonnenen Organisationsgrad zu festigen, trat auf Lennigs Anregung vom 3. bis 6. Oktober 1848 in Mainz die erste Generalversammlung der Katholiken Deutschlands zusammen. Nach der Eröffnung der Zusammenkunft mit

einer hl. Messe in St. Peter versammelte man sich unter Lennigs Leitung im Akademiesaal des benachbarten kurfürstlichen Schlosses. Da zur gleichen Zeit in Frankfurt auch die Nationalversammlung tagte, hatte man Delegierte des „Katholischen Klubs“, zu dem sich die etwa 60 Katholiken unter den 560 Abgeordneten am 14. Juni 1848 zusammengeschlossen hatten, zur Teilnahme an der Generalversammlung in Mainz eingeladen. Dieser Einladung waren am 4. Oktober 23 Mitglieder des Klubs gefolgt, unter ihnen auch Pfarrer Wilhelm Emmanuel von Ketteler aus Hopsten. Ort der Zusammenkunft war das Haus „Zum Römischen König“. Ketteler machte mit seinen Ausführungen über die sich zuspitzende soziale Frage erstmals in Mainz auf sich aufmerksam. Der gleichfalls unter den Abgeordneten anwesende Münchener Theologieprofessor Ignaz Döllinger berichtete über die dezidiert staatskirchlich ausgerichteten Beschlüsse des Verfassungsausschusses des Frankfurter Parlaments, die eine völlige Unterordnung der Kirche unter die Staatsgesetze vorsahen sowie die volle staatliche Schulaufsicht und das Verbot geistlicher Orden. Auf maßgebliches Betreiben Lennigs verabschiedete die Versammlung hierauf als „geistiges Parlament des katholischen Volkes“ am 5. Oktober ein Protestschreiben gegen die von der nationalliberalen Mehrheit getragenen Beschlüsse der Nationalversammlung. Diese „Verwahrung an die Frankfurter Nationalversammlung“ hatte den Erfolg, dass im Entwurf der Reichsverfassung von 1849 nur noch eine Unterordnung der Kirche unter die allgemeinen Staatsgesetze vorgesehen war und der Religionsunterricht an öffentlichen Schulen der Aufsicht der Geistlichkeit unterstellt blieb.

In Mainz wurde der Pius-Verein auch zum Impulsgeber für das kirchliche sozialkaritative Leben in den 1850er Jahren. So ging etwa der Vinzenz- und Elisabeth-Verein, dem Lennig ebenfalls angehörte, auf seine Initiative zurück, sowie die Gründung des noch heute bestehenden Vinzenz- und Elisabeth-Hospitals. Daneben unterstützte er unter Ausnutzung der politischen Umbruchsituation die Ansiedlung der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul. Diese wurden in der Krankenpflege tätig, zunächst nur in ihrem eigenen Hospital, seit 1852 außerdem im Rochusspital und seit 1854 im Invalidenhaus (heute städt. Altersheim).

Zur Entschlossenheit, mit der Lennig die Kirche aus ihrer Lethargie gegenüber dem Staatskirchentum herauszureißen gedachte, gehört es selbstverständlich auch, die Bischöfe zu mobilisieren. Sie sollten die Gunst der Stunde nutzen und endlich aus der Vereinzelung heraustreten, in der sie gegenüber ihren zumeist protestantischen Landesherrn gefangen waren. Unter erheblichem persönlichem Einsatz drängte er daher auf die Einberufung einer Versammlung der deutschen Bischöfe. Es gelang ihm dafür den zunächst noch widerstrebenden Kölner Erzbischof Johannes von Geissel als Initiator zu gewinnen. Dieser war ihm aus gemeinsamen Mainzer Seminartagen der Jahre 1815–1818 freundschaftlich verbunden. 1842 war Geissel die Leitung des Kölner Erzbistums übertragen worden. Mit der Unterstützung durch den Limburger Bischof Blum, der Geissel ebenfalls die Notwendigkeit einer gemeinsamen Beratung des deutschen Episkopats verdeutlichte, gelang es Lennig dann doch, den

entscheidenden Anstoß zur Einberufung der deutschen Bischofsversammlung durch Erzbischof von Geissel zum 21. Oktober 1848 nach Würzburg zu geben. Lennig war überzeugt, dass es dem Episkopat nach entsprechenden gemeinsamen Beratungen eines von ihm vorbereiteten Themenkatalogs, den er Geissel unterbreitet hatte, am ehesten möglich sei, durch ein untereinander abgestimmtes geschlossenes Auftreten gegenüber den Regierungen ihre uneingeschränkte Handlungsfähigkeit als Leiter ihrer Diözesen zu erlangen. Da eine schon längere Zeit andauernde Krankheit die Teilnahme Bischof Kaisers nicht mehr zuließ, wurde Lennig, der ihn nach Würzburg begleiten sollte, schließlich als Vertreter des Bischofs entsandt. Unter den 24 anwesenden Bischöfen vertrat der Erzbischof von München, Graf Reisach, der zu Unrecht eine nationalkirchliche Absonderungsbewegung befürchtete, einen strikt an den Interessen der römischen Kurie orientierten Kurs und geriet damit zunächst in Gegensatz zur Mehrheit der Teilnehmer. Lennig sprach sich dagegen nachdrücklich für einen besseren Zusammenschluss der Bischöfe aus. Nur so könnte Angriffen des Staates wie etwa seinerzeit der Verhaftung Erzbischofs von Droste-Vischering in Köln wirksam vorgebeugt und begegnet werden. Damit stellte er die Abwehr staatskirchlicher Eingriffe in den Vordergrund. Gleichwohl sah auch er die Notwendigkeit, gegenüber Rom den Eindruck einer nationalkirchlich ausgerichteten deutschen Sondersynode zu vermeiden. Man einigte sich schließlich darauf, dass die bis zum 14. November tagende Versammlung offiziell nur als freiwillige Nationalberatung betrachtet wurde.

Der Oktober und die erste Hälfte des Novembers 1848 waren ein neuer Höhepunkt in Lennigs kirchenpolitischem Wirken, der ihm in der dichten Abfolge der Ereignisse jedoch auch einen außerordentlichen persönlichen Einsatz abverlangte. Danach sollte aber für den rastlos und erfolgreich vorwärts Strebenden eine Krise folgen. Diese bahnte sich nach dem Tode des schwer erkrankten Bischofs Kaiser an, der am 30. Dezember 1848 verstarb. Am 5. Januar würdigte Lennig in seiner Trauerrede ausdrücklich die vielfältigen Verdienste des Verstorbenen.

Zwar war es Lennig gelungen, bei jenen Gläubigen, die die Lage der Kirche in Staat und Gesellschaft ähnlich wie er beurteilten, für sein Engagement viel Anerkennung zu erfahren. Doch stimmten längst nicht alle Katholiken mit ihm und seinen Anhängern darin überein, wie sich das kirchliche Leben künftig gestalten sollte. Es gab auch eine beträchtliche Gruppe, zu der neben einigen Theologieprofessoren etliche Kleriker der Diözese auch aus den höchsten Rängen zählten, die sich für eine demokratisch-konstitutionell verfasste Kirche einsetzten und eine Wiederbelebung der Synoden als konstitutives Element des kirchlichen Lebens forderten. Diese unüberbrückbare Differenz im Klerus wurde nach Bischof Kaisers Tod dadurch offenbar, dass nicht Tobias Höfer, ein Parteigänger Lennigs und als Domdekan das ranghöchste Mitglied des Kapitels, sondern Kaspar Grimm, der älteste Domkapitular, zum Bistumsverweser gewählt wurde. Grimm war 1811 in Aschaffenburg zum Priester geweiht worden, wo Erzbischof Karl Theodor von Dalberg 1807 ein Priesterseminar

gegründet hatte, dessen Ausbildungsgang an einer gemäßigten Aufklärung orientiert war. Das Staatskirchentum wurde hier nicht grundsätzlich abgelehnt.

Die Bischofswahl der Jahre 1849/1850

Nach den gravierenden politischen Umwälzungen des Jahres 1848 war der Darmstädter Regierung mittlerweile daran gelegen, den mit der Kirche erreichten Zustand nicht durch die Wahl eines eigenwilligen Bischofs wieder zu gefährden. Der Großherzog machte daher von seinem verfassungsmäßigen Recht Gebrauch, indem er beabsichtigte, Johann Baptist Lüft, den katholischen Pfarrer seiner Residenzstadt, als Stellvertreter des Bischofs in die Erste Kammer zu berufen. Lüft galt zwar allgemein als ein Mann des Ausgleichs, war aber auch ein Sympathisant Lennigs und lehnte ab. Nun berief Ludwig III. am 10. Januar 1849 Prof. Leopold Schmid. Dieser, ein gebürtiger Schweizer, war zunächst Regens am Limburger Priesterseminar gewesen und erhielt 1839 den Lehrstuhl für Dogmatik an der Gießener Fakultät. In seinem Denken war er geprägt vom Deutschen Idealismus und galt als Vertreter eines friedlichen Ausgleichs zwischen den Konfessionen. Daher waren Konflikte mit Kaspar Riffel zu dessen Gießener Zeit nicht ausgeblieben. Die Berufung Schmidts durch den Großherzog konnte von den Mitgliedern des Domkapitels durchaus als Signal verstanden werden. Als sie am 20. Januar zur Erstellung der Kandidatenliste zusammenkamen, soll Lennig sich aus formalen Gründen für die Berücksichtigung Schmidts ausgesprochen haben. Die Kandidatenliste, auf der sich auch Lennigs Name fand, wurde auf Anraten des Kreistrats für Mainz und Kommissars für die Provinz Rheinhessen, Reinhard Freiherr von Dalwigk, seitens der Regierung gebilligt. Man fürchtete wohl den Eklat, den die Streichung seines Namens verursacht hätte.

Bei der Wahl am 22. Februar 1849 war als von der Regierung entsandter Wahlkommissar der Gießener Universitätskanzler Michael Franz Birnbaum anwesend, der vor der Wahl die Erwartung des Landesherrn zum Ausdruck brachte, der künftige Bischof möge das gute Einvernehmen zwischen Kirche und Staat fortsetzen und konfessionelle Toleranz üben. Angesichts der Berufung Schmidts in die Erste Kammer durch den Großherzog können die vier aus der Aschaffener Schule hervorgegangenen Domkapitulare Kaspar Grimm, Johann Baptist Fell, Michael Schnetter und Andreas Gresser diese Äußerung Birnbauers als weiteren deutlichen Fingerzeig verstanden haben. Zumindest hatten sie wohl kein Interesse an einem weiteren Erstarken des ultramontan ausgerichteten „Mainzer Kreises“ durch die Wahl Adam Franz Lennigs, der auf sich außer seiner eigenen Stimme nur noch die des Domdekans Höfer und Johann Baptist Stratmanns vereinigen konnte. Lennig musste mit Blick auf sein erfolgreiches persönliches Engagement im Jahre 1848



*Versammlung der Bischöfe der Oberrheinischen Kirchenprovinz in Freiburg, i.Br.
am 12. April 1853 bei Erzbischof Hermann von Vicari
(Lithographie von Valentin Schärtle nach einem Gemälde von Eduard Heuss)
Adam Franz Lennig (1. von li) mit Bischof von Ketteler (3. von li) und den Bischöfen der
Oberrheinischen Kirchprovinz bei Erzbischof von Vicari in Freiburg*

sowie auf seine Vertrauensstellung, die er sich bei Bischof Kaiser bis zuletzt erworben hatte, und auf das nach langem zähen Ringen mit dem Staat endlich Erreichte, die im zweiten Wahlgang entschiedene Wahl Leopold Schmid als einen Verrat an ihm und an seinem Kampf für die Kirche erscheinen. Seine tiefe Enttäuschung hat er gegenüber seinen Kapitelskollegen wohl schon vor diesem Wahlgang deutlich geäußert. Im Vorgehen der Regierung sah er eine unzulässige Einflussnahme und wollte sich mit dem Wahlergebnis nicht abfinden. Daher suchten er und seine Anhänger, insbesondere Domkaplan Johann Baptist Heinrich, der mit Kaspar Riffel aus dessen Gießener Tagen in enger Verbindung stand, Riffel selbst sowie Christoph Moufang nach Mitteln und Wegen, eine Anerkennung der Wahl Schmidts durch den Papst zu verhindern. In Schmid erblickten sie ausschließlich den Kandidaten der Regierung und in seiner Wahl einen Rückfall in das überwunden geglaubte Staatskirchentum. Nun stand für sie das Schicksal der Diözese auf dem Spiel.

Umgehend wurde Lennigs weitreichendes Netz von Verbindungen aktiviert, in das nach und nach Bischof Peter Josef Blum von Limburg, der nassauische Legationsrat Moritz Lieber, Bischof Nikolaus Weis von Speyer, Bischof Andreas Räß von Straßburg, Karl August Graf Reisach, Erzbischof von München, dessen Generalvikar Fritz Windischmann und Ignaz von Döllinger sowie der Münchner Nuntius Carlo Sacconi und der Wiener Nuntius Michele Viale Prelà einbezogen wurden, um nur die wichtigsten Akteure zu nennen. Mit polemischen Beiträgen im „Katholik“, den „Katholischen Sonntagsblättern“ und dem „Mainzer Journal“ wurde der Konflikt zugespitzt.

Alle diese Maßnahmen, die nicht frei waren von deutlich intriganten Zügen, so auch die Einflussnahme auf Pius IX. gegen die Person Schmid, sollten schließlich ihre Wirkung zeigen. Der Papst verwarf im Breve „Ex speciali gratia“ am 7. Dezember 1849 die Wahl Schmid, der sich zuvor verschiedenen Versuchen widersetzt hatte, ihn von der Annahme seiner Wahl abzubringen. Zugleich eröffnete er dem Mainzer Domkapitel die Möglichkeit zu einer Neuwahl und deutete an, es möge einen geeigneten Kandidaten aus seinem Kreis wählen. Zwar teilte Schmid dem Domkapitel am 17. Januar 1850 mit, er nehme den päpstlichen Entscheid vorerst hin. Doch setzte er sich nun durch seine Interessensvertreter in Mainz in öffentlichen Versammlungen, Adressen an das Domkapitel und den Papst sowie den Landesherrn zur Wehr, wobei natürlich auch Angriffe auf Lennig nicht ausblieben. Die Mehrheit des Domkapitels, die gleichfalls auf ihrer Entscheidung beharrte, hatte gegenüber dem Papst nochmals den friedfertigen Sinn Schmid in konfessionellen Fragen betont und die Schärfe seiner theologischen Gedankenführung sogar über die des Thomas von Aquin gestellt, was aber dessen Argwohn nur noch bestärkte. In dem damals von der radikaldemokratischen Bewegung geprägten Mainz hatten die Anhänger Schmid am 28. Januar im Frankfurter Hof eine Protestversammlung veranstaltet, bei der heftige Attacken gegen Lennig nicht ausblieben. Dabei wurde ihm nicht so sehr sein Streben nach dem Bischofsamt vorgehalten, die Agitatoren sahen in ihm vor allem den Repräsentanten einer restaurativen geistigen, kirchlichen und politischen Ausrichtung, die sie bekämpften.

Der Protest wurde unterstützt von der liberalen „Mainzer Zeitung“ und dem „Frankfurter Journal“. Auch ein erheblicher Anteil des Diözesanklerus, der die Ausrichtung des Mainzer Kreises ablehnte, hatte für Schmid Partei ergriffen und setzte große Hoffnungen in ihn bezüglich einer Reform des kirchlichen Lebens, so etwa die Abschaffung des Zölibats. Als die Mehrheit des Domkapitels am 29. Januar abermals auf ihrer Wahl Schmid beharrte, wirkte nun, da die Verhältnisse in Mainz anarchische Züge anzunehmen drohten, die großherzogliche Regierung auf das Domkapitel ein. Inzwischen war Ministerpräsident Jaup durch den im Umgang mit radikalen demokratischen Strömungen bewährten Mainzer Regierungsdirektor von Dalwigk ersetzt worden. Die Mehrheit im Domkapitel kam schließlich mit der Minderheit dahingehend überein, sich einer erneuten Wahl zu enthalten und dem Papst drei

Geistliche vorzuschlagen, die nicht der Mainzer Diözese angehörten: Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, seit 1849 Propst von St. Hedwig in Berlin, Heinrich Förster, Domkapitular in Breslau, und Anton von Oehler, Domkapitular in Rottenburg. Der Großherzog erteilte dieser Liste am 1. März 1850 sein Plazet. Bereits am 8. Februar 1850 hatte die Regierung Professor Schmid dazu gedrängt, gegenüber der Kapitelsmajorität seine Zustimmung zu diesem Verfahren zu erklären. Mit einem Breve vom 16. März ließ Papst Pius IX. dann wissen, er habe Wilhelm Emmanuel von Ketteler als Bischof für Mainz ausgewählt. Dieses Resultat konnten Lennig und seine Anhänger als Sieg verbuchen. Zugleich war damit ein Bischof gefunden worden, der außerhalb der tief zerstrittenen Parteien stand, deren Zusammenführung und Aussöhnung die erste große Herausforderung für den am 25. Juli im Mainzer Dom zum Bischof geweihten Ketteler war.

Generalvikar Bischof von Kettelers

Zwar gab es nach Kettelers Amtsantritt noch Versuche, ihn gegen Lennig und dessen Anhänger einzunehmen, doch zeigte er sich davon unbeeindruckt. Er ging vielmehr mit großer Energie und persönlicher Opferbereitschaft daran, die kirchliche Ordnung in der ihm erforderlich scheinenden Weise wiederherzustellen, wobei er einen sehr autoritären Stil in der Leitung der Diözese entwickelte, weshalb Lennig, den er am 15. Dezember 1852 zu seinem Generalvikar berufen hatte, häufig ausgleichend wirken musste. Ketteler zog auch radikale Schritte in Betracht, wie etwa die verpflichtende Einführung der „vita communis“ für alle Kleriker, der sich aber selbst Lennig durch Rücktrittsdrohung widersetzte, was ihn aber nicht daran hinderte, 1857 den Assistenten und Dozenten für Kirchengeschichte am Priesterseminar, Heinrich Brück, in seinem Hause aufzunehmen, wo dieser bis zu Lennigs Tod wohnte.

Bei aller Schroffheit zeigte Kettler gleichwohl nicht nur ein waches Bewusstsein für die soziale Not vieler der ihm anvertrauten Menschen, sondern sorgte bald auch für deren Bekämpfung. Der großherzoglichen Regierung trat er von Anfang an selbstbewusst entgegen. Seine erste kirchenpolitisch brisante Maßnahme führte zum faktischen Ende der katholisch-theologischen Fakultät in Gießen. In Abstimmung mit seinen Beratern und dem Domkapitel verlegte er das Theologiestudium eigenmächtig nach Mainz zurück, wo die Fakultät am 1. Mai 1851 wiedereröffnet wurde. Zwar riskierte er so einen Konflikt mit der Regierung, doch ließ diese ihn gewähren, weil sie inzwischen in der katholischen Kirche einen wichtigen Bundesgenossen gegen die radikal-demokratischen Strömungen im Großherzogtum erkannt hatte. Damit war eine grundsätzliche Forderung des Mainzer Kreises erfüllt.



*Adam Franz Lennig (nach 1858)
mit dem hessischen Ludwigsorden*

Weitere Punkte, die Ketteler zügig anging, waren die Frage der Bildung und Verwaltung der bischöflichen Dotation und damit zusammenhängend der Besetzung der Pfarrstellen, die immer noch durch staatskirchliche Verwaltungsvorschriften geregelt waren. Deshalb ersetzte er die 1830 von Bischof Burg erlassene Verordnung über die Bildung und Verwaltung der Dotationen des Bistums durch eine neue Verordnung vom 11. November 1853. Bei der Besetzung der vakanten Pfarreien Budenheim, Vendersheim und Weisenau ließ er durch seinen Generalvikar ein Pfarrkonkurrexamen ausschreiben, setzte sich damit über die landesherrliche Verordnung von 1830 hinweg und schuf vollendete Tatsachen. Auch hier scheute Dalwigk einen Konflikt, wie er sich in dieser Frage etwa im Großherzogtum Baden ergeben hatte, und war um eine einvernehmliche Lösung der Fragen bemüht.

Im Juli 1854 begannen die Verhandlungen zwischen den Bevollmächtigten, Ministerialrat Franz Joseph Freiherr von Rieffel und Generalvikar Lennig, zur Klärung aller im Verhältnis von Kirche und Staat strittigen Fragen, die schließlich am 23. August 1854 in einer in ihrem Wortlaut allerdings nicht veröffentlichten „Vorläufige[n] Übereinkunft zwischen der großherzoglichen Regierung und dem Bischof von Mainz in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staates zur katholischen Kirche“ mündeten und durch Bischof von Ketteler und Ministerpräsident von Dalwigk gemeinsam unterzeichnet wurde. Allerdings wurde diese Vereinbarung, die neben der römischen Kurie auch den anderen Bischöfen der oberrheinischen Kirchenprovinz zur Kenntnis gebracht wurde, von letzteren scharf als Alleingang kritisiert, hatte Ketteler damit doch ein gemeinsam abgestimmtes Vorgehen unmöglich gemacht und künftige Übereinkünfte präjudiziert.

In Rom äußerte man gleichfalls Kritik, da die Konvention die Rechte des Bischofs nicht hinreichend berücksichtige und forderte Nachverhandlungen. Ketteler nahm die Reise anlässlich der Verkündung des Dogmas von der „Unbefleckten Empfängnis Mariens“ im November 1854 in Rom als Gelegenheit, um dort in Begleitung seines Generalvikars Lennig, der mit den römischen Verhältnissen gut vertraut war, seinen Standpunkt vorzutragen und für die Konvention zu werben. Die Gespräche verliefen allerdings nicht so wie erhofft. Der Weisung, völlig neue Verhandlungen mit der Regierung in Darmstadt aufzunehmen, widersetzte sich Ketteler aber beharrlich. Man einigte sich schließlich in einem dritten Anlauf auf einen Bestand an Änderungswünschen zu Kettelers Entwurf für eine Übereinkunft mit der großherzoglichen Regierung. Am 3. April 1855, nach fünfmonatiger Abwesenheit, erreichte er zusammen mit Lennig wieder Mainz und nahm mit Darmstadt Kontakt auf, wo man in einem Antwortschreiben vom 19. April 1856 auf nahezu alle Punkte der römischen Forderungen eingegangen war. Allerdings versagte Rom der „revidierten Konvention“ die offizielle Zustimmung. Mit ihrer Prüfung war der im Dezember 1855 zum Kurienkardinal berufenen Münchner Erzbischof von Reisach beauftragt worden, der, obgleich mit Lennig seit vielen Jahren verbunden und einst auch geistlicher Mentor Kettelers, erhebliche Kritik äußerte wegen einer zu einvernehmlichen Haltung gegenüber der

großherzoglichen Regierung. In Mainz und Darmstadt befürchtete man jedoch bei erneuten Verhandlungen unter „römischer Aufsicht“ das bisher Erreichte zu verlieren. Da die revidierte, doch von Rom nicht akzeptierte Fassung der Vereinbarungen von beiden Seiten nicht ratifiziert worden war, einigten sich Ketteler und Dalwigk darauf, künftig nach der am 23. August 1854 abgeschlossenen unveröffentlichten „Mainz-Darmstädter Konvention“ zu verfahren, an deren Zustandekommen Lennig maßgeblich Anteil hatte. Sie führte für 20 Jahre zum Ausgleich zwischen Regierung und Bistum. Das bis zur Aushandlung der Konvention schwierige Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und der Staatsregierung entspannte sich nun, und Bischof von Ketteler wurde im Gegenzug zu einer der Hauptstützen des Hessen-Darmstädtischen Ministerpräsidenten von Dalwigk.

Lennig war durch anonyme Schreiben bei Ketteler kurz nach dessen Amtsantritt für den desolaten Zustand der Diözese verantwortlich gemacht worden. Zugleich hatte man den neuen Bischof gewarnt, diesen und seine Parteigänger in sein Umfeld zu lassen, da sie nur weitere unnötige katholische Vereine und Bruderschaften gründeten sowie Exerzitien, Andachten, Prozessionen und Wallfahrten durchführten, was dann eine geringe Zahl von Klerikern und Gläubigen fälschlich als ein Wiedererstarken der katholischen Kirche feiere. Doch käme das nur der Kirchenkritik des Deutschkatholizismus zustatten. Wenngleich der anonyme Autor recht genau voraussah, in welche Richtung das Wirken Kettelers, unterstützt von Lennig, dann tatsächlich gehen sollte, so war sein Urteil über die Folgen weitaus weniger zutreffend.

Als Bischof von Ketteler 1854 beabsichtigte in Mainz ein Kapuzinerkloster zu gründen, überließ Lennig ihm zu diesem Zweck ein aus eigenen Mitteln erworbenes Haus in der Himmelsgasse. Als Generalvikar setzte Lennig sich gegenüber dem zuständigen Ministerium für die Ansiedlung des Konvents ein. Dieses sah darin, zumal es sich um einen Bettelorden handelte, einen für die öffentliche Meinung inakzeptablen Rückschritt und eine wirtschaftliche Belastung für die Bevölkerung. Lennig vermochte allerdings mittels des Arguments, dass das Wirken der Kapuziner den Staat letztlich finanziell wesentlich günstiger als die Anstellung neuer Priester käme, deren Ansiedlung durchzusetzen. Die Zulassung von Orden, so auch der Jesuiten 1859 in der Mainzer Pfarrei St. Christoph, galt Lennig als Element kirchlicher Selbständigkeit. In gleicher Weise engagierte er sich für die Armen Schwestern des hl. Franziskus, die in der Betreuung von Kranken und Armen tätig waren, wobei sie insbesondere für sozial schwache Familien und deren vernachlässigte Kinder sorgten. Ihren dauerhaften Verbleib in Mainz konnte er ebenfalls unter Verweis auf ihr erfolgreiches Wirken zu wirtschaftlich ausgesprochen günstigen Bedingungen erreichen. Am Ende und insgesamt führten Lennigs Maßnahmen zur stillschweigenden Duldung der Orden im Großherzogtum seitens der Regierung.

Weniger Erfolg hatte Lennig bei der Bewahrung der Pfarrschulen gegen die gemeinsame Initiative einer Gruppe von Elementarschullehrern und liberaler, zum Teil offen antikirchlich agierender Mitglieder des Mainzer Stadtrats. Die Elementar-

schullehrer kritisierten die konfessionelle Ausrichtung der Pfarrschulen und dass den Schülern die Erziehung zu kritischer politischer Selbständigkeit fehle. Sie sprachen sich daher für eine weltanschaulich neutrale Schule aus. Gegenüber dem Ministerium beklagte Lennig, dass der Kirche durch die Aufhebung des Pfarrschulprinzips ihr christlicher Erziehungsauftrag erschwert werde, denn dieser Schritt führe zu einer Entfremdung der Schüler von dem für sie zuständigen Pfarrer. Die Regierung entschied sich am Ende zur Einführung von Sektionsschulen, wofür – unabhängig von den gewachsenen, auf die Pfarreien bezogenen Strukturen – neue Schulbezirke errichtet wurden.

Lennigs Einsatz für die Kirche und die Festigung ihrer Stellung in einer Gesellschaft, die sich ihr durch die politischen und kulturellen Veränderungen zunehmend entfremdete, fand die Anerkennung seines Bischofs, der ihm am 28. Februar 1856 das Amt des Domdekans übertrug. Großherzog Ludwig III. zeichnete Lennig für seinen vermittelnden Einsatz zum Ausgleich der Interessen von Kirche und Staat durch seine Ernennung zum Kommandeur des großherzoglich-hessischen Ludwigsordens am 26. Dezember 1858 aus. Schließlich würdigte auch Pius IX. seine Verdienste, als er ihn während eines Aufenthalts in Rom in einer Privataudienz am 11. April 1859 zum Geheimen päpstlichen Kammerherrn ernannte. Doch sollte Lennigs Freude über die Anerkennung seines Wirkens nicht lange ungetrübt bleiben.

Am 24. Juni 1859 war es in einer Schlacht nahe der oberitalienischen Stadt Solferino zu einer empfindlichen Niederlage Österreichs gekommen, dessen Führung sich einerseits durch das arrogante Verhalten der französisch-piemontesischen Koalition provozieren ließ und andererseits die eigene Stärke deutlich überschätzte. In der Folge kam es alsbald zu einer Schwächung der Stellung Österreichs als Schutzmacht der katholischen Kirche sowohl in Italien als auch in Deutschland. Das bot etlichen staatskirchlich gesinnten Regierungen in den Ländern des Deutschen Bundes Anlass zu neuen politischen Angriffen auf die Kirche. Lennig beklagte gegenüber Bischof Blum von Limburg, dessen Theologiestudenten man zur Rückkehr aus dem Mainzer Seminar nach Nassau durch den Entzug der staatlichen finanziellen Unterstützung zwingen wollte, die mangelnde Ge- und Entschlossenheit des kleinmütigen deutschen Episkopats, der nicht mehr zu einer gemeinschaftlichen Haltung wie im Jahre 1848 fand. Er fürchtete zusehends die Entrechtung der katholischen Kirche durch protestantische Majoritäten in den Ständekammern. Ebenso ärgerte Lennig die Gleichgültigkeit vieler Katholiken gegenüber den Angriffen auf die Kirche. So war 1861 ein Pamphlet übelster Art gegen die Oberin der Barmherzigen Schwestern im Mainzer Invalidenhaus erschienen. Von liberalen Bürgern initiiert, die auch über das „Frankfurter Journal“ Einfluss nahmen, sollte es dem öffentlichen Ansehen der katholischen Kirche schaden. Zwar wurde die Schrift verboten, die Unschuld der Schwester gerichtlich nachgewiesen und der vorgebliche Verfasser verurteilt, doch der Protest der Katholiken ließ für Lennig die angemessene Schärfe vermissen.

Im Jahr 1864 reiste Lennig wegen seiner angegriffenen Gesundheit nach Karlsbad. Der Kuraufenthalt brachte ihm jedoch nur kurzfristig Besserung, da er keine Konsequenzen für die Gestaltung seines Lebensstils daraus zog, insbesondere was seine berufliche Belastung anging. Nachdem er am 11. Dezember 1865 einen Schlaganfall erlitten hatte, von dem er sich nur langsam erholte, weilte er 1866 noch einmal zu einer Kur in Marienbad. Dort erfasste ihn nach der Niederlage Österreichs und seiner Verbündeten in der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866 gegen das militärisch aggressive Preußen eine schwere Depression, von der er sich nicht mehr erholen sollte. Zurückgekehrt nach Mainz, wo er unter großen Mühen seinen Dienst trotz aller Mahnungen wieder aufgenommen hatte, verstarb er am 22. November 1866 an den Folgen seiner gesundheitlichen Schwäche.

Lebensdaten

03.12.1803	geb. in Mainz als Sohn des Tuchhändlers Nikolaus Lennig und seiner Frau Elisabeth, geb. Mentzler
1815–1820	Gymnasium in Bruchsal und Mainz
1820–1831	Studium in Mainz, Paris, Rom und Bonn
22.09.1827	Priesterweihe in Rom, St. Giovanni in Laterano
06.07.1832	Pfarrer in Gaulsheim
27.09.1839	Pfarrer in Seligenstadt
05.06.1845	Domkapitular, Geistl. Rat
16.08.1847	Offizial
23.03.1848	Gründung des Pius-Vereins
16.06.1848	Erste Ausgabe des von Lennig mitbegründeten Mainzer Journals
3.–6.10.1848	Generalversammlung der Katholischen Vereine in Mainz
21.10.1848	Vertreter Bischof Kaisers bei der Konferenz der deutschen Bischöfe in Würzburg
15.12.1852	Generalvikar
28.02.1856	Domdekan
22.11.1866	in Mainz verstorben, beigesetzt auf dem Hauptfriedhof

Quellen

Mainz, Dom- und Diözesanarchiv (DDAMz):

Domkapitel A.9.2 (Verhandlungen über das Verhältnis von Kirche und Staat in der Ober-rheinischen Kirchenprovinz); D 5.1 (Domdekan und Generalvikar Adam Franz Lennig).

Schriften

Das heilige Schweiß Tuch Christi in der St. Emmeranskirche in Mainz: Predigt, gehalten am Ostermontag 1865. Sonderdruck, Mainz: Sausen, 1865.

Trauerrede auf den Hochw. Herrn Petrus Leopold Kaiser, Bischof von Mainz, vom Januar 1849. Mainz: Kirchheim, 1849.

Trauerrede auf die Großherzogin Mathilde, Friederike, Wilhemine, Charlotte Grossherzogin von Hessen und bei Rhein, ... gest. d. 25. Mai 1862, gehalten in der kath. Kirche zu Darmstadt am 30. Mai 1862. Mainz: Kirchheim, 1862.

Erklärung des Bischöflichen Ordinariates in Mainz wegen einiger in der zweiten Kammer des Großherzogthums Hessen vorgekommener unrichtigen Behauptungen [Mainz, den 7. Mai 1863]. Mainz 1863.

Betrachtungen über das bittere Leiden Jesu Christi. Hrsg. von Christoph Moufang, Mainz: Kirchheim, 1867.

Betrachtungen über das heilige Vaterunser und den englischen Gruß, hg. von Christoph Moufang, Mainz: Kirchheim, 1869.

Gedruckte Quellen und Literatur

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.) *Necrologium Moguntinum 1802/3–2009*. Mainz 2009, S. 515.

Anton Philipp Brück, Aus der Briefmappe des Bischofs Andreas Raeß. In: *Elsässisch-Lothringisches Jahrbuch* 19 (1941) S. 290–300.

Anton Philipp Brück, Der Mainzer Lennig-Moufang-Kreis und die Freiheit der Kirche. In: Lenhart, Idee, S. 133–151.

Heinrich Brück, Lennig, Adam Franz. In: *Wetzer und Weltes Kirchenlexikon* Bd. 7, 1891, Sp. 1743–1746.

Heinrich Brück, Adam Franz Lennig, Generalvicar und Domdecan von Mainz, in seinem Leben und Wirken. Mainz 1870.

Anton Diehl, Adam Franz Lennig, Domdekan und Generalvikar von Mainz (= Eine Sammlung von Zeit- und Lebensbildern 9). Mönchen-Gladbach 1914.

Eckhart G. Franz, Großherzogtum Hessen. In: *Reich und Länder. Geschichte der deutschen Territorien*, Bd. 2: Die deutschen Länder vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, hg. von Georg Wilhelm Sante. Darmstadt 1971, S. 483–495.

Friedrich Hainbuch, Zur Bischofswahl Wilhelm Emmanuel von Kettlers im Jahre 1850 – Neue Dokumente. In: *Archiv für mittelhessische Kirchengeschichte* 34 (1982) S. 355–372.

Wilhelm Emmanuel von Ketteler, *Sämtliche Werke und Briefe*, Abt. 2, Briefwechsel und öffentliche Erklärungen, Bde. 1–5: Briefe und öffentliche Erklärungen: Bd. 1: 1825–1850, Bd. 2: 1850–1854, Bd. 3: 1855–1860, Bd. 4: 1861–1865, Bd. 5: 1866–1870, bearb. von Erwin Iserloh, Norbert Jäger und Christoph Stoll. Mainz 1984, 1988, 1991, 1994, 1997.

Gustav Krüger, Der Mainzer Kreis und die katholische Bewegung. In: *Preussische Jahrbücher* 148 (1912) S. 395–414.

Ludwig Lenhart, Petrus Leopold Kaiser, der von „Glauben und Milde“ Mainzer Bischof in Sailers Geisteshaltung (1835–1848). In: Jahrbuch für das Bistum Mainz 4 (1949) S. 188–250.

Ludwig Lenhart, Der Mainzer Domherr A.F. Lennig an den Straßburger Bischof A. Raef über die gescheiterte Mainzer Bischofskandidatur des Gießener Universitätsprofessors Dr. Leopold Schmid. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 11 (1959) S. 264–274.

Ludwig Lenhart (Hg.), Idee, Gestalt und Gestalter des ersten deutschen Katholikentags in Mainz 1848. Ein Gedenkbuch zum Zentenar-Katholikentag 1948. Mainz 1948.

Otto Pfülf, Piusverein. In: Wetzer und Weltes Kirchenlexikon Bd. 10, 1897, Sp. 77–82.

Otto Pfülf, Bischof von Ketteler (1811–1877), eine geschichtliche Darstellung, 3 Bde. Mainz 1899.

Großherzoglich Hessisches Regierungsblatt auf das Jahr 1859. Darmstadt 1859, S. 17.

Karl J. Rivinius, Vorgänge um die Mainzer Bischofswahl von 1849/50. Weitere Dokumente. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 38 (1986) S. 281–324.

August Schuchert, Der erste Mainzer Katholikentag in seinem historisch-ideellen Verlauf. In: Lenhart, Idee, S. 92–113.

Christoph Stoll, Bischof Ketteler und die römische Kurie 1854–1855. Die Behandlung der Mainz-Darmstädter Konvention von 1854 in Rom nach vatikanischen Dokumenten und Briefen Adam Franz Lennigs an seinen Neffen Christoph Moufang. In: Archiv für mittelrheinische Kirchengeschichte 29 (1977) S. 193–252.

Uwe Scharfenecker, Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen (1839–1859). Ereignisse, Strukturen, Personen (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 81). Paderborn u.a. 1998.

August Schuchert, Der erste Mainzer Katholikentag in seinem historisch-ideellen Verlauf. In: Lenhart, Idee, S. 92–113.

Friedrich Schwarz, Der Mainzer Dialektdichter Lennig. Zur Wiederkehr seines Todestages (6. April 1838). In: Mainzer Zeitschrift 7 (1912) S. 112–119.

Hugo Stumm, Zwei gescheiterte Kandidaturen für den Mainzer Bischofsstuhl im 19. Jahrhundert, II: Die Kandidatur des Gießender Universitätsprofessors Dr. Leopold Schmid. In: Jahrbuch für das Bistum Mainz 4 (1949) S. 171–187.

Fritz Vigener, Die Mainzer Bischofswahl von 1849/50. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Kanonistische Abteilung 11 (1921) S. 351–427.

Joseph Günther Weller, Bischof Peter Leopold Kaiser (1788–1848). Der Weg der katholischen Kirche im Großherzogtum Hessen-Darmstadt aus Subordination bis zum Durchbruch eines streng kirchlichen Katholizismus [phil. Diss. Mainz 1969]. Bamberg 1970.

Kaspar Riffel (1807–1856)

Ein streitbarer Kirchenhistoriker und engagierter Vertreter
der katholischen Bewegung in Mainz

Thomas Berger

Unwissenheit überhaupt ist tadelnswert, in Glaubenssachen ist sie höchst gefährlich, im gegenwärtigen Augenblick bringt sie sicheres Verderben.¹ Dieses Verderben abzuwehren hatte sich Kaspar Riffel zur Lebensaufgabe gemacht. Das Urteil darüber, inwieweit ihm das auch gelungen ist, fiel schon zu seinen Lebzeiten äußerst unterschiedlich aus. Der Grund hierfür liegt in dem stark polarisierend wirkenden Zug, der Riffels Charakter selbst wie auch seinen Äußerungen zu den verschiedensten Fragen von Religion, Kirche, Geschichte und Politik zu eigen war. In seiner Person spiegelte sich in verdichteter Weise der Umbruch und die daraus resultierende Verunsicherung wider, den streng kirchlich-konservativ geprägte Katholiken erfuhren, die im Großherzogtum Hessen-Darmstadt als neu geschaffenem protestantisch dominierten Staatsgebilde aus ihrer bisher konfessionell weitgehend geschlossenen Welt heraustraten in eine Umgebung, die sie bisher „aus der Ferne“, wenn nicht mit Ablehnung, so doch mit Argwohn betrachtet hatten. Mit seinem inneren Kompass, der sich an einer übernationalen Kirche orientierte, deren höchste und unabhängige Autorität der Papst in Rom war, kam er in einer Landschaft, die tief von evangelischer Reformation und Staatskirchentum bestimmt war, nicht zurecht.

Das wird an Riffels Zeit im tiefprotestantischen Gießen durch seine Amtsführung als Pfarrer und Studentenseelsorger sowie als Professor für Kirchengeschichte an der katholisch-theologischen Fakultät bis zu seiner 1841 erfolgten Zwangspensionierung deutlich. So zog er sich einerseits den Unwillen und die Gegnerschaft der protestantischen Gießener Umgebung zu und galt wegen seines ungestümen Charakters den meisten seiner Kollegen an der Fakultät als arroganter und anmaßender Unruhestifter. Andererseits wurde er von den katholisch-konservativen Kräften im Mainzer Diözesanklerus für sein offensives Eintreten für die „historische Wahrheit“ geschätzt. In der Zeitschrift „Der Katholik“ wurde die Hoffnung geäußert, dass durch die offen zu Tage getretene Ablehnung Riffels *die Katholiken aus ihrer dummen Gutmütigkeit sich endlich erholen*.² Auch von vielen Gießener Theologiestudenten wurde sein Auf-

1 Erste Fastenpredigt über den Primat Petri, 1846, S. 28.

2 Der Katholik 82 (1841) S. LXI.



treten als klar und entschieden empfunden und bewertet, zumal ihm ein starkes und pflichtbewusstes Engagement Riffels als Seelsorger entsprach.

Nach dem Entzug der Lehrerlaubnis und seiner Zwangspensionierung zog sich Riffel 1842 nach Mainz zurück, wo er mühsam einen neuen Wirkungskreis suchte. Hier wurde er um die Jahrhundertmitte mit tiefgreifenden politischen Veränderungen konfrontiert. Die demokratische Bewegung, die in ihren radikalen Ausläufern die bestehende Ordnung – auch im kirchlichen Bereich etwa durch den *Deutschkatholizismus* – grundsätzlich in Frage stellte, übte eine starke Sogwirkung aus und wurde von Riffel als weitere Bedrohung erfahren. Daher führte er seine Forschungen und Publikationen mit der gleichen stark apologetischen Ausrichtung fort und engagierte sich im Kampf gegen die *Unwissenheit in Glaubenssachen* durch Predigten und historische Vorträge. In der Folge traf ihn die scharfe Gegnerschaft der neuen mit der Kirche konkurrierenden politischen und religiösen Kräfte. Sein kräftezehrender Einsatz für die Stärkung des katholischen Gemeinschaftsbewusstseins durch sein Engagement für die Trierer Hl.-Rock-Wallfahrt sowie für das unter Lennigs Führung aufblühende katholische Vereins- und Pressewesen brachte ihm dagegen in kirchlichen Kreisen hohe Wertschätzung ein und endlich die Anstellung als Professor der Kirchengeschichte durch Bischof von Ketteler an der 1853 wieder errichteten theologischen Hochschule des Priesterseminars. Doch schon 1856 verstarb Riffel, dessen immer wieder aufflammender Eifer sich zugleich als seine Schwäche erwies, im Alter von nur 49 Jahren an den Folgen seiner körperlichen Erschöpfung.

Herkunft – Familie – Studium

Kaspar Riffel wurde am 19. Januar 1807 als sechstes von neun Kindern des Schneidermeisters Stefan Riffel und seiner Ehefrau Sophie, geb. Rösch, im Dorf Büdesheim bei Bingen am Rhein geboren. Das Dorfleben am Fuße des für seine Wallfahrt bekannten Rochusbergs war in dieser Zeit im Wesentlichen noch von einer tief katholischen Prägung aus der früheren Kurmainzer Zeit bestimmt. Die französische Besatzung und die Zugehörigkeit des Dorfes zum Departement Mont-Tonnere sowie das damit verbundene Wirken eines Maire und einiger ihn umgebenden, von revolutionären Ideen bestimmter Einwohner, welche die alte Dorfverwaltung abgelöst hatten, brachten auf politischer Ebene eine gewisse Veränderung. Doch sollte das ohne tiefere Wirkung bleiben. Bald zeigte die Verarmung der Bevölkerung in Folge der hohen Kriegslasten ihre negative Wirkung. Das änderte sich auch nicht mit dem Übergang des Dorfes in die Provinz Rheinhessen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt im Jahre 1816.

Für die persönliche Entwicklung Riffels war nach dessen eigener Aussage die Frömmigkeit seiner Mutter von entscheidender Bedeutung. In diesen schweren Zei-

ten bot die Orientierung am tradierten katholischen Glaubensgut Überlebenshilfe. Weiterhin nahmen der Büdesheimer Pfarrer Johann Baptist Scheidel, der seine Stelle im Ort bereits 1782 angetreten hatte, und der Dorfschullehrer Schreun, ein aus Walldüren stammender ehemaliger Kurmainzer Soldat, auf die Erziehung und Ausbildung Kaspar Riffels Einfluss. Sie erkannten die Begabung des Jungen, und so konnte er ab 1820 in Mainz das Bischöfliche Gymnasium am sogenannten Kleinen Seminar besuchen. Hier war sein wichtigster Lehrer Heinrich Klee, der später Professor zunächst für Exegese, dann für Dogmatik wurde. Nach erfolgreichem Abschluss seiner Schulausbildung trat Riffel in das Priesterseminar ein, das unter der Leitung von August Räß stand, dem Nachfolger Bruno Leopold Liebermanns. Wie dieser gehört Räß einem unter Bischof Colmar in Mainz etablierten Kreis elsässischer Theologen an. Der theologische Studienbetrieb war bestimmt durch eine enge Orientierung an der Hl. Schrift und der Lehrtradition der Kirchenväter sowie durch die Behandlung der theologischen Inhalte nach den Regeln der Scholastik. Dabei orientierte man sich an der nach dem Abklingen der Revolution aufblühenden französischen Reformtheologie und -philosophie, lehnte jegliche Vereinnahmung der christlichen Religion und der Kirche durch den Staat ab und sah im Papsttum deren überzeitlichen Garanten. Der aufklärerisch-kritischen Haltung des ausgehenden 18. Jahrhunderts stellte man in einem konservativen Rückgriff nun eine betonte Kirchlichkeit und Frömmigkeit entgegen.

Da Kaspar Riffel nach dem erfolgreichen Abschluss seiner theologischen Examen im Jahre 1829 zwar schon zum Diakon geweiht worden war, für die Weihe zum Priester aber noch nicht das kirchenrechtlich vorgeschriebene Alter hatte, ging er zur Fortsetzung seiner Ausbildung auf Anregung von Heinrich Klee und Regens Räß nach Tübingen. Dort besuchte er vor allem die Vorlesungen und das Kolleg von Johann Adam Möhler, der seit 1828 Ordinarius für Kirchengeschichte, Kirchenrecht und Apologetik war. Möhler stand mit Räß durch gemeinsame Aufenthalte auf Schloss Neuburg bei Heidelberg in einem vertrauten Verhältnis. Hierher waren beide durch Fritz Schlosser, den zur katholischen Kirche übergetretenen Frankfurter Juristen und Vertrauten Goethes, eingeladen worden. Möhler engagierte sich für die Rückgewinnung der konfessionellen und kirchlichen Einheit, wofür er sich an den Schriften der Kirchenväter, insbesondere der ersten drei Jahrhunderte, orientierte. In seinem Werk „Symbolik“ (Mainz 1832) analysierte er die dogmatischen Gegensätze von Katholiken und Protestanten nach deren jeweiligen Glaubensbekenntnissen (Symbola), die er deutlich herausstellte. Dabei bemühte er sich um eine objektive Darstellung, frei von konfessioneller Polemik, und vermochte so die verschiedenen Positionen zu relativieren. Beeinflusst von der Romantik ist sein Anliegen die Überwindung der konfessionellen Zerrissenheit der christlichen Kirche.

Riffel traf an der Tübinger Fakultät mit ihren Professoren Johann Jakob Lang (Kirchenrecht), Johann Sebastian Drey (Apologetik) und Johann Baptist Hirscher (Moraltheologie) auf eine ihm bis dahin unbekannte wissenschaftliche Welt, der

er durchaus Sympathie entgegenbrachte, wie aus seinen Briefen an seine Mainzer Freunde hervorgeht. Seine Bewunderung galt vor allem Möhler, der seinerseits den Fleiß, die Intelligenz und das gute Betragen Riffels lobte. In Tübingen reifte Riffels Entschluss, die akademische Laufbahn anzustreben und sich für das Fach Kirchengeschichte zu qualifizieren und daneben auch das Kirchenrecht zu berücksichtigen. Im Juni 1829 erfuhr er durch die Korrespondenz mit seinen Mainzer Freunden, dass am Priesterseminar die Errichtung einer theologischen Fakultät beabsichtigt war. Seine Begeisterung für dieses Projekt schwand jedoch, als er erfuhr, dass sein Lehrer Heinrich Klee dieser Fakultät nicht angehöre und Mainz verlasse.

Seine Erfahrungen, die er ihm Studienbetrieb in Tübingen gesammelt hat, lassen ihn sich dann selbst mit dem Gedanken der Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der hessischen Landesuniversität in Gießen anfreunden. Er gestand sogar ein Defizit in der philosophisch-theologischen Ausbildung am Mainzer Seminar ein. Darüber hinaus käme den künftigen Priestern bei einem Studium an der Universität für ihren seelsorglichen Dienst die Berührung mit den anderen wissenschaftlichen Fächern zugute. Riffel erblickte in dem Nebeneinander einer katholischen und einer protestantischen Fakultät durchaus einen Vorteil, da deren Professoren ihre Positionen vor den Theologiestudenten in ihren Kollegien, die allen offen standen, gegeneinander zu behaupten hätten. Die Tübinger katholisch-theologische Fakultät wäre seiner Ansicht nach nie auf ihre Höhe gelangt, wenn sie isoliert in Ellwangen geblieben wäre. Es sollte sich später in Riffels Gießener Zeit zeigen, dass der Aufenthalt in Tübingen zu kurz war, um bei ihm eine so bleibende Prägung zu hinterlassen, dass diese seinen Umgang mit den Problemen und Erfahrungen, auf die er dort traf, beeinflusst hätte.

Schwieriger Anfang im Dienst des Bistums Mainz

Als Riffel zu Ende des Wintersemester 1829/1830 Tübingen in der Hoffnung verließ, als akademischer Lehrer im Mainzer Priesterseminar Verwendung zu finden, wurde er allerdings bald schwer enttäuscht. Der neue Bischof Joseph Vitus Burg hatte sich gegen den erfolglosen Widerstand der Leitung des Priesterseminars und des Domkapitels mit der großherzoglichen Regierung in Darmstadt auf die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät an der Landesuniversität im protestantischen Gießen geeinigt. Da ihm an einer wissenschaftlichen Ausbildung der künftigen Diözesanpriester an der Universität gelegen war, lehnte er das bisherige von Liebermann und Räß propagierte Modell der Priesterausbildung im Seminar rundweg ab, was zum Rücktritt von Räß als Regens und zu dessen Rückkehr in seine elsässische Heimat führte. Bis zur Aufnahme des Lehrbetriebs der Gießener Fakultät im Wintersemester 1830/1831 wurde der Studienbetrieb noch im Mainzer Seminar fortgeführt. Danach

sollte dort nur noch die aszetische und pastoralpraktische Ausbildung der aus Gießen kommenden Theologen ihren Ort haben. Für die Phase des Übergangs war Riffel als Dozent für Kirchengeschichte und Kirchenrecht vorgesehen. Zwar hat Bischof Burg von dieser Anordnung vorerst wieder Abstand genommen, doch wurde die Professur offiziell auch nicht mit einem anderen Dozenten besetzt. Vielmehr empfahl der Bischof Riffel, den er zu Recht als einen Parteigänger von Räß einordnete, sich erst noch andernorts durch Studien weiter zu qualifizieren.

Damit brachte der Bischof Riffel allerdings in eine recht schwierige Lage, da ihm sein Vater, ein einfacher Schneider, ein weiteres Studium nicht finanzieren konnte und der Aufenthalt in Tübingen nur mit der Unterstützung von Verwandten, Freunden und insbesondere auch durch Räß möglich gewesen war. Gerade in dem Faktum, dass Riffel durch Regens Räß dem neuen Bischof für die Besetzung der Professur vorgeschlagen worden war, mag die Erklärung für dessen distanziertes Verhalten liegen. Einem Ersuchen Riffels um eine vorgezogene Priesterweihe wollte Burg wohl entsprechen, allerdings lehnte er eine damit verbundene Anstellung durch das Bistum ab, da für ihn keine Stelle frei sei. Auf die Bitte Riffels um seine Fürsprache bei der Regierung wegen eines Stipendiums sagte Burg ihm zwar seine grundsätzliche Unterstützung zu, dämpfte aber zugleich dessen Hoffnung, da bereits sieben neue Theologiestudenten in Gießen Stipendien benötigten.

So blieb Riffel ohne Perspektive für seinen weiteren Weg. Vielmehr ließ der Bischof in seiner Antwort durchblicken, dass ihn die Empfehlung seiner Person durch Räß veranlasst habe, zu prüfen, ob Riffel in seinem Charakter den Anforderungen entspreche, die er an seine Priesteramtskandidaten erhebe. Damit war Riffels Verhältnis zu seinem Bischof schon von Anfang an belastet. Bei der Verwirklichung seiner Auffassung von der Priesterausbildung, die er von Anfang an offensichtlich mit der Erfüllung der Ansprüche der großherzoglichen Regierung zu verbinden wusste, nahm Burg keine Rücksicht auf das unter den schwierigen Bedingungen der napoleonischen Zeit mühevoll durch Bischof Colmar initiierte Modell der Priesterausbildung. Dadurch zog er sich bald den Argwohn und die Ablehnung vieler zu, die dem von Colmar begründeten Seminar als Lehrende angehörten oder sich ihm auf andere Weise verbunden wussten.

Riffel verbrachte den Sommer 1830 in Bonn, wo er eine Stelle als Hauslehrer in der Familie Pearsall antrat, um so seinen Lebensunterhalt zu sichern. Riffels Vater, der bei Bischof Burg persönlich vorgesprochen hatte, war es allerdings doch gelungen, eine Anstellung seines Sohnes als Repetent für Kirchengeschichte im Priesterseminar zu erreichen. Der eigentliche Grund für dieses Entgegenkommen Burgs kann wohl in dessen Versuch gesehen werden, die Opposition gegen sein Vorgehen dadurch zu neutralisieren, dass Anhänger der bisherigen Richtung, wenngleich in unmaßgeblichen Positionen, in das neue System eingebunden werden.

So war Riffel, der inzwischen am 18. Dezember 1830 durch Bischof Burg zum Priester geweiht worden war, neben seiner Repetententätigkeit auch die Verwaltung

der Seminarbibliothek übertragen worden. Als Mitglied des Seminarkollegiums, dessen Vorsitz der mit dem Bischof befreundete Regens Markus Fidelis Jäck hatte, nahm Riffel an dessen monatlichen Kommissionssitzungen teil. Wenngleich Riffels von der neuen Linie abweichende Haltung bald zu Tage treten musste, so nahm Burg doch erst eine von Riffel im Mai 1831 recht ungeschickt vorgetragene Forderung einer Gehaltsaufbesserung wegen dienstlicher Aufwendungen und Mehrbelastungen zum Anlass, ihm eine scharf formulierte Ablehnung zukommen zu lassen. In der Hauptsache warf Burg ihm Neid auf seine Kollegen vor, den sein Ansuchen erkennen lasse. Zu Riffels sachlichen Argumenten verlor er hingegen kein Wort.

Der tiefere Grund für die Reaktion Burgs mag dagegen in der Weigerung Riffels gelegen haben, mit eigenem Namen an einer neuen, auf Veranlassung des Bischofs durch das Seminarkollegium herausgegebenen Pastoralzeitschrift für den Diözesanklerus mitzuwirken. Riffel begründete seine Haltung mit dem Fehlen einer hinreichenden pastoralen Erfahrung der Herausgeber. Dadurch sah sich Burg in seiner Einschätzung der mangelnden charakterlichen Eignung Riffels für einen Dienst im Priesterseminar bestätigt.

Im Herbst 1831 folgte Riffels Versetzung als Kaplan nach Bingen, wo er auch an der Lateinschule wirkte. Nach Bischof Burgs Tod 1834 kam es mit dem Beginn der Amtszeit von Bischof Kaiser, der zuletzt Pfarrer von St. Ludwig in der Haupt- und Residenzstadt Darmstadt gewesen war, zu ersten personalpolitischen Veränderungen. Auf Kaiser folgte in Darmstadt Dr. Johann Baptist Lüft, ehemals Mainzer Seminarprofessor, seit 1830 Pfarrer in Gießen und Professor an der dortigen neuen Fakultät. Die damit frei gewordene Gießener Pfarrei wurde nun Kaspar Riffel zum 1. Mai 1835 zur interimistischen Verwaltung übertragen, daneben sollte er auch die vakante Professur übernehmen. Nachdem seine Berufung als Professor gesichert war, wurde er am 12. Juni 1836 als ordentlicher Pfarrer von Gießen eingesetzt.

Pfarrer und Professor in Gießen

Den Kontrast zu seinem bisherigen Tätigkeitsbereich in der alten, traditionsreichen Pfarrei St. Martin in Bingen kann man sich für Kaspar Riffel kaum groß genug vorstellen: Seit der Einführung der evangelischen Kirchenordnung in Gießen im 16. Jahrhundert bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts lebten dort keine Katholiken. Die 1791 errichtete Pfarrei war zwar flächenmäßig mit 52 Filialen eine der größten des Bistums. Auf die Filialorte verteilten sich jedoch nur etwa 200 Katholiken, in Gießen selbst waren es kaum 300. Denen standen in der Stadt 7500 Protestanten gegenüber. Die materiellen Verhältnisse der katholischen Gemeindemitglieder waren bescheiden, teilweise ärmlich. Ausnahmen bildeten hier nur einige Universitätsprofessoren und

-angestellte, Beamte und Militärpersonen. Für den katholischen Gottesdienst, der auch von den etwa 30 Mainzer Theologiestudenten sowie den katholischen Studenten der anderen Fakultäten zu besuchen war, stand nur ein ehemaliger Kliniksaal der alten Kaserne zur Verfügung, der sich in einem armseligen Zustand befand.

Im öffentlichen Leben der Stadt waren die Katholiken faktisch nicht präsent. Auch ihr kirchliches Leben war Beschränkungen unterworfen: Es gab natürlich kein Kirchengeläut, und der Pfarrer durfte auf dem Weg zu Sterbenden, denen er die Sakramente reichte, keine liturgische Kleidung tragen. Öffentliche Prozessionen an Festtagen waren untersagt. Die weite örtliche Verteilung der Gläubigen erschwerte die Seelsorge, und die dezidiert protestantische Prägung des öffentlichen Lebens der Stadt ließ unter den Katholiken natürlich kein Bewusstsein für ihre konfessionelle Zusammengehörigkeit aufkommen. Vielmehr drohten grundlegende Kenntnisse des katholischen Glaubens und Elemente des kirchlichen Lebens verloren zu gehen, da sie nicht vermittelt und vertieft werden konnten.

Diese Verhältnisse dürften auf Riffel wie ein „Kulturschock“ gewirkt haben. Bei allem guten Willen war er doch überfordert. Daher führte er auch bald Klagen über die Zustände in der Korrespondenz mit seinen Mainzer Freunden. Er bemühte sich, durch die Hebung der Feierlichkeit des Gottesdienstes, durch die regelmäßige Predigt und die Unterweisung der Kinder und Jugendlichen das Interesse der Katholiken am kirchlichen Leben zu wecken. Auch die Gründung eines Kirchenchores, für den er besonders die katholischen Studenten zu gewinnen suchte, zielte in diese Richtung. In seinen Predigten und katechetischen Unterweisungen legte Riffel großen Wert darauf, das katholische Profil zu schärfen, sorgte allerdings mit der Eindringlichkeit seines Vortrags und durch die Ausschließlichkeit, mit der er dabei seine Position vertrat, rasch dafür, dass er über den Kreis der Gottesdienstbesucher hinaus wegen seiner ultramontanen Gesinnung in der Öffentlichkeit als „Römling“ galt. Man kritisierte seine schroffe, verletzende, teilweise sogar beleidigende Rede. Etliche Mitglieder seiner Gießener Pfarrei, denen dieses Auftreten fremd war, äußerten ihr Unbehagen und Befremden. Man kann sein Vorgehen als Reaktion auf die schwierigen Verhältnisse, die er vorfand, betrachten. Er sah sicher zu Recht die Gefahr der Verdunstung des Glaubenswissens und des Verlustes der katholischen Identität seiner Gemeindemitglieder. Doch durch sein übereifriges, unbedachtes Vorgehen, insbesondere durch seine konfessionelle Unduldsamkeit, hatte Riffel schnell auch die Aufmerksamkeit jenes Teils der Protestanten auf sich gezogen, der der katholischen Kirche ohnehin argwöhnisch und ablehnend gegenüberstand und in seinen Äußerungen einen Angriff auf ihre bis dahin dominante Stellung sah.

Neben der religiösen Unterweisung seiner Gemeinde war ihm der Bau einer Kirche ein zentrales Anliegen. Dafür brachte er viel Energie und Zeit auf. Auch Bischof Kaiser, der um die unzulänglichen Verhältnisse noch aus seiner eigenen Zeit als Pfarrer in Gießen wusste, unterstützte ihn darin, und tatsächlich konnte 1838 der Grundstein für den Bau gelegt werden.



Ultramontaner Heißsporn: Professor Kaspar Riffel

Seit dem 15. Januar 1836 war Riffel offiziell auch die Seelsorge für die katholischen Studenten übertragen worden, speziell die Betreuung der Theologen, die sich auf das Priesteramt vorbereiteten. Zwar stellte er bei Letzteren ein grundsätzliches Interesse am kirchlichen Leben fest, doch blieb das Mitwirken etlicher von ihnen unter den gegebenen Umständen deutlich hinter dem zurück, was von künftigen Priesteramtskandidaten zu erwarten war. Daher versuchte Riffel auch durch ein gastfreundliches Pfarrhaus für sein Verständnis von Religion und Kirche unter der Gemeinde, den Studenten und in der öffentlichen Gesellschaft der Universitätsstadt, selbst bei den Protestanten zu werben. Doch gelang ihm das wegen seiner rigorosen Haltung nur bedingt. Vielmehr sah er sich gelegentlich der Kritik eines zu weltlichen Auftretens für einen so klerikalen Professor ausgesetzt.

Neben der intensiven und vielfältigen Arbeit Riffels in der Pfarrei stand sein Wirken an der Gießener Fakultät. Hier hatte er zunächst von seinem Vorgänger Lüft vertretungsweise die Vorlesungen für Moralthologie und Pastoraltheologie übernommen. Damit sollte er in einer Probezeit seine Eignung als akademischer Lehrer unter Beweis stellen. An der Fakultät konnte er unter den Kollegen Johann Evangelist Kuhn (Exegese) und Franz Anton Staudenmaier (Dogmatik), beide aus der Diözese Rottenburg, sowie Johann Nepomuk Locherer (Kirchengeschichte) aus der Erzdiözese Freiburg, von Anfang an nicht recht Fuß fassen. Allzu rasch beurteilte er sie nach seinen strengen Kriterien von Kirchlichkeit. Insbesondere zu Locherer blieb er zunächst deutlich auf Distanz, da ihm dessen Lehre zu sehr vom Gedankengut der Aufklärung bestimmt erschien.

Bald kam es zu einer ersten Störung des kollegialen Verhältnisses, da sein selbstbewusstes Auftreten den jungen Riffel bei seinen älteren Kollegen als anmaßend und arrogant erscheinen ließ. So hatte er sich geweigert, vor der Verleihung einer Professur überhaupt Lehrveranstaltungen anzukündigen oder in der Gießener „Gesellschaft für Wissenschaft und Kunst“ mitzuwirken. Die Professoren waren sich in ihrer Ablehnung einer Berufung Riffels zum Mitglied in ihrem Kollegium einig. Umso größer war ihre Enttäuschung, als Bischof Kaiser schließlich seinen dauerhaften Verbleib an der Fakultät erwirkte, obgleich er zunächst selbst Vorbehalte gegen Riffel äußerte, nachdem er von der Entwicklung Kenntnis erhalten hatte.

Wahrscheinlich ist der Wandel in der Einschätzung Riffels durch Bischof Kaiser auf die Fürsprache des Syndikus der Universität, des Juristen Egid Valentin von Löhr, zurückzuführen, der ihm berichtete, dass Riffel sein Verhalten grundlegend geändert habe und dass sein Betragen auch gegen Protestanten musterhaft sei. Löhr gehörte zum Kirchenvorstand und nahm Riffel vor allem als Seelsorger wahr. In seinem Haus konnte Riffel sein Studienkolleg abhalten. Der Versuch der Fakultät, Riffel als Professor zu verhindern, war somit gescheitert. Am 6. Mai 1836 wurde er zum Ärger seiner Kollegen durch Großherzog Ludwig II. zum außerordentlichen Professor ernannt. Sie sahen darin einen Akt der Geringschätzung und des Misstrauens der Regierung.

Der eigentliche Grund für die Ernennung Riffels dürfte aber darin zu sehen sein, dass sich keine andere geeignete Person für die Übernahme der Professur finden ließ. So hatte etwa auch der dringend angefragte Pfarrer von Gaulsheim, Adam Franz Lennig – ein Freund Riffels –, der sich durch ein Studium in Mainz, Paris, Bonn und Rom qualifiziert hatte, im Februar 1836 rundweg abgelehnt. Allerdings sah auch Lennig die Hauptursache für die verfahrenere Situation in Riffels leicht hochfahrendem Wesen. Den Berichten Löhrs an den zuständigen Ministerialrat Justin von Linde im Darmstädter Innenministerium zu Folge dürften auch die beiden Württemberger Professoren Staudenmaier und Kuhn zur gereizten Atmosphäre beigetragen haben. Insbesondere Kuhn zeigte sich gegen den jungen Mainzer sehr herablassend, und Staudenmaier vermochte sich nicht, Kuhns Einfluss zu entziehen. Im Laufe der Zeit hatte sich dann eine enge freundschaftliche Annäherung zwischen Locherer und Riffel und eine bleibende Entfremdung Locherers zu Kuhn und Staudenmaier ergeben. Nach dem Tode Locherers am 26. Februar 1837 wurde Riffel am 22. März 1837 das Ordinariat für Kirchengeschichte übertragen. Er hielt dann auch die feierliche Trauerrede für seinen Vorgänger. Die Kluft zwischen Riffel und Kuhn sowie zunächst auch zu Staudenmaier blieb unüberbrückbar, weshalb beide die Fakultät verließen, Kuhn im Wintersemester 1836/1837 nach Tübingen und Staudenmaier im Wintersemester 1837/1838 nach Freiburg, was zur Beruhigung der Lage beitrug. Allerdings hatte sich das Verhältnis Staudenmaiers zu Riffel nach Kuhns Weggang rasch entspannt, im Mai 1837 richtete er als Fakultätsältester sogar eine Eingabe an die Regierung für die Promotion Riffels. Staudenmaier verließ die Fakultät schließlich doch, weil er sich gegenüber Freiburg in der Pflicht sah.

Hatte sich die Situation innerhalb der Fakultät 1837 etwas beruhigt, so trafen Riffel nun Angriffe von außen, die das liberale, kirchenfeindliche Frankfurter Journal gegen ihn unternahm. Im Zusammenhang mit dem sogenannten „Kölner Ereignis“ hatte er in seinen Vorlesungen nicht mit Kritik am Vorgehen des preußischen Staates gegen den Kölner Erzbischof Clemens August Droste zu Vischering gespart und den Vorgang zum Anlass für eine polemische Auseinandersetzung mit der Reformation genutzt. Das war auch dem Gießener Korrespondenten der Zeitung bekannt geworden. Es mutet schon etwas absurd an, dass gerade dieses Blatt, das bald den *Deutschkatholizismus* nach Kräften fördern wird, Riffel wegen der Störung des konfessionellen Friedens angriff und sich zum Verteidiger des evangelischen Herrscherhauses aufschwang.

Da Riffel sich seinen vielfältigen Aufgaben als Pfarrer, Religionslehrer, Studenten-seelsorger und Professor mit all seiner Energie widmete, stellten sich bald deutliche Anzeichen von Erschöpfung ein. Daher bat er am 5. April 1838 Großherzog Ludwig II., ihn von seinem Amt als Pfarrer zu entbinden. Diesem Ansuchen, das auch die Unterstützung des Bischöflichen Ordinariats in Mainz fand, wurde mit Wirkung vom 1. Mai 1838 entsprochen.

Die Überforderung Riffels, seinen selbstgesetzten hohen Ansprüchen gerecht zu werden, zeigte sich auch im privaten Bereich. 1840 brach die geistliche Wohngemeinschaft auseinander, in der er mit Christoph Kindhäußer und Jakob Reuß lebte, die beide aus dem Mainzer Seminar nach Gießen gekommen waren, um an der Fakultät als Repetenten zu wirken, sowie mit Franz Josef Hartnagel, der von ihm die Pfarrseelsorge übernommen hatte.

Riffels ganze Unzufriedenheit mit seiner Existenz in Gießen wie auch sein ungestümes Wesen und sein schwieriger Charakter traten bald in gravierender Weise zu Tage. Im März 1840 war in der katholischen Augsburger Zeitung „Sion“ ein nicht gezeichneter Beitrag erschienen, dessen Urheber nach dem Urteil Bischof Kaisers aufgrund der darin geübten Kritik nur Riffel sein konnte. Der anonyme Autor lobte zunächst die Leistungen des Professors Riffel und des 1839 für die Fakultät im Fach Dogmatik verpflichteten Professors Leopold Schmid und bemängelte danach die Leistungen anderer Dozenten. In einem weiteren Schritt lehnte er die Eingliederung der Fakultät in die protestantisch dominierte Landesuniversität, weit weg von der Aufsicht des Bischofs, ganz grundsätzlich ab wegen der sich daraus ergebenden negativen Folgen für die Ausbildung der künftigen Kleriker.

Bischof Kaiser war über diese gegen ihn und die Fakultät gerichtete Intrige Riffels verärgert, unternahm jedoch nichts weiter in dieser Angelegenheit. Als sich Riffel 1841 allerdings weigerte, nach dem Amt des Pfarrers auch jenes des Dekans von Gießen an Hartnagel abzugeben und gegen diesen scharfe und übersteigerte disziplinarische Vorwürfe erhob, schaltete der Bischof sich ein. Professor Schmid ließ den Bischof wissen, dass Riffel die Studenten zu Unrecht gegen Hartnagel aufhetzte und als dauernder Unruhestifter von der Fakultät zu entfernen sei. Kaiser trat daraufhin auch mit dem Kanzler der Universität, Justin von Linde, in Kontakt und kündigte ihm an, gegebenenfalls an Riffel ein Exempel zu statuieren. Eine von Kaiser selbst durchgeführte Untersuchung sollte Schmid's Einschätzung bestätigen und Riffels intrigantes Verhalten endgültig offenlegen. Am 21. Mai 1841 erging eine disziplinarische Rüge seitens des Ordinariats an ihn; das Amt des Dekans wurde Hartnagel übertragen. Riffels Verhalten hatte mittlerweile auch seinen Freunden so viel Anlass zu Sorge gegeben, das Adam Franz Lennig im Juli 1841 selbst nach Gießen gekommen war, um Leopold Schmid zu bitten, Riffel in seine Aufsicht zu nehmen und vor weiteren Dummheiten zu bewahren. Schmid lehnte das verständlicherweise ab.

Der Entzug des Professorenamtes

Damit nicht genug, zogen in dieser Zeit für Riffel auch in seiner Stellung als Ordinarius des Fachs Kirchengeschichte dunkle Wolken an den Himmel. Im Frühjahr 1841 war der erste Band von Riffels kirchengeschichtlichem Werk über „Ursprung,

Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung in Deutschland von Luthers erstem Auftreten bis zum Ende des Bauernkrieges“ erschienen. Die Reaktionen ließen nicht lange auf sich warten. Riffels Anliegen war es nach dessen eigener Auskunft, die Wahrheit herauszustellen, um einen echten und nicht einfach auf Indifferentismus beruhenden Frieden zu erreichen. War die an den Schriften und Briefen Luthers orientierte Darstellung des Verlaufs nüchtern gehalten, so fiel das einseitig zuspitzende Urteil über den Reformator selbst unverhältnismäßig heftig aus. Aufgrund seiner Parteilichkeit in der Auswertung der Quellen wurde Luther durch Riffel zum eigentlichen Urheber für die Kirchenspaltung gemacht, der von persönlicher Anmaßung und Hochmut bestimmt gewesen sei und die Unruhen unter den Bauern angefacht habe, um so die Fürsten für sein Reformationsvorhaben gewinnen zu können. Dadurch habe er die Auflösung der alten kirchlichen und staatlichen Ordnung verursacht.

Erneut hatte damit das „Frankfurter Journal“ eine Gelegenheit, Riffel die Störung des konfessionellen Friedens, Respektlosigkeit gegenüber dem hessischen Herrscherhaus und eine Verunglimpfung Luthers und der Reformation vorzuwerfen, die er als Ausgangspunkt für folgende Revolutionen und Gewalt erklärte. Die evangelische Bevölkerung Gießens war aufgebracht, Schüler und Studenten veranstalteten öffentliche Proteste. Von der strengkirchlichen Presse wie der Augsburger Kirchenzeitung „Sion“ und dem Mainzer „Katholik“ wurde das Werk dagegen erwartungsgemäß für seine klaren Darlegungen und für die aus ihnen gezogenen Ableitungen gelobt. Den aufgebrauchten Protestanten hielt man entgegen, sie sollten statt einfach die Entfernung Riffels als Hochschullehrer zu fordern, für die wissenschaftliche Widerlegung seiner Aussagen sorgen. Natürlich erfuhr auch Bischof Kaiser in Mainz alsbald von den Aufregungen, die Riffel in Gießen verursacht hatte, ohne aber darauf weiter zu reagieren.

Seitens der evangelischen Landeskirche wählte man einen eigenen Weg, um sich mit dem Fall zu befassen. Der Superintendent des Oberkonsistoriums der Provinz Oberhessen, Friedrich Karl Simon, richtete am 8. Oktober 1841 eine Beschwerde über Riffel an das zuständige Ministerium in Darmstadt. Er verurteilte die Publikation als Missbrauch der Lehrfreiheit für einen fundamentalen Angriff auf die Reformation und das evangelische Bekenntnis und machte auf die Gefahren für den konfessionellen Frieden aufmerksam, die von einem Lehrer wie Riffel ausgingen. Am 28. Oktober verlangte Simon schließlich in aller Offenheit die Absetzung Riffels, dessen Unhaltbarkeit als akademischer Lehrer an einer Hochschule, die ihr Bestehen der Reformation verdanke, feststehe. Als Gegner des Protestantismus greife er das Werk der Reformation an, zu dessen besonderen Förderern die Familie des Landesherrn zähle, weshalb Riffel auch dessen Autorität untergrabe. Dieser Einschätzung schloss sich der Ministerrat am 18. November 1841 an und empfahl dem Großherzog, Professor Riffel mit der ihm zustehenden Quote seines Gehalts in den Ruhestand zu versetzen. Dieser Empfehlung kam Ludwig II. schon am Folgetag nach, zumal

auch der Ministerialrat für Angelegenheiten der katholischen Kirche und Kanzler der Universität, Justin von Linde, seine Zustimmung gegeben hatte. Linde schloss sich der Entscheidung, an, doch ging es für ihn seit dem „Fall Hartnagel“ um ein disziplinarisches Vorgehen gegen Riffel. Wegen Riffels Zugehörigkeit zum Klerikerstand sollte dieses Motiv für den Amtsentzug jedoch nicht öffentlich werden.

Bei der Bekanntgabe der Zwangspensionierung Riffels unterließ es die Regierung – sei es aus Unbedachtsamkeit, sei es aus Überheblichkeit – nach irgendeiner Seite, insbesondere gegenüber Riffel selbst wie auch gegenüber Bischof Kaiser, die Gründe für ihre Maßnahme anzugeben. Daher konnte sich Riffel als Opfer der Willkür eines protestantischen Staates gegenüber einem unliebsamen Professor der katholischen Theologie ansehen. Als Bischof Kaiser von Riffel über seine unbegründete Entlassung aus dem Dienst der Fakultät unterrichtet worden war, wandte er sich an die Regierung in Darmstadt mit der Bitte um Auskunft. Für ihn als Riffels Vorgesetzten war es von grundsätzlichem Interesse, ob Riffel wegen eines disziplinarischen Vergehens aus der Fakultät entfernt wurde oder ob es sich bei diesem Schritt um einen Eingriff in die Lehrfreiheit handelte. Nach längerem Zuwarten wurde seitens der Regierung Kaisers Bitte um Auskunft brüsk zurückgewiesen. Man erklärte ihm, dass sein Interesse allein der ordnungsgemäßen Besetzung des vakanten Lehrstuhls zu gelten habe. Diese Schärfe der Reaktion dürfte den Bischof sicher gleichermaßen überrascht wie enttäuscht haben.

Inzwischen war es von katholischer Seite rasch zu zahlreichen Solidaritätsbekundungen für Riffel gekommen, so von den Studenten, die er als Lehrer an sich zu binden gewusst hatte, wie auch von den Alumnus des Mainzer Priesterseminars. Diese Aktionen der Studenten zogen einen Tadel des Bischofs nach sich, der darin eine ungehörige Einmischung sah. Einige Kapläne schenkten Riffel, initiiert durch den Gießener Privatdozenten der Rechte und späteren Mainzer Priester, Johann Baptist Heinrich, einen Kelch. Zahlreiche Priester der Mainzer Diözese signalisierten ebenfalls ihre Unterstützung. In einer durch Adam Franz Lennig veranlassten und abgefassten Adresse des Dekanats Seligenstadt an Bischof Kaiser wurde der Vorgang als unerhörter Eingriff in die Lehrfreiheit der Kirche gebrandmarkt und die Verlegung der Fakultät nach Mainz gefordert. Die evangelische Seite zeigte aus ihrer sicheren Position heraus kein Interesse, die Angriffe Riffels auf akademischem Feld zu widerlegen, was unter anderen Justus von Liebig kritisierte, der mit Riffel gut bekannt war und ihn sogar finanziell unterstützte. So musste das Schweigen der Regierung den Katholiken schließlich als offene Bevorzugung des Protestantismus gelten, entgegen deren Bekenntnis zur Parität.

Riffel suchte nun die weitere Unterstützung seines Bischofs, um in Mainz an einer seinen Fähigkeiten entsprechenden Stelle wirken zu können. Allerdings wandte er sich auch, entgegen dem dringenden Anraten Kaisers, gleich mit zwei Gesuchen an die Regierung. Er drängte auf Auskunft über die Entlassungsgründe, weil er sich inzwischen verschiedenen Verdächtigungen ausgesetzt sah. Weiterhin bat er um die

Beibehaltung seines vollen Gehalts, da er wegen der Anschaffung von Büchern für seine Forschungen in Schulden geraten war und noch seine Eltern zu versorgen hatte. In beiden Punkten wurde er abgewiesen. Daraufhin erklärte ihm Bischof Kaiser, der ebenso wie die Fakultät in Gießen im Entzug des Professorenamtes eine Maßnahme zur Disziplinierung Riffels sah, dass er seine Sache nicht mehr länger gegenüber der Regierung vertreten könne.

Riffels vielfältiges Engagement in Mainz

In Mainz zog Riffel dann zu seinem Freund Heinrich Josef Himioben ins Pfarrhaus von St. Christoph. Von Bischof Kaiser war er enttäuscht, da dieser sich weigerte, mit ihm über die Zwangspensionierung zu sprechen, doch rieten ihm seine Freunde in der Öffentlichkeit zu schweigen, da er allgemein als streitsüchtig und rechthaberisch galt. So führte er in den ersten Jahren ein eher eintöniges zurückgezogenes Leben und klagte, dass ihm bei seiner Lebensweise die Inspiration fehle. Deshalb kam er auch mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht in der wünschenswerten Weise voran. 1842 erschien zwar der zweite Band seiner Kirchengeschichte, in dem er die scharfe Kritik an der Reformation, die er im ersten Band geäußert hatte, trotz aller zwischenzeitlichen Erfahrungen unbeirrt fortsetzte. Gleichwohl hat er auch hier den hessischen Landgrafen Philipp, der die Einführung der Reformation in Hessen angeordnet hatte, nicht verunglimpft, wie ihm die liberale Presse unterstellte. Vielmehr äußerte er sich sogar anerkennend über dessen Umgang mit dem säkularisierten Kirchengut, das er für soziale Aufgaben verwendet hatte.

Das Erscheinen des dritten Bandes der Kirchengeschichte sollte dann bis 1846 auf sich warten lassen. Darin befasste er sich mit der Reformation in der Schweiz. Dort trat nach Riffels Einschätzung die dem Wesen des Protestantismus eigentümliche Zerrissenheit offen zu Tage, da die Durchführung der Reformation in diesem Land nicht durch das lenkende, ordnende und eingrenzende Wirken eines Landesherrn begleitet war.

Unterdessen hatte Riffel bereits 1844 vor dem Hintergrund der Auseinandersetzung mit dem Deutschkatholizismus im „Katholik“ einen Beitrag veröffentlicht, in dem er sich ausführlich zur Situation der Kirche in der Gegenwart und in der Zukunft äußerte. 1845 erschien mit seinem Buch „Aufhebung des Jesuitenordens“ eine Schrift, in der er diese vielfach verdächtigte Kongregation ohne jede Einschränkung verteidigte. Außerdem hielt Riffel im Verein für Kunst und Literatur zwei Vorträge „Über die neueste Literatur der Geschichte“. Darin zeichnete er aus seiner apologetischen Grundhaltung heraus ein romantisch verklärtes Bild von der mittelalterlichen Kirche als Kämpferin für wahre Freiheit und gegen kaiserliche Willkür, die das Aufkommen

einer despotischen Universalmonarchie verhindert habe. Erst als der Einfluss der Kirche auf die Staaten zurückgedrängt worden sei, so folgerte er, konnte der Absolutismus entstehen, der schließlich die gewaltigen revolutionären Stürme der jüngsten Vergangenheit verursacht hätte. Diese hätten aber nicht einmal das Wesentlichste der mittelalterlichen Freiheit zurückgewonnen.

Die Zahl der Freunde Riffels in Mainz erweiterte sich, als 1844 Johann Baptist Heinrich ins Mainzer Priesterseminar eintrat. Er hatte in Gießen als Privatdozent der Rechte gelehrt und sich mit Riffel angefreundet. Bei dessen Entfernung aus dem Professorenamt Ende 1841 hatte er für ihn Partei ergriffen. Seine juristische Laufbahn hatte er 1842 aufgegeben und nach seinem Studium der katholischen Theologie in Tübingen und Freiburg schließlich in Gießen seine theologischen Examen abgelegt. Im Februar 1845 gelangte er nach seiner Priesterweihe als Kaplan an den Mainzer Dom. Nun zählte er zusammen mit Christoph Moufang und Kaspar Riffel sowie Adam Franz Lennig in dessen Zentrum zum sogenannten Zweiten Mainzer Kreis, der bald eine große Wirksamkeit in den verschiedensten Bereichen des kirchlichen Lebens entfalten sollte.

Obwohl sich für Riffel die Zuweisung einer freien Pfarrstelle oder einer anderen Aufgabe im Bistum, die seinen Fähigkeiten entsprach, weiterhin nicht abzeichnete, lehnte er ein Angebot des apostolischen Vikars für Luxemburg, Johann Theodor Laurent, am Priesterseminar von Luxemburg, dessen Gründung er plante, als Dozent zu wirken, ab. Er wollte sich nicht mehr an die Lebensordnung eines Seminars binden. Mit Erlaubnis Bischof Kaisers konnte er sich wenigstens in der Seelsorge der Mainzer Pfarreien an verschiedenen Stellen einbringen.

Als im Jahre 1844 Bischof Arnoldi zur Hl.-Rock-Wallfahrt nach Trier eingeladen hatte, wirkte er als Organisator und geistlicher Begleiter eines Zuges rheinhessischer Wallfahrer. Gerade im Wallfahrtswesen sah Riffel, der in seiner Kindheit geprägt wurde durch die 1754 begründete Wallfahrt zum Rochusberg, eine Manifestation katholischer Religiosität, die sowohl gegen eine rationalistische Einengung des Glaubens im Zuge der Aufklärung stand, als auch gegen die Begrenzung des Glaubens auf das rein Innerliche, wie sie sich in den religiösen Erweckungsbewegungen fand. So brachen unter seiner Führung am 23. September mehrere hundert Teilnehmer in Mainz bei heftigem Regen mit dem Schiff auf. Von Bingen aus nahm der dann stetig anwachsende Zug vier Tage lang seinen Weg bei anhaltend schlechtem Wetter über den Hunsrück bis nach Trier. Die Heimkehr der Wallfahrer gestaltete sich bei gutem Wetter zu einem Triumphzug, der schließlich mit etwa 5000 Menschen Bingen erreichte, wo man ihnen einen großartigen Empfang bereitete. Trotz aller Schwierigkeiten in ihrer Durchführung und bei allem Argwohn und aller Kritik, die ihr entgegenschlug, hat diese Wallfahrt das katholische Gemeinschaftsbewusstsein gestärkt und das kirchliche Leben angeregt.

In den Jahren 1845 und 1846 nutzte er seine Fastenpredigten in der Pfarrkirche St. Stephan als Gelegenheit zur Abwehr des auch in Mainz immer stärker aufkommen-

den Deutschkatholizismus und erläuterte zu diesem Zweck aus der Vorrangstellung des Petrus heraus die Bedeutung des päpstlichen Primats für die Kirche. Auf breiter historischer Grundlage legte er die Notwendigkeit der Einheit der Ortskirchen mit der römischen Kirche und dem Papst dar. Diese Predigten fanden solchen Zuspruch, dass er auf Anregung mehrerer seiner Zuhörer in den Wintermonaten der Jahre 1846 bis 1848 zweimal in der Woche Vorträge zu verschiedensten Themen aus der Kirchengeschichte hielt. Dabei bot er einen Überblick zur Universalgeschichte, wobei er deren maßgebliche Prägung durch das Christentum herausarbeitete. Zu manchen dieser Vorträge kamen 300 bis 400 Hörer, Mainzer Bürger aus allen Schichten, darunter Kaufleute, Lehrer, Juristen, ja sogar höchste Militärs der Bundesfestung. Bei einem Aufenthalt in Mainz stellte der Tübinger Kirchenhistoriker Karl Joseph Hefele anerkennend die gute Resonanz fest, welche die Vorträge fanden. Das mag auch für Bischof Kaiser Anreiz gewesen sein, sich im Winter 1846 unter die Zuhörer zu mischen. Zur Vorbereitung ließ sich Riffel über den mit ihm bekannten Legationsrat Max von Gagern eigens aus Wiesbadener Bibliotheken Literatur besorgen, die in Mainz fehlte.

Als die politische Lage 1848 die Gründung neuer Vereine zuließ, gehörte Riffel zu den Mitgliedern der konstituierenden Sitzung des von Domkapitular Adam Franz Lennig initiierten „Pius-Vereins für religiöse Freiheit“, die am 23. Mai im Haus „Zum Römischen König“ stattfand. Diese Vereinsgründung dürfte nicht zuletzt durch Riffels kirchengeschichtliche Vorträge inspiriert worden sein. Er engagierte sich für den rasch wachsenden Verein und entlastete Lennig, der sehr erfolgreich vielerorts in den deutschen Ländern für die Ausbreitung seines Vereinskonzepthes warb.

Daneben gehörte Riffel mit Lennig zu den Gründungsmitgliedern des Vinzenz-Vereins und des Elisabeth-Vereins, die sich der sozialen Not und der Sorge um die Kranken annahmen. Die Hälfte der Einkünfte aus seinen Vorträgen überließ er den „Barmherzigen Schwestern“ für ihr Wirken in der Krankenpflege, die andere Hälfte erhielt der Vinzenz-Verein für seine soziale Tätigkeit. Er selbst beteiligte sich aktiv, indem er sich vieler Rat- und Hilfesuchender annahm, oftmals bis an den Rand seiner Kräfte.

Beachtung verdient in diesem Zusammenhang auch seine Initiative zur Gründung einer Abendschule für die Arbeiterjugend, die dem Vinzenz-Verein angeschlossen war, um vor allem Kinder und Jugendliche durch eine Ausbildung vor dem Absturz in soziale Not und Verelendung zu bewahren. Jungen erhielten als Lehrlinge bei katholischen Meistern eine Ausbildung und Unterkunft und kamen abends in der Vinzenz-Schule zu weiterem Unterricht zusammen. Hier engagierte er sich persönlich in vielfältiger Weise. Auf dem zweiten Mainzer Katholikentag 1851 gab er wesentliche Anregungen zur Behandlung dieser drängenden Frage, die dann durch Kolping in der Gründung von Gesellenvereinen aufgegriffen wurden.

Inzwischen war es auch gelungen, mit dem „Mainzer Journal“ eine katholische politische Tageszeitung zu gründen, weshalb Riffel von Franz Sausen die Redaktions-

arbeit für die Zeitschrift „Der Katholik“ übernahm, damit sich dieser der Herausgabe der neuen Zeitung widmen konnte.

In dieser Zeit des politischen Umbruchs zog Riffel durch die polarisierend wirkenden Äußerungen, die in seiner dezidiert kirchlich-konservativen, ultramontanen Ausrichtung gründeten, heftige Angriffe der Mainzer radikalen demokratischen Kräfte auf sich. Waren sich kirchliche und demokratische Kräfte zunächst noch einig gewesen in der Ablehnung des repressiven großherzoglichen Überwachungsregimes, das jegliche eigenständige Entwicklung unter staatliche Kontrolle zu bringen suchte, so erblickten die Radikalen unter den Demokraten im Kampf um Einfluss auf die Bevölkerung in Riffel einen Gegner, dessen Haltung sie als reaktionär und heuchlerisch brandmarkten. Der Hass seiner Gegner traf ihn mit Plakaten, auf denen sie ihn verunglimpften: *An ihn. Römeling mit dem großen Maul, Jesuit oder Jesuitengaul, Finsterling im Priesterputz, Fanatiker aus Eigennutz, Erzheuchler, der du bist, Lügner, bekehre dich und sei ein Christ.* Sein Bemühen um ein Mandat für die Frankfurter Nationalversammlung musste, insbesondere da er die mit den Demokraten sympathisierenden „Deutschkatholiken“ bekämpfte, so gerade auf einer Wahlkampfreise in deren Hochburg Offenbach, ohne Erfolg bleiben. Immer wieder hatte er in zahlreichen Predigten, so besonders in der Fastenzeit 1845 und 1846, und in Beiträgen für die „Katholischen Sonntagsblätter“ und für den „Katholik“ die Sekte angegriffen, wobei er ihre eigentliche politische Ausrichtung herausstellte, die aus dem zunehmenden Nationalismus erwuchs und unter ihren politischen Führern, so etwa Robert Blum, liberale und radikaldemokratische Ziele verfolgte. Die von ihrem geistlichen Führer, dem ehemaligen Kaplan Johannes Ronge, geforderte religiös-kirchliche Reform sei dafür nur ein Vehikel und ein Deckmantel. Riffel reagierte daher auf die Angriffe gegen die Kirche mit Unverständnis. Doch für die radikalen Demokraten spielte es keine Rolle, dass es gerade in der katholischen Kirche Strömungen gab, die sich dem Anspruch des Staates, auf alle Belange, so auch die religiös-kirchlichen, vollen Zugriff zu haben, entgegengestellt hatten, lange bevor liberale Kräfte sich gegen die staatliche Allgewalt erhoben.

Riffels vielfaches Engagement sollte schließlich auch dazu führen, dass er im Jahre 1848 anlässlich der Feier des 500-jährigen Bestehens der Prager Karl-Ferdinands-Universität zu deren Ehrenprofessor ernannt wurde und zwar gemeinsam mit seinem ehemaligen Gießener Kollegen, dem Professor für Dogmatik Franz Anton Staudenmaier und mit seinem Vorgänger in Gießen, dem Darmstädter Pfarrer Johann Baptist Lüft.

Nach dem Tode Bischof Kaisers am 30. Dezember 1848 war am 22. Februar 1849 der Gießener Professor für Dogmatik, Leopold Schmid, durch die Mehrheit des Domkapitels entgegen den Hoffnungen und Erwartungen Franz Adam Lennigs und des mit ihm befreundeten Kreises, als Nachfolger Petrus Leopold Kaisers zum Bischof von Mainz gewählt worden. Riffel, der zu seinem ehemaligen Gießener

Kollegen an der dortigen Fakultät in einem spannungsreichen Verhältnis gestanden hatte, sammelte gemeinsam mit Domkaplan Heinrich Material gegen Schmid, das von Christoph Moufang an die Wiener Nuntiatur weitergeleitet wurde.

Die Wahl Schmidts war schließlich durch Pius IX. aufgehoben worden. Stattdessen ernannte der Papst im März 1850 Wilhelm Emmanuel von Ketteler zum Bischof von Mainz. Nachdem dieser im Juli 1850 sein Amt angetreten hatte, hoffte Riffel, endlich mit einer seinen Fähigkeiten angemessenen Aufgabe betraut zu werden, etwa als Pfarrer einer einträglichen Pfarrei. Denn seit seiner Zwangspensionierung hatte sich rasch eine beträchtliche Schuldenlast angehäuft, die sich 1850 immer noch auf 1400 Gulden belief.

Ketteler berief Riffel hingegen zum Professor für Kirchengeschichte an der von ihm am 1. Mai 1851 wieder eröffneten theologischen Lehranstalt des Mainzer Priesterseminars und beabsichtigte ihn auch zum Domkapitular zu ernennen. Dieses Vorhaben scheiterte aber am Einspruch der Regierung in Darmstadt. Deshalb beabsichtigte der Bischof nun, Riffel stattdessen zum Geistlichen Rat und Mitglied des Bischöflichen Ordinariats zu ernennen. Bedingt durch seine Reise nach Rom im November 1854, wo er mit der Kurie in Gespräche über die von ihm und Lennig mit der Darmstädter Regierung ausgehandelte Vereinbarung trat, verzögerte sich die Ausführung jedoch. Riffel, der in seiner ungestümen Art auf seine Ernennung drängte, zog sich den Unwillen des Bischofs zu, wie aus den Briefen Lennigs, der Ketteler begleitete, hervorgeht. Es dürfte auf Lennigs vermittelndes Eingreifen zurückgehen, dass Riffel schließlich doch am 20. Juli 1855 durch Bischof von Ketteler nach dessen Rückkehr ernannt wurde.

Allerdings sollte Riffel, der seit 1854 über eine erhebliche gesundheitliche Schwäche klagte, nur noch wenig Zeit in seiner neuen Stellung bleiben. 1856 begleitete er Lennig mit einigen anderen Reisegenossen von Ende Juli bis Ende Oktober nach Rom, wo dieser weitere Verhandlungen wegen der Vereinbarung mit der großherzoglichen Regierung führte. Riffel konnte in diesen letzten Wochen seines Lebens in der Umgebung Gleichgesinnter in Rom und Umgebung die kirchlich und historisch bedeutenden Stätten besuchen. Die Reise schien ihn mit neuer Lebensfreude und Tatkraft zu erfüllen. Er hatte sich auch zahlreiche Aufzeichnungen für seine kirchenhistorischen Forschungen gemacht. Nach Mainz zurückgekehrt ging er wieder seiner Lehrtätigkeit nach und der Abschluss eines fast vollendeten Handbuchs der Kirchengeschichte stand bevor. Doch schon am 15. Dezember des Jahres starb Riffel im Alter von nur 49 Jahren aufgrund seiner körperlichen Erschöpfung.

Lebensdaten

19.01.1807	geb. in Büdesheim als Sohn des Schneiders Stefan Riffel und seiner Frau Sophie, geb. Rösch
1820–1829	Gymnasium (Kleines Seminar) in Mainz, Studium im Priesterseminar in Mainz
1829	Diakonenweihe
1829/1830	weiteres Studium in Tübingen
08.11.1830	Ernennung zum Repetenten im Priesterseminar Mainz
18.12.1830	Priesterweihe in Mainz
1831–1835	Kaplan in Bingen, seit 1832 als Pfarrverwalter
15.05.1835	Ernennung zum Pfarrverwalter in Gießen
06.05.1836	Pfarrer in Gießen
06.05.1836	a.o. Professor der Katholisch-Theologischen Fakultät in Gießen
22.03.1837	o.ö. Professor für Kirchengeschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät in Gießen
1837–1841	Dekan des Dekanats Gießen
19.11.1841	Entzug der Lehrerlaubnis und vorzeitig Pensionierung
1842–1851	Umzug nach Mainz, Wohnung im Pfarrhaus St. Christoph bei Pfr. Heinrich Josef Himioben, ohne eigene Pfarrstelle, Aushilfe in der Seelsorge, Publikationen, Predigten, Vorträge
1844	Organisator der Hl.-Rock-Wallfahrt nach Trier
1848	Ehrenprofessor der Karl-Ferdinands-Universität in Prag
23.03.1848	Mitwirkung bei der Gründung des Pius-Vereins
1849	Redaktion der Zeitschrift „Der Katholik“
01.05.1851	Professor für Kirchengeschichte am Priesterseminar Mainz
20.07.1855	Wirkl. Geistl. Rat und Mitglied des Bischöflichen Ordinariats Mainz
15.12.1856	in Mainz verstorben, beigesetzt auf dem Hauptfriedhof

Quellen

Dom- und Diözesanarchiv (DDAMz):

Generalakten 4–4/ I (Professor Dr. Riffel und dessen Pensionierung); Bestand 35 Personalakten Nr. 176; Nachlass Kaspar Riffel; Akzession 51–92 Nr. 5 (Clotilde Lendroy, Auszug der geschichtlichen Vorträge, gehalten von Dr. Prof. Kaspar Riffel in Mainz, 2 Bde.).

Schriften in Auswahl

Ein ausführliches Schriftenverzeichnis bei Scharfenecker, Fakultät, S. 546–547.

Äußerer Zustand der katholischen Kirche in den arianischen Reichen, welche sich aus der großen Völkerwanderung bildeten. In: *Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie* 5 (1835) S. 40–88.

Geschichtliche Darstellung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat. Teil 1: Von der Gründung des Christentums bis auf Justinian. Mainz 1836.

Trauerrede auf Johann Nepomuk Locherer, Doktor der Theologie, Senior und ordentlicher öffentlicher Professor an der katholisch-theologischen Fakultät zu Gießen bei Gelegenheit der in der katholischen Kirche gehaltenen Exequien. Mainz 1837.

Die Feier der Grund- und Denksteinlegung der katholischen Kirche zu Gießen am 1. August 1838.

Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage, Bd. 1: Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung in Deutschland von Luthers erstem Auftreten bis zum Ende des Bauernkrieges. Mainz 1841, ²1847; Bd. 2: Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung in Deutschland vom Ende des Bauernkrieges bis zum Religionsfrieden 1555. Mainz 1842; Bd. 3: Ursprung, Fortgang und Verbreitung der großen Glaubens- und Kirchenspaltung außerhalb Deutschlands, insbesondere der Zwinglianismus in der Schweiz. Mainz 1846.

Blicke in die Gegenwart und Zukunft der katholischen Kirche. In: *Der Katholik* 24 (1844) S. 13f, 49–51, 61–63, 65f, 621–623, 626–628, 637f, 641–643, 645–647 und 25 (1845) S. 565–567, 573–576, 577–579, 581f, 585f.

Über die neueste Literatur der Geschichte. In: *Der Katholik* 25 (1845) S. 249f, 253f, 369–371, 373–375.

Die Aufhebung des Jesuitenordens. Eine Beleuchtung der alten und neuen Anklagen wider denselben. Mainz 1845, ²1848, ³1855.

Der Primat Petri und seiner Nachfolger auf dem apostolischen Stuhle zu Rom. Drei Predigten. Mainz 1845.

Literatur

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), *Necrologium Moguntinum 1802/3–2009*. Mainz 2009, S. 555.

Zur Erinnerung an den seligen geistlichen Rath und Professor Dr. Riffel. In: *Der Katholik* NF 14 (1856) S. 529–540 und NF 17 (1857) S. 11–19.

Adolf Herte, *Das katholische Lutherbild im Bann der Lutherkommentare des Cochläus*, Bd. 2. Münster 1943, S. 138–146.

Johannes Kraus, Caspar Riffel und das Erstarken des katholischen Lebens in Mainz in den Jahren 1840–1848. In: Ludwig Lenhardt (Hg.): *Idee, Gestalt und Gestalter des ersten deutschen Katholikentags in Mainz 1848. Ein Gedenkbuch zum Zentenar-Katholikentag 1948*, Mainz 1948, S. 152–184.

Johannes Kraus, Geistlicher Rat Professor Dr. Kaspar Riffel, der Mobilisator der katholischen Bewegung in Mainz. Eine Lebensskizze. In: *Festschrift für Professor Dr. Dr. August Reatz*, hg. von A. Schuchert = *Jahrbuch für das Bistum Mainz* 4 (1949) S. 115–170.

Johannes Kraus, Die entscheidenden Akten zum »Fall Riffel«. Zum 100. Todestage Kaspar Riffels am 15.12.1956. In: *Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte* 8 (1956) S. 300–319.

Uwe Scharfenecker, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen (1839–1859). Ereignisse, Strukturen, Personen* (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte B 81). Paderborn u.a. 1998.

Peter Walter, Theologische Ausbildung und Ausrichtung des Klerus im Bistum Mainz. In: *Zerfall und Wiederbeginn. Vom Erzbistum zum Bistum Mainz (1792/97–1830). Ein Vergleich*. FS für Friedhelm Jürgensmeier, hg. von Walter G. Rödel und Regina E. Schwerdtfeger (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte 7). Würzburg 2002, S. 276–292.

Joseph Günther Weller, *Bischof Peter Leopold Kaiser (1788–1848). Der Weg der katholischen Kirche im Großherzogtum Hessen-Darmstadt aus Subordination bis zum Durchbruch eines streng kirchlichen Katholizismus* [phil. Diss. Mainz 1969]. Bamberg 1970.

Johann Baptist Heinrich (1816–1891)

Ultramontaner Theologe und Kirchenführer

Peter Walter

Auch wenn sein Name heute nur noch wenigen Spezialisten bekannt sein dürfte, hat Johann Baptist Heinrich auf die Geschichte der katholischen Theologie und des deutschen Katholizismus im 19. Jahrhundert einen nicht zu unterschätzenden Einfluss ausgeübt. Galt er früheren Zeiten, die noch in der von ihm mitgeprägten ultramontanen und neuscholastischen Tradition standen, als Prototyp des katholischen Kirchenmannes und Gelehrten, so ist er, nachdem das Blatt sich gewendet hat, eher in Verdacht geraten, einer jener Mainzer Intriganten und Denunzianten gewesen zu sein, die den deutschen Kirchenfrieden störten und jenen römischen Zentralismus miterrichten halfen, den man heute beklagt.

Vom Juristen zum Theologen

Johann Baptist Vinzenz Heinrich wurde am 15. April 1816 als ältestes Kind des Polizeidirektors des Departements Donnersberg Johann Baptist Heinrich und dessen Ehefrau Antonia geb. Kaden in Mainz geboren und erhielt bei der Taufe in der Pfarrkirche St. Christoph die Vornamen seines Vaters und seines Großvaters mütterlicherseits, Vinzenz Kaden, der als Taufpate fungierte. Heinrich hatte vier jüngere Geschwister, einen Bruder und drei Schwestern, von denen zwei ihm später den Haushalt führten. Nach dem Besuch des staatlichen Gymnasiums, das ihm, vor allem im Bereich der Literatur, eine solide Bildung vermittelte, studierte er seit 1834 an der großherzoglich-hessischen Landesuniversität in Gießen Jura. Bereits 1837 wurde er mit dem höchsten Prädikat zum Doktor beider Rechte promoviert und begann als Akzessist und Untersekretär am Appellationsgericht in seiner Vaterstadt eine juristische Laufbahn. 1838 starb der Vater, der erst ein Jahr zuvor Bürgermeister von Mainz geworden war. 1840 legte Heinrich in Darmstadt, wiederum mit ausgezeichnetem Erfolg, die Staatsprüfung ab und kehrte als Privatdozent an die juristische Fakultät der Universität Gießen zurück. Er hielt Vorlesungen nicht nur für Juristen, sondern gab auch den katholischen Theologiestudenten auf deren Wunsch hin eine Einführung ins Kirchenrecht. Dem eigentlich dafür zuständigen evangelischen Professor der

juristischen Fakultät nahm er dadurch die Studenten weg, was den Mainzer Bischof Petrus Leopold Kaiser dazu bewog, die Verantwortung dafür abzulehnen. Schon zwei Jahre darauf tauschte Heinrich den Platz am Katheder nochmals gegen einen Platz im Hörsaal ein, um, mit dem Berufsziel des Priesteramtes, Theologie zu studieren. Seinem Bischof erklärte er diese Absicht in einem ausführlichen Schreiben: Der Wunsch nach dem Priestertum habe bereits lange in ihm geschlummert, er habe aber zunächst um eine Festigung seines Glaubens kämpfen müssen. Die Gleichgültigkeit und teilweise offene Feindschaft gegenüber Christus und der Kirche, vor allem unter den Studenten, hätten ihn in seinem Verlangen nur bestärkt und auch zur Einsicht gebracht, dass den Menschen *nur durch eine ernste Rückkehr zum Christentum, zur Kirche zu helfen sei*¹. Nicht ganz ohne Einfluss auf diesen Entschluss dürfte der Gießener Kirchenhistoriker und Pfarrer Kaspar Riffel gewesen sein, der in seinen Vorlesungen wie in seinen Veröffentlichungen einen prononciert katholischen Standpunkt einnahm und deshalb 1841 auf Betreiben des evangelischen Oberkonsistoriums von der Darmstädter Regierung *quiesziert* wurde. Gerade dieser Vorfall, der, ähnlich wie das „Kölner Ereignis“ wenige Jahre zuvor, als Übergriff des Staates in die Belange der Kirche empfunden wurde, dürfte Heinrich, wenn auch nicht zu seinem Entschluss gebracht, so doch in seiner Absicht bestärkt haben. Seinen Geschwistern gegenüber hat Heinrich seine Neuorientierung als *Geburt oder Wiedergeburt*² bezeichnet. Solche Bekehrungserlebnisse, die nicht selten zum Priesteramt führten, gab es im 19. Jahrhundert mehrere, das bekannteste Beispiel ist der spätere Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler, der wie Heinrich eine juristische Karriere aufgab, um Priester zu werden.

Bezeichnenderweise hat Heinrich nicht an der katholisch-theologischen Fakultät der hessen-darmstädtischen Landesuniversität sein Theologiestudium aufgenommen. Diese 1830 unter dem staatskirchlich gesonnenen Bischof Joseph Vitus Burg gegründete Fakultät war, da damit die Theologenausbildung in das protestantische Gießen verlegt worden war, den strengkirchlichen Kreisen in Mainz von Anfang an ein Dorn im Auge. Heinrich begab sich mit zwei Freunden, dem Architekten Peter Heinrich Haenlein und dem ebenfalls promovierten Juristen Johann Joseph Hirschel, ins nicht weniger protestantische Tübingen, dessen katholisch-theologische Fakultät allerdings gerade zu dieser Zeit in kirchlichen Kreisen als zuverlässig galt. Man benötigte damals zum Besuch einer anderen als der „vaterländischen“ Universität eine ministerielle Erlaubnis des Heimatlandes. Diese wurde den drei Bewerbern zuteil, sodass sie zum Wintersemester 1842/43 nach Tübingen ziehen konnten, wo sie vor allem von dem Dogmatiker Johann Evangelist Kuhn und dem Kirchenhistoriker Karl Joseph Hefele beeindruckt waren. Nach zwei Semestern wechselten die drei Mainzer Freunde nach Freiburg, wo sie nicht recht zufrieden wurden. Die namentlich von dem berühmten

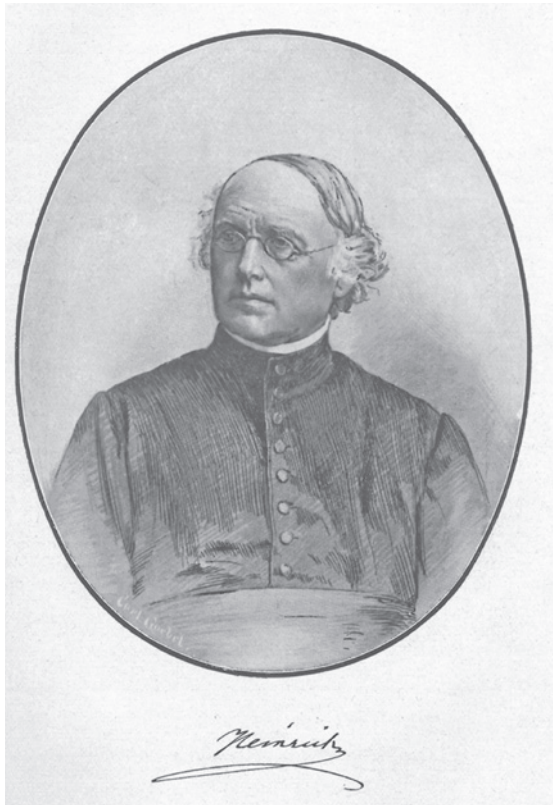
1 Zit. nach A. P. Brück, Heinrich, S. 444.

2 Zit. nach A. P. Brück, Heinrich, S. 446.

Moral- und Pastoraltheologen Johann Baptist Hirscher bestimmte Freiburger Theologische Fakultät war ihnen nicht *katholisch* genug. Nach einem Semester kehrten sie nach Gießen zurück, wo sie das theologische Abschlussexamen ablegten, und begaben sich dann für die weitere Ausbildung ans Priesterseminar nach Mainz. Am 15. Februar 1845 wurden sie in der Seminarkirche durch Bischof Kaiser zu Priestern geweiht. Bei Heinrichs Primiz in der Christophskirche hielt Kaspar Riffel die Predigt.

Nach seiner Priesterweihe wurde Heinrich Domkaplan – mit dem Mainzer Dom sollte er dann bis zu seinem Tod aufs engste verbunden bleiben – und wirkte, nachdem er kurzzeitig die Pfarrei Lörzweiler verwaltet hatte, seit 1846 zugleich als Religionslehrer an der Mainzer Realschule.

Für Heinrichs weiteren Lebensweg entscheidend war, dass er zu den Vertrauensleuten des ultramontanen Domkapitulars Adam Franz Lennig gehörte, der ihn 1848 mit nach Würzburg nahm, wo zum ersten Mal eine Versammlung der Bischöfe Deutschlands stattfand, bei der Lennig den erkrankten Bischof Kaiser vertrat. Heinrich übte bei dieser Versammlung das Amt eines Schriftführers aus. Als sich im gleichen Jahr in Mainz die „Piusvereine für religiöse Freiheit“ erstmals überregional trafen – dieses Treffen wird heute als der erste deutsche Katholikentag bezeichnet –, war Heinrich maßgeblich daran beteiligt. Er sollte bis zu seinem Tod einer der gesuchten Redner bei den Katholikentagen bleiben. Auch als nach dem Tod von Bischof Kaiser ein Streit um die Wiederbesetzung des Mainzer Bischofsstuhles entbrannte, war Heinrich mit von der Partie. Die bei der Bischofswahl unterlegene Kapitelsminorität um Domkapitular Lennig setzte alle Hebel in Bewegung, um die päpstliche Bestätigung des Gewählten, des Gießener Theologieprofessors Leopold Schmid, zu verhindern. Dabei wie bei der Gewinnung des Berliner Propstes Wilhelm von Ketteler für eine Kandidatur spielte Heinrich eine von seiner untergeordneten Stellung her kaum zu erwartende Rolle. Ketteler, der in Mainz durch seine 1848 im Dom gehaltenen Adventspredigten einen



nachhaltigen Eindruck hinterlassen hatte, entschloss sich nicht zuletzt auf Heinrichs Drängen hin, nach Mainz zu gehen.

Der neue Bischof ernannte Heinrich im Sommer 1850 zum Dompräbendaten, 1853 zum Offizialratsrat und schließlich 1855 zum Domkapitular. 1867, nach Lennigs Tod, wählte das Kapitel Heinrich zum Domdekan. Erst zwei Jahre später folgte er dem Verstorbenen auch im Amt des Generalvikars nach, das er, sowohl in der durch den Kulturkampf erzwungenen Vakanz nach dem Ableben Bischof Kettlers als auch unter dessen Nachfolger Paul Leopold Haffner, bis zu seinem Tod bekleidete. Als Bischof Kettler, nicht zuletzt auf das Betreiben von Heinrich hin, 1851 die Theologenausbildung von Gießen wieder nach Mainz an das dortige Priesterseminar verlegte, übernahm dieser neben seinen Aufgaben in der Diözesanverwaltung die Professur für Dogmatik. Auch sie hatte er bis zu seinem Tod inne.

Es ist erstaunlich, dass Heinrich neben seinen vielfältigen priesterlichen und kirchlichen Aufgaben noch Zeit zum Publizieren fand. In diesem Bereich verdient, was den Arbeitsaufwand angeht, zunächst seine Tätigkeit für die nicht zuletzt durch ihn führende ultramontane Zeitschrift „Der Katholik“ hervorgehoben zu werden, die er ab 1850 zusammen mit seinem Freund und Kollegen Christoph Moufang herausgab. Wie man auch immer zur Richtung dieses Organs stehen mag, man kann nicht verkennen, dass sein Niveau durch Heinrich und Moufang merklich gehoben wurde. Daneben sind zahlreiche Gelegenheitsschriften kirchenpolitischen und apologetischen Inhalts zu nennen.

Zum ersten Mal griff Heinrich zur Feder, als die freireligiöse und nationalistische Bewegung des schlesischen Priesters Johannes Ronge, die als Protest gegen die Trierer Heilig-Rock-Wallfahrt von 1844 begann und als „Deutschkatholizismus“ in gebildeten Kreisen eine gewisse Attraktivität entfaltete, auch in der Mainzer Diözese Anhänger fand. Erstaunlicherweise geschah dies nicht nur in den größeren Städten wie Offenbach, Darmstadt und Worms, sondern gerade auch im ländlichen Rheinhessen. Während Bischof Kaiser in erster Linie darauf abzielte, die Abtrünnigen durch Argumente zurückzugewinnen, was ihm die Kritik der Strengkirchlichen eintrug, reagierten diese, auch Heinrich, mit strikter Abgrenzung. Ebenso distanzierte sich dieser von den Reformvorstellungen seines Freiburger Lehrers Johann Baptist Hirscher, der, ausgehend von der ekklesiologischen Leitidee des Reiches Gottes, vor allem für eine stärker synodale Struktur der Kirche plädierte und auch Laien darin einbeziehen wollte. 1855 kreuzte Heinrich mit Otto Friedrich Nonweiler, dem Sohn des früheren Superintendents von Rheinhessen Friedrich Christian Nonweiler, literarisch die Klinge. Der Erstgenannte war seit 1851 zweiter Pfarrer an der evangelischen Johanniskirche gegenüber dem Mainzer Dom. Am 8. und 15. Juli 1855, kurz nach dem mit großem Glanz gefeierten Bonifatius-Jubiläum und, wie Heinrich vermutet, als Reaktion darauf, hielt er zwei Predigten, in denen er den Unterschied zwischen dem Reich Gottes und der Kirche herausstellte. Er bestritt, dass die römisch-katholische Kirche *alleinseligmachend* sei, und konzedierte, die

Reformation könne zwar als *Abfall* von der damaligen Kirche, keineswegs aber vom Reich Gottes gesehen werden. In seiner Gegenschrift tritt Heinrich den Beweis für die Stiftung der sichtbaren Kirche durch Jesus Christus an. Zugleich bestreitet er die Unterstellung Nonweilers, *daß durch die bloß äußerliche Theilnahme an der Kirche und durch die Uebung äußerlicher Ceremonien ohne Rücksicht auf die innere religiöse und sittliche Beschaffenheit die Seligkeit erlangt werde*³. Auch nach seinem Weggang nach Bremen im Jahre 1857 griff Nonweiler in Mainzer Belange ein, als er sich 1863 in einem im „Mainzer Anzeiger“ abgedruckten offenen Brief gegen den Einsatz von Geistlichen in Kommunal Schulen aussprach. Nun war es der Bischof höchstpersönlich, der, wenn auch in einem anonymen Artikel im „Mainzer Abendblatt“, reagierte. Als die zweite Kammer des hessischen Landtags 1863 mit der Mehrheit der Liberalen ein Religionsgesetz beschloss, das die mühsam ausgehandelte „Konvention“ von 1854, die der katholischen Kirche im Großherzogtum Hessen grundlegende Freiheiten bei der Ausgestaltung ihres Lebens und Wirkens sicherte, rückgängig machte, erhob Heinrich geharnischten Protest gegen diese „Reaction des sogenannten Fortschrittes“. Aufgrund des guten Einvernehmens zwischen Großherzog und Bischof änderte sich vorläufig nichts; der Kulturkampf, der auch die Diözese Mainz ereilte, kündigte sich freilich durch solche Vorboten an. Im Zusammenhang der Wiederansiedlung und Neugründung von Ordensgemeinschaften nach der Säkularisation stehen die beiden Hefte über die Klöster, in denen Heinrich nicht nur über deren Geschichte informiert, sondern auch der zeitgenössischen Kritik begegnet. Während es in allen diesen Klein- und Kleinstschriften primär um kirchenpolitische Fragen ging, wandte sich Heinrich anschließend stärker fundamentaltheologischen Fragestellungen zu, wie der Rolle der Kirche bei der Glaubensbegründung und der damals in Schwang befindlichen Leben-Jesu-Forschung. In seinem „Christus“-Buch verteidigte er die orthodoxe Christologie gegen die rationalistische Kritik, wie sie hauptsächlich von David Friedrich Strauß und Ernest Renan publikumswirksam vorgebracht wurde.

Von den Predigten und Ansprachen Heinrichs, der nach dem Zeugnis seiner zeitgenössischen Biographen sonntags meist mehrfach das Wort ergriff, sind erstaunlich wenige gedruckt worden. Einige davon beziehen sich auf die öffentlichkeitswirksame Wiederentdeckung von lange eher vergessenen Heiligen. Gleich zweimal hat Heinrich anlässlich der Mainzer Bonifatius-Feiern im Jahre 1855 das Wort ergriffen und auch hinter den Kulissen zur Befriedung der Situation beigetragen, als es im Vorfeld zwischen den Bischofssitzen Fulda und Mainz, die beide exklusive Feiern ausrichten wollten, zur Verstimmung gekommen war. Als 1857 im Rahmen des ersten großen Hildegard-Festes der jüngeren Geschichte die zuvor rekognoszierten Reliquien der Heiligen in einem dazu neu errichteten Altar in der Eibinger Pfarrkirche ausgestellt wurden, hielt Heinrich die Festansprache. Zur Seligsprechung des Jesuiten Petrus Canisius im Jahre 1865 predigte Heinrich nicht nur in seiner Tauf- und Primizkir-

3 Heinrich, Die wahre Kirche, S. 19.

che St. Christoph, in der der neue Selige 1543 die Ordensgelübde abgelegt hatte, sondern auch im Straßburger Münster. 1877 wurde Heinrich die Ehre zuteil, bei der Beerdigung seines Bischofs, dem er bei dessen Sterben beigestanden war, im Mainzer Dom die Trauerpredigt zu halten.

Den beiden wohl bedeutendsten deutschen „Revertiten“ des 19. Jahrhunderts, Joseph Görres und Clemens Brentano, die nach Jahren der Abständigkeit zur katholischen Kirche zurückgekehrt waren und sich publizistisch im Sinne der Restauration betätigt hatten, widmete Heinrich gut lesbare Lebensbilder, die genau diesen Aspekt herausarbeiten. Sie sind aus der Literatur geschöpft und beanspruchen ebenso wenig Originalität wie das Lebensbild des Franz von Assisi, das Heinrich, angeregt durch eine Enzyklika Leos XIII. zu dessen 700. Geburtstag, verfasste und in dem er vor allem auf dessen kulturhistorische Bedeutung, d.h. seine Rezeption in bildender Kunst und Literatur, abhob. Die schwärmende Schilderung der umbrischen Heimat des Heiligen, die Heinrich auf seiner Romreise 1867 besucht hat, beruht somit auf lebendiger Anschauung.

Darüber hinaus hat Heinrich zahlreiche Erbauungsschriften veröffentlicht, hauptsächlich zu den von den Päpsten Pius IX. und Leo XIII. ausgerufenen Jubiläen. Die bedeutendste jedoch ist das im Auftrag Bischof Kettlers zusammengestellte „Katholische Gebet- und Gesangbuch für die Diözese Mainz“, das siebzig Jahre in Gebrauch blieb und erst 1935 durch ein neues abgelöst wurde. Zu erwähnen ist, dass Heinrich durch die Herausgabe deutscher Übersetzungen von Werken französischsprachiger Autoren wie des Redemptoristen und späteren Erzbischofs von Mecheln und Kardinals Victor Auguste Dechamps und des Gründers der Abtei Solesmes Prosper Guéranger für einen geistlichen Kulturtransfer sorgte. Die Herausgabe der deutschen Übersetzung der Beschreibung des Lebens des kurzzeitigen Binger Pfarrers Bartholomäus Holzhauser und seines Instituts von in Gemeinschaft lebenden Weltgeistlichen, die der Generalvikar von Orléans Jean Pierre Laurent Gaduel verfasst hat, diente darüber hinaus dem Zweck, dieses Institut in Mainz wiederzubeleben. Diesem von Bischof Kettler angeregten Versuch war freilich kein Erfolg beschieden.

Heinrichs theologisches Hauptwerk ist die „Dogmatische Theologie“, ein breit angelegtes Handbuch im Sinne der Neuscholastik, von dem noch die Rede sein wird. Insgesamt sechs Bände konnte er fertigstellen, den siebten vollendete der Fuldaer Kollege Constantin Gutberlet, welcher schließlich mit weiteren drei Bänden das Werk abschloss.

Rom hat der bekennende Ultramontane Heinrich nur ein einziges Mal besucht. 1867 nahm er zusammen mit Bischof Ketteler sowie den Kollegen Moufang und Haffner an der Säkularfeier des Märtyrertodes der Apostelfürsten Petrus und Paulus teil und nutzte die Wochen in der Ewigen Stadt zu intensiven Besichtigungen ihrer Sehenswürdigkeiten, nicht zuletzt der Katakomben, in die ihn Kardinal Reisach, ein kundiger Kenner derselben, einführte. Papst Pius IX. ist er dreimal begegnet, zweimal in größeren Gruppen, einmal in einer Privataudienz für Bischof Ketteler und

seine Begleitung. Eine päpstliche Ehrung wurde ihm allerdings erst durch Leo XIII. zuteil, der ihn zu seinem 70. Geburtstag zum Päpstlichen Hausprälaten ernannte. Die Theologische Fakultät der Universität Würzburg, die einzige staatliche Fakultät, die damals eine Hochburg des Ultramontanismus war, hatte Heinrich bereits 1882 die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber verliehen. Sein Landesherr, Großherzog Ludwig IV., zog nach, indem er Heinrich im September 1886 mit dem Ritterkreuz I. Klasse des Ludwigsordens auszeichnete und auch auf diese Weise, neben der Wiederbesetzung des Mainzer Bischofsstuhles mit Paul Leopold Haffner, ein Zeichen für die Beilegung des Kulturkampfes setzte.

Die Angaben zum Todesdatum Heinrichs schwanken schon bei den Zeitgenossen zwischen dem 9. und dem 10. Februar 1891. Bischof Haffner sagt in seiner Trauerpredigt: *Um Mitternacht, Dienstag[,] den 10. Februar, verschied er nach einem kurzen Todeskampf in meiner Gegenwart.*⁴ In seinem Lebensbild im „Katholik“ behauptet Heinrich Brück, der Tod sei *[i]n der Nacht vom 9. auf den 10. Februar, kurz vor zwölf Uhr*⁵ eingetreten. Der Tod nahm dem bis zuletzt unermüdlich Arbeitenden wenige Wochen vor der Vollendung seines 75. Lebensjahres die Feder aus der Hand. Überschaute man das Lebenswerk dieses Mannes, dann muss man feststellen, dass er ohne Zweifel die Mahnung seines Vaters beherzigt hat, der ihm bei seinem Aufbruch zum Studium mit auf den Weg gegeben hatte: *Nur keine verlorene Zeit, dieses wäre das größte Übel.*⁶

Heinrich als Mitgestalter der Kirche seiner Zeit

Als die katholische Kirche in Deutschland im Gefolge der Revolution von 1848 eine bislang ungeahnte Freiheit von staatlicher Bevormundung erhielt, gehörte Heinrich, angeregt vor allem durch Lennig, zu denen, die diese neue Situation von Anfang an tatkräftig zu nutzen versuchten. Er war durch Wort und Schrift maßgeblich am Aufbau des katholischen Vereinswesens – nicht nur in Mainz, sondern im ganzen deutschen Sprachgebiet – sowie an der Schaffung eines entsprechenden „Netzwerkes“ beteiligt. Auch als sich dreißig Jahre später infolge des Kulturkampfes und der damit verbundenen Zurücksetzung katholischer Akademiker die Notwendigkeit von Gegenmaßnahmen ergab, war es Heinrich, der die Anregung für die 1876 gegründete Görres-Gesellschaft gab. Auf der ersten Jahresversammlung, die am 6. Juni 1876 in Frankfurt stattfand, hielt er, der von der Versammlung per Akklamation zum Präsi-

4 Haffner, Heinrich, S. 15.

5 H. Brück, Heinrich, S. 423.

6 Zit. nach A. P. Brück, Heinrich, S. 443.

dentem derselben gewählt worden war, die Grundsatzrede über „Vergangenheit und Aufgabe der katholischen Wissenschaft“.

Heinrich sah die Antwort auf die religiöse Situation, die sich ihm als Indifferenzismus und Kirchengegnerschaft, vor allem in gebildeten Kreisen, darstellte, zum einen in einer intensiven Bildungsarbeit, in deren Dienst er seine schriftstellerische und seine Vortragstätigkeit stellte. Zum anderen bemühte er, der maßgeblich an der Neufassung des Mainzer Diözesangesangbuchs von 1865 beteiligt war, sich um eine Intensivierung spezifisch katholischer Frömmigkeitsformen wie Wallfahrten und Andachten, die unter dem vorangegangenen Staatskirchentum verpönt waren. Durch Exerzitien und Volksmissionen versuchte er, das geistliche Leben des Klerus und der Gemeinden zu heben.

Bei der Frage, wie die neu gewonnene Freiheit für die kirchliche Organisation fruchtbar gemacht werden könnte, wandte er sich vehement gegen alle Versuche, u.a. auch seines Freiburger Lehrers Hirscher, den nun gewonnenen kirchlichen Gestaltungsspielraum zur Integration synodaler Elemente in die Kirchenverfassung zu nutzen. Obwohl Heinrich den Laien in manchen Bereichen kirchlichen Lebens Mitverantwortung einräumte, lehnte er ihre direkte Beteiligung an der Kirchenleitung strikt ab. Heinrich verstand es, durch seine im besten Sinne volkstümlichen Predigten und Reden große Menschenmengen zu mobilisieren und für die Anliegen, die er als vordringlich ansah, zu motivieren. Aber es wäre verfehlt, diese Einbeziehung der Menschen als „demokratisch“ charakterisieren zu wollen.

Lösungen für die Herausforderungen der Zeit waren für Heinrich nur im strikten Anschluss an den Papst und die römische Kurie sowie in grundsätzlicher Unterordnung unter die Hierarchie zu suchen. In dieser Frage kam es im Umfeld des I. Vatikanischen Konzils zu ernsthaften Meinungsverschiedenheiten mit Bischof Ketteler. Ketteler, der maßgeblich von Heinrich für seine Mainzer Bischofskandidatur gewonnen worden war, hatte den ihm treu Ergebenen bald in seine unmittelbare Nähe gerufen und ihm schließlich das wichtigste Amt, das er zu vergeben hatte, das des Generalvikars, anvertraut. Bei aller Unterschiedlichkeit der Geisteshaltung und des Temperamentes waren beide Männer auch menschlich eng miteinander verbunden. Und in manchen Situationen, in denen der bisweilen schroffe und aufbrausende Bischof sich mit seinem Kapitel und mit dem Klerus seiner Diözese entzweite, war es der Generalvikar, der zu seinem Bischof stand und zu vermitteln suchte. Ketteler, dessen Stärke nicht unbedingt auf theologischem Gebiet lag, bediente sich ständig des Rates des als Theologen ausgewiesenen Heinrich und gab ihm seine Veröffentlichungen zur vorherigen Durchsicht. Er fügte sich dessen Korrekturen, auch wenn Heinrich ihm, wie der Bischof einmal scherzhaft bemerkte, *seine besten Gedanken strich*⁷.

In der Frage des Primates und der Unfehlbarkeit des Papstes nun, die auf dem I. Vaticanum zur Diskussion stand, tat sich zwischen dem Mainzer Bischof und sei-

7 Zit. nach Haffner, Heinrich, S. 10.

nem engsten theologischen Berater eine kaum überbrückbare Kluft auf. Ketteler sah in der von Heinrich vertretenen Position die Stellung der Bischöfe bei der Leitung der Kirche nur ungenügend berücksichtigt. Aus diesem Grunde hat er einen von Heinrich verfassten Dekret-Entwurf als unbrauchbar zurückgewiesen. Er schreibt aus Rom: *Wie man bei Ihrer Auffassung noch mit innerer Wahrheit behaupten kann, daß die Bischöfe auf allgemeinen Concilien „judices“ seien, geht in meinen Kopf nicht ein. Ich bedauere, keinen anderen zu haben. Aber gegen das, was ich für wahr halte, kann ich nicht handeln.*⁸ Das von Heinrich entworfene Kirchenmodell war für den westfälischen Adligen und selbstbewussten Bischof letztlich absolutistisch. Diese Auffassung, die er nicht nur bei Heinrich, sondern bei *allen Mainzer Herrn* wahrnimmt, ist Ketteler, wie er Heinrich schreibt, *auf allen Gebieten unaussprechlich antipathisch*⁹. Ketteler dagegen ist, wie er in seiner Konzilsrede vom 23. Mai 1870 ausführt, der Meinung, dass die Staatsform der absoluten Monarchie, die auf einer Aufhebung der Freiheitsrechte basiere, letztlich zum Untergang der Monarchien führen werde. Diejenigen, welche die Kirche auf die *absolute Autorität des Papstes* gründen, schwächen *ohne es auf irgendeine Weise zu wollen, nichtsdestoweniger sowohl die Kirche als auch den Apostolischen Stuhl*¹⁰. Bei der Bewertung dieser Auffassung ist freilich zu berücksichtigen, dass Bischof Ketteler, wenn es um die Wahrnehmung seiner eigenen bischöflichen Rechte ging, durchaus nicht vor einem absolutistischen Verständnis seines Amtes gefeit war. Aber seine Sicht der Kirche und ihrer Leitung war, insofern sie sich an einem korporativen Gesellschaftsmodell orientierte, anders als die Heinrichs, grundsätzlich offen für eine stärkere Mitwirkung des gesamten Gottesvolkes an der Ausgestaltung der Kirche.

Heinrich erhoffte sich aus einer vollkommenen Unterordnung aller Bereiche unter das katholische Lehramt eine kirchliche Erneuerung, die sich dann auf die Gesellschaft insgesamt erneuernd auswirken sollte. In diesem Rahmen ist auch sein Eintreten für die Gründung einer katholischen Universität in Deutschland zu sehen, die freilich im 19. Jahrhundert nicht zustande kam. Wie er in einer Rede auf dem Aachener Katholikentag von 1862 ausführte, verstand er *unter einer freien katholischen Universität eine Lehranstalt für höhere Wissenschaft, die als ihr oberstes Princip die göttliche und unfehlbare Autorität der katholischen Kirche in ihrem von Gott eingesetzten Lehramte anerkennt, und welche sich principiell in Allem dieser höchsten Autorität unterwirft*¹¹. Diese Auffassung ist von einem Verständnis der „Autonomie der irdischen Wirklichkeiten“, wie sie das II. Vaticanum in seiner Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute lehrte¹², aber auch von ähnlichen Positionen des

8 Ketteler an Heinrich, 14. Februar 1870; Ketteler, Sämtliche Werke, I/3, S. 264.

9 Ketteler an Heinrich, 2. April 1870; Ketteler, Sämtliche Werke, I/3, S. 295.

10 Ketteler, Konzilsrede vom 23. Mai 1870 (Übersetzung); Ketteler, Sämtliche Werke, I/3, S. 611.

11 Zit. nach Brandt, Universität, S. 231f.

12 Vgl. Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute „Gaudium et spes“, Nr. 36.

19. Jahrhunderts, weit entfernt. Heinrich konnte für sie selbst in der relativ homogenen Gruppe der Mitglieder der katholischen Vereine keine Mehrheit finden.

Heinrich als systematischer Theologe

Heinrich gehört zu jenen katholischen Theologen (und Philosophen), die man mit dem Etikett „Neuscholastiker“ versehen hat und die sich auch selber als Fortsetzer der Scholastik des Mittelalters und der Barockzeit verstanden. Wie er im Vorwort zum ersten Band seiner „Dogmatischen Theologie“ schreibt, möchte Heinrich die Werke der *alten großen Theologen [...] und namentlich die theologische Summe des heil. Thomas*¹³ nicht ersetzen, sondern zu deren Studium hinführen. Die Art und Weise, wie die Theologie seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland gelehrt wurde, steht für ihn, weil sie von der bislang üblichen abweicht, im Verdacht des Subjektivismus. Stattdessen möchte er an die scholastische Lehrweise der Vorzeit anknüpfen und die innerhalb dieser Tradition vermittelten Inhalte der Gegenwart weitergeben. Es ist seine *vorzüglichste Sorge [...] die dogmatischen Wahrheiten genau zu formulieren, allseitig zu erklären, aus der heiligen Schrift, aus den Quellen der Ueberlieferung und aus den kirchlichen Lehraussprüchen möglichst gründlich zu beweisen*.¹⁴ Dabei lässt Heinrich sich von der Überzeugung leiten, dass nicht eine Reduktion des Glaubens auf einige wenige zentrale Inhalte, sondern eher eine umfassende Darlegung dessen Glaubwürdigkeit erweise: *Je mehr die göttliche Wahrheit in ihrer lebendigen Fülle dem Geiste sich darstellt, um so mehr wird auch das Herz zur Liebe derselben hingerissen, wird der Glaube freudig und lebendig*.¹⁵

Aus ihrem Charakter als Glaubenswissenschaft ergibt sich für Heinrich die Unterwerfung der Theologie unter die kirchliche Lehrautorität. Er begründet dies interessanterweise nicht pragmatisch von der faktisch bestehenden Ordnung, sondern ausschließlich theologisch vom Glaubensinhalt her. Da dieser nur in einer ihm entsprechenden Weise, d.h. unfehlbar, vorgelegt und erklärt werden kann, bedarf er der mit Unfehlbarkeit ausgestatteten kirchlichen Lehrautorität. Ja, die Unterwerfung der Theologie unter die kirchliche Autorität wird nach Heinrich vom Glauben selbst geboten. Diese Überzeugung ließ ihn 1863 auf der Münchner Gelehrtenversammlung mit anderen Neuscholastikern gegen den dortigen Kirchenhistoriker Ignaz von Döllinger Stellung beziehen, der für eine vom kirchliche Lehramt unabhängige Theologie eintrat, welche mittels der öffentlichen Meinung ihre Positionen durchzusetzen habe.

13 Heinrich, Dogmatische Theologie, Bd. 1, S. IX.

14 Ebd., S. XI.

15 Ebd., S. XII.

Für Heinrich ist die Theologie unter allen Wissenschaften die höchste, und dies aus drei Gründen: Sie erreicht dadurch, dass sie im göttlichen Wissen gründet, den höchsten Grad an Gewissheit und hat, da sie sich mit Gott und der Welt im Hinblick auf Gott beschäftigt, den erhabensten Gegenstand. Schließlich überragt die Theologie die anderen Wissenschaften *auch was die Einsicht in die Wahrheit überhaupt betrifft*¹⁶. Denn *die unvollkommene Erkenntniß jener höchsten übernatürlichen Wahrheiten* [die die Theologie ermöglicht,] *gewährt dem menschlichen Geiste eine weit vollkommenere Einsicht in das Wesen Gottes und die gesamte übernatürliche und natürliche Weltordnung, als alle, wenn auch noch so evidenten, Erkenntnisse der Philosophie und natürlichen Wissenschaft; denn die höchsten Wahrheiten, wenn auch nur unvollkommen zu erkennen, gewährt dem Geiste ein höheres Licht und eine tiefere Einsicht, als die vollkommenste Erkenntniß untergeordneter und niederer Wahrheiten*¹⁷.

Konkret heißt dies: Die Theologie bedient sich zwar der anderen Wissenschaften, besonders der historischen (im Bereich der Exegese und der Kirchengeschichte) und der Philosophie (im Bereich der systematischen Theologie), um die genaue Bedeutung einzelner Aussagen zu erhellen bzw. zu bedenken, aber sie schöpft aus diesen Wissenschaften nicht ihre Gewissheit über den Inhalt des Glaubens. Gegen diesen Grundsatz verstoßen nach Heinrich nicht nur *jene Protestanten, welche den Inhalt und Sinn des Glaubens von der Bibelkritik und freien Bibelauslegung abhängig machen*, sondern auch die [...] *neuesten Häretiker* [gemeint sind wohl Döllinger und seine Anhänger], *wenn sie die historische Kritik und die freie Auslegung der Urkunden der kirchlichen Ueberlieferung und der Thatsachen der Kirchengeschichte zur obersten Glaubensnorm und die ‚historische Wissenschaft‘ zum höchsten Richter in Glaubenssachen erheben wollen*.¹⁸

Die Selbständigkeit der Wissenschaften wird durch ihre Unterordnung unter das Dogma für Heinrich keineswegs aufgehoben; sie sollen dadurch ja nicht in ihrer Betätigung eingeschränkt, sondern vor Irrtum bewahrt werden. Nach seiner Auffassung ist die vom Glauben erleuchtete Vernunft auch im natürlichen Bereich vor Irrtum gefeit. Auf dieser Überzeugung gründet Heinrichs vergeblicher Einsatz für die Gründung einer unter direkter Leitung des kirchlichen Lehramtes stehenden katholischen Universität in Deutschland.

Der letzte Zweck der Theologie ist für Heinrich *die Ehre Gottes und das Heil der Seelen*¹⁹. Darin sieht er auch die Vorrangstellung der Theologie vor allen anderen Wissenschaften begründet. Zugleich zieht er daraus die Konsequenz, dass die Theologie keinem niedrigeren Zweck dienstbar gemacht werden darf. Eine wissenschaftliche Theologie ist zwar nicht für jeden einzelnen Christen, wohl aber für die Kirche

16 Ebd., S. 51.

17 Ebd., S. 51f.

18 Ebd., S. 54, Anm. 2.

19 Ebd., S. 59.



*Johann Baptist Heinrich
Gemälde im Mainzer Priesterseminar*

und die Gesellschaft insgesamt notwendig. Interessant ist die Begründung: Ohne eine durch theologisches Studium gewonnene gründliche Kenntnis der christlichen Wahrheit und des christlichen Sittengesetzes sind die kirchlichen Vorsteher weder in der Lage, die Gläubigen zu unterrichten, noch den Glauben gegen Angriffe und Verfälschungen zu verteidigen. *Denn obwohl die Autorität der Bischöfe und des Papstes nicht auf ihrer Wissenschaft, sondern auf ihrer göttlichen Sendung, und die Unfehlbarkeit ihrer definitiven Lehrentscheidungen nicht auf ihrem Studium, sondern auf dem Beistande Gottes beruht, so bedürfen sie doch der Wissenschaft und des Studiums, um ihr Lehramt dem Willen Gottes gemäß zu verwalten, und Gott selbst sorgt durch specielle Vorsehung*

*dafür, daß es der Kirche niemals an der nothwendigen Wissenschaft gebreche.*²⁰ Der Hinweis auf diese Differenzierungen erscheint keineswegs überflüssig, da sonst allzu leicht der Eindruck entstehen könne, für Heinrich seien mit der schlichten Unterordnung unter das kirchliche Lehramt alle Probleme beseitigt.

Trotz dieser engen Verbindung von Theologie und kirchlichem Amt schließt Heinrich nicht nur nicht aus, dass auch Laien sich mit Theologie beschäftigen, sondern hält *zu jeder höheren Bildung [...] eine, wenn auch nicht in Einzelheiten eingehende, doch jedenfalls die Prinzipien der Dogmatik und Moral umfassende theologische Ausbildung*²¹ geradezu für notwendig.

Würdigung

Es ist nicht leicht, einen Theologen zu würdigen, der keineswegs wie zahlreiche andere Zeitgenossen ein theologisches „Selbstdenkertum“²² pflegte, sondern eine bewusst kirchliche Theologie zu betreiben suchte. Heinrich und seinesgleichen haben das nicht als Rückschritt empfunden, sondern als Wiederaufnahme einer von ihnen als groß eingeschätzten philosophischen und theologischen Tradition. Der Anschluss an den im späten 18. Jahrhundert abgerissenen Traditionsfluss bedeutete für die Vertreter der Neuscholastik einen entschiedenen Fortschritt gegenüber der unmittelbaren Vergangenheit und der Gegenwart, die ihnen als Zeiten des Verfalls erschienen. Die Hinwendung zu einem bewusst kirchlichen Katholizismus, welcher das aus der Aufklärung stammende Staatskirchentum und die damit verbundene Theologie wie auch entsprechende kirchliche Lebensformen bekämpfte, erschien Heinrich und etlichen seiner ultramontanen Zeitgenossen wie neben den bereits Genannten dem Jesuiten Joseph Kleutgen als *Neuheitserlebnis* bzw. als *Wiedergeburt*.

Die neuscholastischen Theologen waren davon überzeugt, dass die philosophische und theologische Arbeit nicht von Grund auf neu geleistet werden müsse, sondern dass man an den Leistungen der *Vorzeit* anknüpfen könne. Die überragende Gestalt der Vergangenheit war für sie, auch für Heinrich, der hl. Thomas von Aquin. Allerdings war es, wie man heute weiß, nicht unbedingt der ursprüngliche Thomas, sondern ein Thomismus, der vor allem durch die großen Thomas-Kommentare des 16.–18. Jahrhunderts beeinflusst war. Heinrich selber war bei seiner Thomasinterpretation wohl von dem italienischen Dominikaner und späteren Kardinal Vincenzo Lodovico Gotti abhängig, den er gelegentlich zitiert und dessen pastoral motivierte Apologetik seiner

20 Ebd., S. 61.

21 Ebd., S. 60, Anm. 1.

22 Welte, Strukturwandel, S. 386.

eigenen Ausrichtung entsprach. Heinrich zieht aber nicht nur Thomas und andere Scholastiker heran, sondern greift auch in hohem Maße auf die Kirchenväter zurück. Vieles aus ihren Schriften dürfte ihm durch eigene Lektüre bekannt gewesen sein, aber er lässt in der ihm eigenen Bescheidenheit doch durchblicken, dass er das meiste den großen Meistern der positiven Theologie des 17. Jahrhunderts, Dionysius Petavius und Louis de Thomassin, verdankt. Vor allem aber stützt Heinrich sich in seiner Dogmatik auf die lehramtlichen Aussagen der Kirche. Für ihn ist *dieses Lehramt selbst der principale Träger der Ueberlieferung und es ist die Ueberlieferung principaliter nichts Anderes, als die lebendige, beständige und allezeit sich selbst treubleibende und mit sich selbst übereinstimmende Lehre, Uebung und Rechtsprechung des kirchlichen Lehramtes, das auch die heilige Schrift als einen integrierenden Bestandtheil der apostolischen Ueberlieferung bezeugt, bewahrt und auslegt*.²³ Aus Aussagen wie dieser wird eine gewisse Einengung der die Glaubenswahrheit bezeugenden Instanzen in der Kirche auf das kirchliche Lehramt deutlich, das seinerseits im Lehramt des Papstes kulminiert. Diese Engführung entspricht Heinrichs an Rom als Zentrum der Kirche orientierter Ekklesiologie, die von seinem Bischof nicht vollauf geteilt wurde. Diese Sicht des kirchlichen Lehramtes, dessen Aufgabe Heinrich gelegentlich mit der eines höchsten Gerichtshofes vergleicht, hat er freilich nicht erfunden, sondern in der ultramontanen Ekklesiologie seiner Zeit vorgefunden; sie entsprach ohne Zweifel auch seinem durch die juristische Ausbildung geprägten Denken.

Heinrichs „Dogmatische Theologie“ beeindruckt allein schon durch ihren Umfang; bereits die Einleitung und die „Theologische Erkenntnislehre“ füllen zwei dicke Bände mit insgesamt 1700 Seiten. Dies gründet zum einen auf dem Bemühen des Verfassers um eine möglichst umfassende Darlegung der katholischen Glaubenslehre, hängt zum anderen aber auch mit seinem Bemühen um gedankliche und sprachliche Klarheit zusammen. Man kann die ausufernde Länge der Darlegungen Heinrichs allerdings auch auf eine mangelnde spekulative Durchdringung des Materials und Zuspitzung der Argumentation zurückführen. Er selber entschuldigt sich im Vorwort des 1887 erschienenen sechsten Bandes auf humorvolle Art für den Umfang seiner Darstellung: *Verzeihung wegen der Länge; ich habe keine Zeit gehabt, mich kürzer zu fassen*.²⁴ Es handelt sich um ein Zitat aus den „Lettres provinciales“ Blaise Pascals, den Heinrich nicht beim Namen nennt, von dem er aber sagt, dass er mit ihm *sonst in keiner Weise eine Geistesverwandtschaft haben möchte*.²⁵

Heinrich hätte vehement bestritten, dass seine kirchliche Position diejenige einer Gruppe in der Kirche sei. Für ihn war es die einzig legitime. Freilich hat diese

23 Ebd., S. 683.

24 Heinrich, Dogmatische Theologie, Bd. 6, S. V. Originalzitat: „Je n’ai fait celle-ci [sc. cette lettre] plus longue que parce que je n’ai pas eu le loisir de la faire plus courte.“ Blaise Pascal, Les Provinciales, seizième lettre. In: Ders., Œuvres complètes, hg. von Louis Lafuma. Paris 1963, S. 453.

25 Heinrich, Dogmatische Theologie, Bd. 6, S. V.

Überzeugung ihm nicht den Blick verstellt für Differenzierungen. Das wurde etwa deutlich, als es um die Beurteilung der Rechtgläubigkeit seines ins Schussfeld extrem ultramontaner Kritik geratenen Tübinger Lehrers Kuhn ging. Heinrich, der für seinen von Rom um eine Stellungnahme gebetenen Bischof ein Gutachten verfasst hat, geht mit der Lehre Kuhns hart ins Gericht, rät aber zu einer größtmöglichen Schonung des Autors, dessen kirchliche Gesinnung und Verdienste für ihn außer Zweifel stehen. Ebenso lehnte er eine posthume Indizierung Hirschers ab. Heinrich hat das römische Vorgehen gegen andersdenkende Theologen, das gerade zu seiner Zeit zu spektakulären Verurteilungen einiger bedeutender Theologen und Philosophen führte, nicht grundsätzlich in Frage gestellt, aber er hat sich, wie diese Beispiele zeigen, nicht blind daran beteiligt.

Heinrich war, wie er gelegentlich im kleinen Kreis durchblicken ließ, mit dem Stil der päpstlichen Kirchenleitung nicht immer einverstanden, aber er hätte es nie gewagt, das in der Öffentlichkeit auszusprechen. Dort hat er dieses Vorgehen um der Einheit und Geschlossenheit der katholischen Position willen immer verteidigt. Dies mag aus heutiger Sicht als unehrlich erscheinen, ist aber vielleicht in einer Zeit verständlich, in der die katholische Kirche in einer Umwelt, die ihr politisch wie weltanschaulich vielfach geradezu feindlich gesonnen war, oft mit dem Rücken zur Wand um ihren Platz kämpfen musste. Gerade unter dieser Rücksicht verdient es hervorgehoben zu werden, dass Heinrich, wiewohl als Volksredner in der Gefahr zu vereinfachen, in seinen theologischen Werken grundsätzlich um die nötige Differenzierung und eine theologische wie geistliche Orientierung seines Handelns bemüht blieb. Dies lässt die Beschäftigung mit ihm, bei aller Zeitbedingtheit seines Lebenswerkes, auch heute noch als lohnend erscheinen.

Die Biographen, die ihn noch persönlich gekannt haben, halten übereinstimmend Heinrichs Offenherzigkeit und Frohsinn fest. Gelegentlich habe ihn seine Lebhaftigkeit zu weit fortgerissen. Diese Eigenschaften waren gepaart mit Milde und Hilfsbereitschaft, die oft missbraucht worden seien. Heinrich, dessen Schreibtisch und Arbeitszimmer auf Besucher einen ziemlich chaotischen Eindruck machten, hat sich um seinen Nachlass und seinen Nachruhm nicht gekümmert. Bischof Haffner, Heinrichs Nachlassverwalter, hatte nicht viel zu regeln, da der Verstorbene zu Lebzeiten völlig anspruchlos lebte und Hilfsbedürftige großzügig unterstützte. Heinrichs Bibliothek dürfte in die Bibliothek des Mainzer Priesterseminars, die heutige Martinus-Bibliothek, gewandert sein. Natürlich haben die amtlichen Schreiber des ehemaligen Generalvikars den Weg ins Mainzer Dom- und Diözesanarchiv gefunden. Glücklicherweise gelangten auch seine Briefe an die Familie durch ein Legat derselben dorthin. Viele seiner Briefe, Gutachten u.a. sind in den Nachlässen bzw. Archiven der Adressaten erhalten. Von deren Briefen an ihn hat jedoch nur eine sehr geringe Anzahl überlebt, die Anton Brück edierte. An seinem Nachruhm bzw. einer lückenlosen Dokumentation seiner Korrespondenz war Heinrich offensichtlich nicht interessiert.

Lebensdaten

15.04.1816	geb. in Mainz als ältestes Kind von Johann Baptist und Antonia Heinrich, geb. Kaden
Ab 1834	Jurastudium in Gießen
1837	Promotion zum Dr. beider Rechte
1840	Staatsprüfung mit Auszeichnung, Privatdozent an der Universität Gießen
1842	Aufnahme des Theologiestudiums, zunächst in Tübingen, 1843 für ein Semester in Freiburg, dann Rückkehr nach Gießen
15.02.1845	Priesterweihe durch Bischof Kaiser in der Mainzer Seminarkirche
Ab 1845	Domkaplan und Tätigkeit als Religionslehrer
1850	Ernennung zum Dompräbendaten durch Bischof Ketteler, Mit-herausgeber von „Der Katholik“
Ab 1851	Professor für Dogmatik am Mainzer Priesterseminar
1853	Offizialatsrat
1855	Domkapitular
1867	Domdekan; Romreise mit Ketteler
1869	Generalvikar
9./10.02.1891	Tod in Mainz

Ungedruckte und gedruckte Quellen

Dom-und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):
Domkapitel D 7.3.

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Erwin Iserloh u.a. Mainz 1977ff.

Schriften

De hereditate legatove absenti delato, tam secundum ius commune Germanicum quam secundum legem Franco-Gallorum et antiquam et novam. Dissertatio inauguralis, quam auctoritate et consensu illustris iuriconsultorum ordinis ad veniam docendi rite impetrandam scripsit Joannes Baptista Heinrich utriusque iuris doctor. Gießen: Lichtenberger, 1841 [Juristische Habilitationsschrift].

Die Bestrebungen Ronge's und seiner Partei. Mainz: Kirchheim, 1845.

Ein Blick in die religiöse Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Stadt und des Bisthums Mainz. Eine Predigt, gehalten am Kirchweihfeste im Dom zu Mainz. Mainz: Kirchheim & Schott, 1849.

Die kirchliche Reform. Eine Beleuchtung der Hirscher'schen Schrift: „die kirchlichen Zustände der Gegenwart“, 2 Teile. Mainz: Kirchheim und Schott, 1850.

[anonym] Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. Mainz: Kirchheim und Schott, 1852.

Das Leben und Wirken des heiligen Bonifacius, Erzbischofs von Mainz und Apostels der Deutschen, zur eilften Säcularfeier seines Martyrertodes geschildert. Mainz: Wirth, 1855.

Die Heiligkeit des heil. Märtyrers Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Eine Predigt, gehalten am zweiten Pfingsttage zur Vorfeier des Bonifaciusfestes. Mainz: Kirchheim 1855.

Die wahre Kirche oder das sichtbare Reich Gottes auf Erden. Zum Nachweis und zur Beleuchtung der Irrthümer und Fehlschlüsse in der Schrift des Herrn Nonweiler: Das Reich Gottes und die Kirche. Mainz: Kirchheim, 1855; ²1855.

Vorwort, in: J[ean] B[aptiste] Boone, Die Pflichten des christlichen Weibes. Konferenzvorträge. Mainz: Kirchheim, 1857; ²1857; ³1884.

V[ictor] Dechamps, Die Wahrheit und Vernünftigkeit des Glaubens. Gespräche über den katholischen Begriff und Beweis der christlichen Offenbarung. Deutsch bearbeitet. Mainz: Kirchheim, 1857.

Predigt über die Verehrung der heiligen Reliquien. Gehalten bei der Uebertragung der Reliquien der heil. Hildegardis zu Eibingen am 17. September 1857. Mainz: Kirchheim 1857.

J[ean] B[aptiste] Boone, Apologetisches Handbuch, oder: Inbegriff der Beweise für die natürliche und die geoffenbarte Religion. Nebst einem Anhang über die vorzüglichsten Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Mainz: Kirchheim, 1858. [Beteiligung Heinrichs?]

[anonym] Appendix De immaculata conceptione Beatae semper Virginis Dei Genetricis Mariae: In: Fr[anz] Leop[old] Br[uno] Liebermann, Institutiones Theologicae, Bd. 2. Mainz: Kirchheim, ⁸1858, S. 831–846.

V[ictor] Dechamps, Christus und die Antichristen nach dem Zeugnisse der Schrift, der Geschichte und des Gewissens. In Verbindung mit mehreren Anderen deutsch bearbeitet und hg. Mainz: Kirchheim, 1859.

Vorrede zur vierten Auflage, in: Heinrich Klee, Katholische Dogmatik. Ausgabe in einem Bande, Mainz: Kirchheim, ⁴1861, S. V–XI.

J[ean] P[ierre] L[aurent] Gaduel, Leben des ehrwürdigen Dieners Gottes Bartholomäus Holzhauser, Pfarrers und Dechanten zu Leoggenthal in Tyrol, nachher zu Bingen am Rheine, Stifters des Instituts der in Gemeinschaft lebenden Weltgeistlichen. Mit einer Abhandlung über diese Genossenschaft. Deutsche Ausgabe. Mainz: Kirchheim, 1862.

Die Beweise für die Wahrheit und Nothwendigkeit des Christenthums und der Kirche. Nebst einer Einleitung über die heutigen Feinde des Christenthums und ihre Waffen. Mainz: Kirchheim, 1863; Neuauflage unter dem Titel: Die Beweise für die Wahrheit des Christenthums und der Kirche. Mit einer Einleitung über die Gegner des Christenthums und ihre Waffen. Mainz: Kirchheim, 1885.

Die Reaction des sogenannten Fortschrittes gegen die Freiheit der Kirche und des religiösen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf die kirchlichen Zustände Mitteleuropas und die neuesten Vorgänge im Großherzogthum Hessen. Mainz: Kirchheim, 1863.

Christus. Ein Nachweis seiner geschichtlichen Existenz und göttlichen Persönlichkeit, zugleich eine Kritik des Rationalismus, des Straußischen Mythicismus und des Lebens Jesu von Renan. Mainz: Kirchheim, 1864.

Katholisches Gebet- und Gesangbuch für die Diöcese Mainz, Mainz: Kirchheim, 1865 u.ö.

Der selige Petrus Canisius. Eine Predigt zur Feier seiner Seligsprechung gehalten im Münster zu Straßburg. Mainz: Kirchheim, 1865.

Die Klöster in der Geschichte (= Katholischer Broschüren-Verein, 2. Jahrgang, No. 2). Frankfurt am Main: Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1866.

Die Klöster und ihre Gegner in der Gegenwart (= Katholischer Broschüren-Verein, 3. Jahrgang, No. 1). Frankfurt am Main: Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1866.

Joseph von Görres. Ein Lebensbild (= Katholischer Broschüren-Verein, 3. Jahrgang, No. 5). Frankfurt am Main: Verlag für Kunst und Wissenschaft, 1867. Übersetzung ins Tschechische: Olomouc: Refugium Velehrad-Roma, 2010.

Das erste dogmatische Decret des Vaticanischen Conciles in deutscher Uebersetzung mitgetheilt; sodann erklärt (= Zeitgemäße Broschüren, Bd. 6, Hefte 5–7). Münster: Russell, 1870.

Dogmatische Theologie, 6 Bde. Mainz: Kirchheim, 1873–1887, ²1881–1900; Bd. 7, aus dem Nachlass hg. und fortges. von Constantin Gutberlet. Mainz: Kirchheim, 1896; von C.G.: Bd. 8: Mainz: Kirchheim, 1897; Bde. 9–10: Münster i[n] W[estfalen]: Aschendorff, 1901–1904.

Vorrede, in: Prosper Guéranger, Das Kirchenjahr, Bd. 1. Mainz: Kirchheim, 1874, S. I–VIII. Jubiläums-Büchlein. Eine Anleitung das Jubiläum in frommer Weise zu feiern nebst einem Triduum zur Vorbereitung. Mainz: Kirchheim, 1875.

Joseph Görres. Gedächtnißrede an seinem hundertsten Geburtstage, gehalten zu Coblenz am 25. Januar 1876. Mainz: Kirchheim, 1876.

Vergangenheit und Aufgabe der katholischen Wissenschaft. In: Jahresbericht der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland für das Jahr 1876. Köln: Bachem, 1877, S. 11–20.

Trauerrede bei der Bestattung des hochseligen Bischofs Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler. Gehalten am 18. Juli im Dome zu Mainz. Mainz: Kirchheim, 1877.

Des seligen Bischofs von Mainz, Wilhelm Emmanuel, Freiherrn von Ketteler erste Exerctien vor Beginn seiner theologischen Studien. Von ihm selbst aufgezeichnet und aus seinem schriftlichen Nachlasse hg. Mainz: Kirchheim 1877.

Clemens Brentano (= Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, 3. Vereinsschrift für 1878). Köln: Bachem, 1878.

Eine Ermahnung die letzte Zeit des Jubiläums gut zu benützen. Jubiläums-Predigt [...] gehalten im hohen Dome zu Mainz am Sonntag, den 4. Mai 1879. Mainz: Falk, 1879.

Jubiläums-Büchlein für das von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. verkündete allgemeine Gebets-Jubiläum zur Erflerung der göttlichen Hilfe. Mainz: Kirchheim, 1879.

Gebetsverein für Deutschland. Erwägungen und Gebete. Mainz: Kirchheim, 1880; ²1880.

Jubiläums-Büchlein für das von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. verkündete außerordentliche Jubiläum nebst Betrachtungen und Belehrungen zur Vorbereitung auf die Jubiläums-Beichte. Mainz: Kirchheim, 1881.

Franz von Assisi und seine culturhistorische Bedeutung (= Frankfurter zeitgemäße Broschüren, NF 4,4). Frankfurt am Main: Foesser, 1883.

Ermunterungen zur Bußfertigkeit und sühnenden Fürbitte. Ein Jubiläums- und Missions-Andenken. Mainz: Kirchheim, 1886.

Jubiläums-Büchlein für das von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. verkündete und unter den besonderen Schutz der Königin des hl. Rosenkranzes gestellte außerordentliche Jubiläum des Jahres des Herrn 1886. Nebst Betrachtungen und Belehrungen zur Vorbereitung auf die Jubiläumsbeichte. Mainz: Kirchheim, 1886.

[Ansprache des Versammlungspräsidenten]. In: Jahresbericht der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland für das Jahr 1887. Köln: Bachem, 1888, S. 9–12.

Ungezeichnete Beiträge im Katholik 1850–1858 bei Pastor, Heinrich, S. 21–29.

Literatur

Franz Xaver Bischof u.a. (Hg.), Theologie, kirchliches Lehramt und öffentliche Meinung. Die Münchener Gelehrtenversammlung von 1863 und ihre Folgen (= Münchener kirchenhistorische Studien NF 4). Stuttgart 2015.

Hans-Jürgen Brandt, Eine katholische Universität in Deutschland? Das Ringen der Katholiken in Deutschland um eine Universitätsbildung im 19. Jahrhundert (= Bonner Beiträge zur Kirchengeschichte 12). Köln, Wien 1981.

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), Necrologium Moguntinum 1802/03–2009. Mainz 2009.

Anton Philipp Brück, Johann Baptist Heinrich (1816–1891). In: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hg. von Heinrich Fries und Georg Schwaiger, Bd. 2. München 1975, S. 442–470.

Anton Philipp Brück, Aus der Briefmappe des Mainzer Domdekans Dr. Heinrich. In: Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte 31 (1979) S. 291–319.

Heinrich Brück, Dr. J. B. Heinrich, Päpstl. Hausprälat, Generalvicar der Diözese Mainz und Professor der Theologie am bischöfl. Priesterseminar. In: Der Katholik 71,1 (1891) S. 289–307 und 403–425.

Paulus Leopoldus Haffner, Zur Erinnerung an Dr. J.B. Heinrich, Domdecan und Hausprälat Sr Heiligkeit. Predigt. Mainz: Kirchheim, 1891.

Friedrich Hainbuch, Zur Bischofswahl Wilhelm Emmanuel von Kettlers im Jahre 1850 – neue Dokumente. In: Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte 34 (1982) S. 355–372.

Helmut Hinkel, St. Hildegards Verehrung im Bistum Mainz. In: Hildegard von Bingen 1179–1979. Festschrift zum 800. Todestag der Heiligen, hg. von Anton Ph. Brück (= Quellen und Abhandlungen zur mittelhheinischen Kirchengeschichte 33). Mainz 1979, S. 385–411, bes. S. 402.

Ludwig Lenhart, Die Bonifatius-Renaissance des 19. Jahrhunderts. In: Sankt Bonifatius. Gedenkgabe zum zwölfhundertsten Todestag, hg. von der Stadt Fulda in Verbindung mit den Diözesen Fulda und Mainz. Fulda 1954, S. 533–585, bes. S. 544–549.

Ludwig Freiherr von Pastor, Der Mainzer Domdekan Dr. Joh. Bapt. Heinrich (1816–1891). Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen. Freiburg i. Br. 1925.

Karl Josef Rivinius, Das Bistum von der Säkularisation bis zum Kulturkampf. In: Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte, hg. von Friedhelm Jürgensmeier, Bd. 3/2 (= Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte 6). Würzburg 2002, S. 907–1141.

Uwe Scharfenecker, *Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen (1830–1859). Ereignisse, Strukturen, Personen* (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte Reihe B, 81). Paderborn u.a. 1998.

Klaus Schatz, *Kirchenbild und päpstliche Unfehlbarkeit bei den deutschsprachigen Minderheitsbischöfen auf dem I. Vatikanum* (= *Miscellanea Historiae Pontificiae* 40). Rom 1975.

Klaus Schatz, *Zwischen Säkularisation und Zweitem Vatikanum. Der Weg des deutschen Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert*. Frankfurt am Main 1986, S. 96–142.

Fritz Vigener, *Ketteler. Ein deutsches Bischofsleben des 19. Jahrhunderts*. München, Berlin 1924.

Peter Walter, *Die Frage der Glaubensbegründung aus innerer Erfahrung auf dem I. Vatikanum. Die Stellungnahme des Konzils vor dem Hintergrund der zeitgenössischen römischen Theologie* (= *Tübinger theologische Studien* 16). Mainz 1980.

Peter Walter, Johann Baptist Heinrich. Ein Mainzer Theologe im Spannungsfeld seiner Epoche [1992]. In: Ders., *Syngrammata. Gesammelte Schriften zu Theologie und Kirche am Mittelrhein*, hg. von Claus Arnold (= *Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte* 8). Würzburg 2015, S. 409–424.

Peter Walter, Johann Baptist Heinrich als dogmatischer Theologe [2003]. In: ebd., S. 425–447.

Peter Walter, *Bischof Ketteler und Papst Pius IX. Kritik bei ungebrochener Loyalität* [2013]. In: ebd., S. 449–485.

Bernhard Welte, *Zum Strukturwandel in der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert*. In: Ders., *Auf der Spur des Ewigen. Philosophische Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Religion und der Theologie*. Freiburg, Basel, Wien 1965, S. 380–409.

Ida Gräfin Hahn-Hahn (1805–1880)

Schriftstellerin, Konvertitin, Klostergründerin

Helmut Hinkel

Durch Bischof Kettlers Einfluss bestimmt, ließ sich eine der interessantesten Frauen dieses Jahrhunderts, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, zu dauerndem Aufenthalte hier nieder und sie lebte bis zu ihrem am 12. Januar 1880 erfolgten Tode, frei und unabhängig mit literarischen Arbeiten und Werken der Barmherzigkeit beschäftigt, in großer Zurückgezogenheit. Leicht auf ihren Schirm gestützt, in Schwarz gekleidet, einen Schleier um den ausdrucksvollen Kopf, sah man ihre stattliche Gestalt jahrelang auf einsamen Spaziergängen.¹ Diese freundliche Beurteilung eines Zeitgenossen wurde von der so Gefeierten keineswegs geteilt. Zwar liebte sie die alte Stadt Mainz mit ihren Kirchen und Kunstwerken, aber nicht deren Bewohner. Sie waren der Konvertitin nicht fromm genug. Während die einfachen Gläubigen des Bistums ihre Gunst genossen, empfand sie die Mainzer selbst als *zu miserable*.² Mit der Mentalität der Stadt des ewigen Karnevals kam die Norddeutsche zeitlebens nicht zurecht. Schließlich war sie ja nicht aus eigenem Antrieb dorthin übersiedelt, sondern folgte ihrem Seelenführer Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler (1811–1877) von Berlin nach Mainz.

Ida Marie Louise Sophie Friederike Gustave Gräfin von Hahn, aus uradeligem mecklenburgischem Geschlecht, wurde am 22. Juni 1805 in Tressow geboren.³ Nachdem ihr Vater Karl Friedrich Graf von Hahn-Neuhaus (1782–1857) das ganze beträchtliche Familienvermögen durch seine pathologische Theaterbesessenheit (Theatergraf) vergeudet hatte, trennte sich ihre Mutter Sophie geb. von Behr (1783–1857) von ihm. In Greifswald lebte sie danach mit ihren drei Töchtern und dem Sohn unter bescheidenen Verhältnissen. Familienpolitische und finanzielle Erwägungen führten 1826 zu einer Konventionsehe Idas mit ihrem reichen Vetter Friedrich Graf von Hahn-Basedow (1804–1859), die rasch scheiterte. Er ließ sich schon 1829 scheiden, obwohl sie mit der Tochter Antonie (1829–1856) schwanger war. Das geistig und körperlich behinderte Kind gab sie in Pflege. Trotz der Trennung behielt die Gräfin den Doppelnamen „Hahn-Hahn“ bei, mit dem sie Briefe unterschrieb und

1 Alfred Börckel, Mainzer Geschichtsbilder. Mainz 1890, S. 156f.

2 Ida Hahn-Hahn (zit. IHH) an Ferdinand Graf Hahn, Mainz 11. Mai 1863. FRLA Berlin.

3 Die derzeit beste kurze Zusammenfassung ihrer Vita: Gruber/Zade, „Von Babylon nach Jerusalem“. Die ausführlichste Beschreibung ihrer katholischen Zeit: Hinkel, Hinführung, S. 5–168.



Ida Hahn-Hahn, Lithographie 1842

ihre Werke herausgab. Auf sich selbst gestellt, entwickelte sie ein bemerkenswertes Talent für finanzielle Fragen, was sich günstig auf Honorarforderungen und ihren späteren aufwendigen karitativen Einsatz auswirken sollte. Schon 1828 lernte sie in Wiesbaden den verwitweten baltischen Baron Adolph von Bystram (1792–1849) kennen, der bis zu seinem Tod ihr Lebensbegleiter bleiben sollte. Über die Natur ihrer Beziehung rätselt man bis heute. Zeitgebunden gilt sie entweder als Ausdruck „freier Liebe“ oder als „platonisch“ reine Verbindung. Zwischenzeitlich hatte sie noch eine Affäre mit dem jüdischen Demokraten Heinrich Simon (1805–1860), die am Adelsstolz der Gräfin scheiterte.

Bestimmend für ihr weiteres Dasein wurde, dass Bystram, der ihr literarisches Schaffen kritiklos bewunderte, sie dazu bewog, die Arbeiten zu veröffentlichen. Nach einigen epigonalen, nicht recht erfolgreichen Versuchen in Lyrik fand Ida Hahn-Hahn ihr eigentliches Feld: Gesellschaftsromane. Die, in aristokratischem Milieu spielend, Beziehungsprobleme aufgreifend, die Emanzipation der Frau, aber nur im eigenen Stand, propagierend und freie Liebe befürwortend, den Nerv ihrer Zeit trafen. Irrtümlich hielten die Vertreter des „Vormärz“ sie zeitweise für eine der ihren. Ihre Prosawerke, zahlreiche, meist zweibändige Romane, die in kurzer Zeit aufeinander folgten, darunter „Gräfin Faustine“ (1841), ihr wohl bedeutendstes und umstrittenstes Buch, erwarben sich rasch ein stetig wachsendes, vornehmlich weibliches Leserpublikum. Durch Übersetzungen in fast alle europäischen Sprachen errang die Autorin bald internationale Berühmtheit. Gleiches gilt für ihre, meist in zeitüblicher Briefform geschriebenen, Reisebücher. Nach der Scheidung hielt es Ida Hahn-Hahn selten länger an einem Ort. Gleich ihrer Heldin „Faustine“ (einem weiblichen Faust), mit der sie sich partiell identifizierte, führte sie ein unstetes Wanderleben. Aus Eitelkeit unterzog sie sich 1840 einer Augenoperation, die misslang, so dass sie nach jahrzehntelangem Leiden schließlich auf einem Auge erblindete.

Zur entscheidenden Wendung in ihrem Leben kam es 1849 durch den Tod von Adolph Bystram, denn trotz aller literarischen, gesellschaftlichen und finanziellen Erfolge war sie eine Suchende geblieben. Schließlich fand die Gräfin Erfüllung ihrer Sehnsucht in der Konversion zur katholischen Kirche.

Konversion in Berlin

Schon lange waren kritischen Lesern positive Erwähnungen des Katholizismus in den Schriften der Dichterin aufgefallen, verbunden mit wachsender Abneigung gegenüber ihrer eigenen lutherischen Konfession. Obwohl sie es noch zehn Jahre vorher strikt abgelehnt hatte, entschloss sie sich, Anfang 1850, nach intensivem Studium der christlichen Bekenntnisschriften, insbesondere der Werke Luthers,

zum Glaubenswechsel. Sie wandte sich an den für Berlin zuständigen Oberhirten, den Breslauer Fürstbischof Melchior Kardinal von Diepenbrock (1798–1853), der sie an den neu ernannten Propst der St. Hedwigskirche Wilhelm Emmanuel von Ketteler überwies. Nach anfänglichem Zögern ob der Ernsthaftigkeit – schließlich ging der „Salondame“ ein etwas zweifelhafter Ruf voraus – erkannte dieser bald die Echtheit der Bekehrung. Ihrem Bruder Ferdinand bekannte sie: *Ich glaube an nichts Festes mehr auf Erden, als an die Katholische Kirche, und da ich an sie glaube, so muss ich mich ihr anschließen... Jetzt wo Herz, Verstand, Character – wo die ganze Fülle der Wesenheit in tiefer Übereinstimmung auf einen Weg mich hinweist, da muss ich ihn gehen! Gott will es.*⁴ Sie legte das Glaubensbekenntnis ab und empfing am 26. März 1850 die erste heilige Kommunion. *Die Passion ist vorüber, die Auferstehung ist da! Ich bin selig! meine Seele hat wiederum ihr weißes Kleid angetan und hat ihr Haus gefunden für die Ewigkeit. Die Kirche! in diesem Sonnenmeer hat das Menschenherz Raum und nur darin. Sonst überall findet es Schranken, mögen diese nun heißen: Wechsel, Ungenügen, Unbestand, Ermattung – oder Tod. Kurz, innerhalb Schranken kann es nicht mit seinem stärksten Schlag seine Pendelschwingungen machen. Drum hatte ich immer etwas Unverbrauchtes und Unverbrauchbares in meinem Herzen, was ich gar nicht unterzubringen wusste; – nun weiß ich es.*⁵

Nachdem Ketteler überraschend (15. März 1850) zum Bischof von Mainz ernannt worden war, folgte sie ihm als ihrem selbstgewählten Seelenführer. Für die Konvertitin war es ein besonderes Glück, sie nannte es Fügung, dass sie in ihm einem erfahrenen und charismatischen Seelsorger begegnen durfte. Selbst der kritische Ketteler-Biograph Fritz Vigener musste zugestehen: *die Gräfin Ida Hahn-Hahn fand in ihm den persönlichen Führer, der mit seiner zugleich weltförmigen und weltfernen Würde und dem frommen Ernst seiner Priesterlichkeit das Sehnen ihrer Seele nach dem sicheren Lande der Kirche zu erfüllen wusste.*⁶

Da Ida Hahn-Hahn als prominente, viel gelesene Autorin und nicht zuletzt durch ihre unkonventionelle Lebensführung im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit stand, erregte ihre Konversion Stirnrunzeln, Häme, Spott, offene Ablehnung und Beschimpfung. Selbst katholischerseits zeigte man eher Zurückhaltung und eine gewisse Skepsis ob der Beständigkeit ihres Schrittes. Ida Hahn-Hahn blieb ihrem Credo zeitlebens treu.

4 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Berlin 14. Februar 1850. FRLA Berlin.

5 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Berlin 30. März 1850. FRLA Berlin. Am 10. Juni 1851 wird Bischof Ketteler sie in Mainz firmen.

6 Fritz Vigener, Ketteler. Ein deutsches Bischofsleben des 19. Jahrhunderts. München, Berlin 1924, S. 131.

Das Mainzer Kloster „Vom Guten Hirten“

Ida Hahn-Hahn gab sich mit dem Glaubenswechsel nicht zufrieden, sondern wollte ihre neu gefundene Überzeugung auch radikal leben. Wie viele Konvertiten nahm sie sich das Leben großer Heiliger zum Vorbild, denen sie nacheifern wollte. Schon in einigen „präkatholischen“ Romanen hatte sie mit der monastischen Lebensform kokettiert: Ihre „skandalöse“ Gräfin Faustine geht zum Schluss ins Kloster. Weil die Autorin nach ihrer üblen Erfahrung eine Ehe scheute, blieb ihr, so glaubte sie, nur ein Ordensleben als Erfüllung. In Irland hatte sie die Kongregation „Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten von Angers“ kennengelernt und entschied sich ihr beizutreten. Gegründet 1831 von der hl. Maria Euphrasia Pelletier (1796–1868), besteht die Hauptaufgabe dieser Gemeinschaft, nach eigener Bekundung in der sittlichen Besserung erziehungsbedürftiger Mädchen und Frauen. Die bisher Unbehauste wählte also einen Orden mit strengster Klausur, aber gleichzeitig karitativer Öffnung zur Welt, wie es den Intentionen Kettlers entsprach.

Ihr Lebensplan sah nun Folgendes vor: Sie wollte im Mutterhaus von Angers Ordensfrau werden, dann in Mainz ein Kloster aus eigenen Mitteln erbauen, um es als Oberin zu leiten. Ende November 1852 reiste sie ab, wurde am 6. Dezember als Postulantin eingekleidet und erhielt den Ordensnamen „Emanuel“ als Reverenz an ihren Mainzer Oberhirten. Begeistert berichtete sie der sächsischen Königin Marie (1805–1877) aus Angers: *Ich bin jetzt in diesem merkwürdigen Hause vom Guten Hirten, wo einige hundert Ordensfrauen, teils Profess – teils Laienschwestern, teils Novizen, in Arbeit und Gebet leben und sterben, um einige hundert andere Seelen zu retten, welche sich aus dem Elend der Welt hierher geflüchtet haben. Gottes Gnade ruht sichtbarlich auf dem Werk des Guten Hirten, und sie tut ein Wunder der Liebe an mir, dass sie mich zu demselben beruft. So Gott will erhalte ich am St. Catharinentag das Ordenskleid und die Erlaubnis die Büsserinnen zu bedienen.*⁷

Es ging nicht gut. Schon am 22. Dezember sah sich die Ordensleitung gezwungen, Bischof Ketteler zu bitten, die Gräfin zu veranlassen, wieder auszutreten: *Da der liebe Gott die Novizin Maria Emanuel nicht zum Klosterleben berufen hat, möge sie in die Welt zurückkehren, wo sie wahrscheinlich eher hingehört als in eine Ordensgemeinschaft, es fehlt ihr doch an wahrer Demut.*⁸

Sie verließ Angers und besuchte im April 1853 Wien, um beim Kaiser Franz Joseph I. eine Niederlassung des Ordens, gegen den sie offensichtlich keinerlei Groll hegte, zu erreichen. Dann ging es zurück, *da ich in Mainz ersehnt werde, wo das Kloster*

7 IHH an Marie Königin von Sachsen, Angers 15. Dezember 1852. FRLA Berlin.

8 Vgl. Hinkel, Hinführung, S. 69.

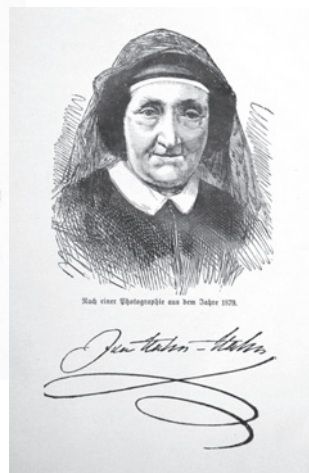


Ida Hahn-Hahn vor 1870, Holzstich



Ida Hahn-Hahn nach 1870, Photographie

Ida Hahn-Hahn nach einer Photographie 1879



Kloster am Kreuzgang von St. Stephan, Photographie nach 1900



*Mitte Juli fertig sein soll.*⁹ Mit ihrem Schriftchen: „Ein Büchlein vom Guten Hirten“ (1853) warb sie erfolgreich für die Ideale der Kongregation.

Trotz der Enttäuschung – oder war es Erleichterung? – blieb sie ihrem Plan treu; sie baute ihr Kloster und finanzierte es. Genaue Vorstellung hatte sie vom Bau. *Wir haben jetzt endlich einen vortrefflichen Platz zu unserm Klösterchen, was in so einer Festung recht schwer war, da es nicht gern außerhalb des Rayons sein durfte und innerhalb der Raum beschränkt ist. Ich muss Dir den Plan andeuten und die Umgebung beschreiben, da alles Bauwesen Dich interessiert. Die Lage ist auf dem höchsten Punkt der Stadt, auf dem Stephansberg, in der ‚goldnen Luft‘ – die Gegend wird so genannt weil keine ansteckende Krankheiten hinaufreichen sollen.*¹⁰ Mitte 1850 wurde der Grundstein gelegt und 1854 zogen die ersten Schwestern ein. Bis dahin wohnte Ida Hahn-Hahn in der Heiliggrabgasse 9 mit Blick auf das Bischöfliche Palais und übersiedelte dann in das fertige Kloster in der Stefansstraße 5–7, neben der St. Stephanskirche. Eine Kapelle und ein Teil des Kreuzgangs wurden in den Bau integriert. Vom französischen Mutterhaus war von vornherein zur Bedingung gemacht worden, dass die Gräfin, selbst wenn sie Nonne geworden wäre, nicht als Oberin in der Mainzer Niederlassung fungieren dürfe und ihr auch weiterhin kein Einfluss auf die Führung des Hauses einzuräumen sei. Aber den Bau und die Ausstattung sowie die Sustentation der Schwestern durfte sie aus eigenen Mitteln bestreiten und für Wohnung samt Verpflegung zahlen. *In dem Kloster hab ich das meine getan durch ein jährliches Kostgeld von 1000 fl. und durch ein Zusammentragen all meines Einkommens, bis wir die 6000 fl. beisammen haben.*¹¹ Zunächst bezog sie eine, dann zwei kärglichst eingerichtete Zellen und entwarf für sich ein Phantasiegewand, eine Mischung aus Ordens- und Witwentracht mit einem Schleier, das sie ständig, auch auf Reisen, trug.

Leben in Mainz

Als erfahrener Seelsorger eröffnete Bischof Ketteler der Konvertitin dann aber die Möglichkeit, in der Welt und zugleich monastisch zu leben. *Am Tage Aller Heiligen durfte ich die Gelübde der drei Evangelischen Räte vor dem Herrn Bischof, als Stellvertreter Gottes, ablegen und geloben fortan meinen Reichtum in Gott allein, – meine Freuden in Gott allein – meinen Willen in Gott allein zu suchen und zu setzen. Es ist doch gewiss die größte Gnade die einer Seele im irdischen Leben zu Teil werden kann: nun bin ich*

9 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Wien 27. Mai 1853. FRLA Berlin.

10 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Mainz 4. Juli 1852. FRLA Berlin.

11 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Mainz Dezember 1854. FRLA Berlin.

*Gott geopfert, mit jedem Atemzug, mit jeder Lebensregung*¹², vertraute sie dankbar ihrer Freundin, der sächsischen Königin Marie, an.

Mit Ketteler, dem selbstgewählten Seelenführer, stand Ida Hahn-Hahn in ständigem Kontakt, übernahm weitgehend seine theologischen Vorstellungen eines gemäßigten Ultramontanismus und teilweise auch seine sozialpolitischen Ideen. Durch die reichen Honorare ihrer überaus erfolgreichen Bücher unterstützte sie viele Projekte des großen Sozialbischofs.

Wie oben erwähnt, verstand die Gräfin die Mainzer Mentalität nicht und kritisierte die zu laue Frömmigkeit. Es fiel auch auf, dass sie in der Stadt keinen persönlichen Umgang suchte, außer mit der Familie ihres Bankiers Jakob Ludwig Humann (1808–1893), eines Verwandten des früheren Mainzer Bischofs Johann Jakob Humann (1834), denn ihre gesellschaftlichen Positionen und Adelsdünkel hatten sich nicht verändert. Ihr weitgespanntes Briefnetz kennt daher fast nur adelige Adressaten. Lediglich Priester bildeten in gewissem Maße eine Ausnahme, wie es der Briefwechsel mit dem Regens und Domkapitular Christoph Moufang (1817–1890) dokumentiert¹³. Auch mit anderen Mitgliedern der „Zweiten Mainzer Theologenschule“ wie Paul Leopold Haffner (1829–1899), dem späteren Bischof, dem Dogmatiker Johann Baptist Heinrich (1816–1891) oder dem Kunsthistoriker Friedrich Schneider (1836–1907) unterhielt sie enge, aber nur sachbezogene Kontakte.

Residierte Ida Hahn-Hahn in Mainz, folgte sie einem genauen Tagesplan: *Morgens 5 Uhr später 6 Uhr, sah man die Gräfin Winter wie Sommer in den Dom gehen, woselbst sie bis 7 Uhr der hl. Messe anwohnte; ihr Lieblingsaufenthalt war vor einem alten Kreuz in dem nördlichen Seitenflügel*.¹⁴ Gerne betete sie in der Marienkapelle vor der herrlichen spätgotischen Madonna, vulgo „die schöne Mainzerin“ genannt, der sie 1851 den Gedichtzyklus „Unserer Lieben Frau“ widmete. In der Kapelle monierte sie den *schlechten Altar*, regte eine Neugestaltung an und machte sich um die Renovierung und Ausstattung verdient, nicht zuletzt durch das einfühlsame Schriftchen „Die Kunst in der Muttergotteskapelle des Domes zu Mainz“ (1876). Für die Dichterin war diese die schönste und stimmungsvollste Seitenkapelle der Kathedrale, die auch heute noch viele Beter anzieht, zumal sich dort das Grabmal von Bischof Ketteler befindet. Für das silberne Bischofsjubiläum Kettelers (1875) fertigte sie mit anderen Damen einen repräsentativen Wandteppich an.

Große Kirchenfeste feierte sie im Dom mit und hörte dort die Advents- und Fastenpredigten. In den Stadtkirchen besuchte sie die mannigfaltigen Andachten, besonders im Marienmonat Mai: *Während dieses Monats ist in allen Kirchen Abends*

12 IHH an Marie Königin von Sachsen, Mainz 1. Dezember 1854. FRLA Berlin.

13 DDAMZ Sign. Gräfin Ida Hahn-Hahn (1861–1878), D6.3; Nr. 5, Bl. 1–105. Vgl. die Edition: Hahn-Hahn, Mainzer Briefe.

14 Haffner, Hahn-Hahn, S. 25.

*7 Uhr eine halbstündige Andacht. Ach da weint sich's gut in der schönen, dämmernden Stephanskirche vor dem Hochwürdigsten Sakrament.*¹⁵

Um ganz neu zu beginnen, hatte die Gräfin ihre luxuriösen Kleider veräußert; den Schmuck ließ sie zu „Vasa sacra“ umarbeiten. Erhalten blieben u.a. das goldene Votivherz für das Mariengnadenbild in der Augustiner-(Priesterseminar-)Kirche und eine Monstranz für St. Stephan.

Gleich nach der Konversion entfaltete sie eine reiche missionarische Tätigkeit in Adelskreisen und konnte den Bruder Ferdinand mit Familie zur Konversion bestimmen. Ihre Beziehungen zu führenden habsburgischen Frauen nutzte sie, ihren Neffen und anderen jungen Konvertiten, besonders aus dem mecklenburgischen Adel, die in ihrer unduldsamen protestantischen Umgebung kein Fortkommen hatten, in Österreich zu Karrieren zu verhelfen. Oft fungierte sie auch als Firmpatin konvertierter Adelsdamen.

Kirchliches Vereinswesen

Bei Kettlers Programm zur religiösen Erneuerung standen neben der Gründung von Klöstern die katholischen Vereine und Verbände im Vordergrund. Hier boten sich der Konvertitin mannigfaltige Möglichkeiten, den neu erworbenen Glauben aktiv zu leben, indem sie letztere pekuniär, propagandistisch oder in führenden Positionen unterstützte.

Ganz lassen sich die kaum erforschten sozial-karitativen Aktivitäten der Konvertitin noch nicht überblicken, zumal sie sich auch auf Anstalten in Paris und Wien erstreckten. *Besonders eifrigen Antheil nahm sie an dem Elisabethen-Verein, welcher im Jahre 1848 von Mainzer Frauen gegründet wurde. Sie besuchte mit anderen Frauen die Kranken in der Stadt und nahm sich der Armen liebevoll an; da war in der Tat nichts von der viel besprochenen Aristokratie zu sehen, wohl aber eine recht herzliche Güte. Auch arbeitete sie jede Woche einen Nachmittag mit den Frauen des Paramenten-Vereins. Die lebenswürdige und geistvolle Unterhaltung, namentlich die herrlichen Erzählungen, mit welchen sie den ihr in den Lebensverhältnissen zum Teile sehr fern stehenden Frauen und Jungfrauen die Zeit der Arbeit verkürzte, sind im besten Andenken. Auch an dem Maria-Hülff-Verein für christliche Dienstboten usw. nahm die edle Frau den regsten Antheil. Wo immer irgendein kirchliches oder wohltätiges Werk in der Diözese unternommen wurde, da war man ihrer Mitwirkung gewiss.*¹⁶ Bei all dem brachte sie mit staunenswerter Fruchtbarkeit jetzt fast Jahr für Jahr neue Werke hervor. Die reichen Honorare,

15 IHH an Marie Königin von Sachsen, Mainz 3. Mai 1863. FRLA Berlin.

16 Haffner, Hahn-Hahn, S. 29–31.

welche diese Werke einbrachten, so wie den größten Teile ihrer Jahresrente verwandte die Gräfin ausschließlich zu wohltätigen oder zu kirchlichen Zwecken und sie ist wahrhaft zu einer Wohltäterin der Diözese Mainz geworden. Sie hat den Bischof bei allen seinen Unternehmungen mit Geldmitteln unterstützt; bei den Schulschwestern, den Schulbrüdern, dem Marien-Waisenhaus, dem Gesellenverein, den Jesuiten, hauptsächlich bei dem St. Josephsknabenhaus [in Klein-Zimmern]. Die Hauskapellen der Kapuziner und der Ewigen Anbetung besitzen von ihr wertvolle Opferkelche, gotischen Stiles ... Und nicht dokumentiert sind die großen Geldsummen, mit denen sie die Armen der Stadt unterstützte.¹⁷

St. Catharinen-Verein

Im Zusammenwirken mit Christoph Moufang, den sie als Politiker und Vertreter der katholischen Soziallehre schätzte, erwog die Gräfin die Gründung einer katholischen Universität, um den Bildungsnotstand der von den meisten Staaten benachteiligten Katholiken zu steuern und eine katholische Wissenschaft zu etablieren. Zur Unterstützung gründete sie auf eigene Initiative den „St. Catharinen-Verein zu Sammlung von Beiträgen für Gründung einer freien katholischen Universität in Deutschland“¹⁸. In ihm sollten, gegliedert in Diözesan-Komitees, katholische Frauen, besonders adelige, für das Projekt Gelder eintreiben. Mit aller Energie stürzte sie sich in die Verwirklichung des Planes. Er war ihr ureigenstes Kind. Auf dem Trierer Katholikentag von 1865 hielt Moufang eine große Rede über die Notwendigkeit der freien katholischen Universität.¹⁹ Ida Hahn-Hahn verfasste ein Flugblatt, das in den offiziellen Protokollen veröffentlicht wurde und als Sonderdruck in ganz Deutschland Verbreitung fand: „Aufruf an alle katholischen Frauen zur Gründung und Unterstützung des St. Catharinen-Vereins“: *Ein großer Gedanke ist in Deutschland erwacht, führte sie aus – einer von den Gedanken, die Gott in seiner Barmherzigkeit einer untergehenden Zeit schickt, damit sie wieder eine aufsteigende werden könne; einer von den Gedanken, welche die Arche zimmern, um die Menschheit aus der wachsenden Sündflut zu retten – und das ist der Gedanke einer freien katholischen Universität.*²⁰ Trotz großer Anfangserfolge durch

¹⁷ Pfülf, Ketteler, Bd. 2, S. 152.

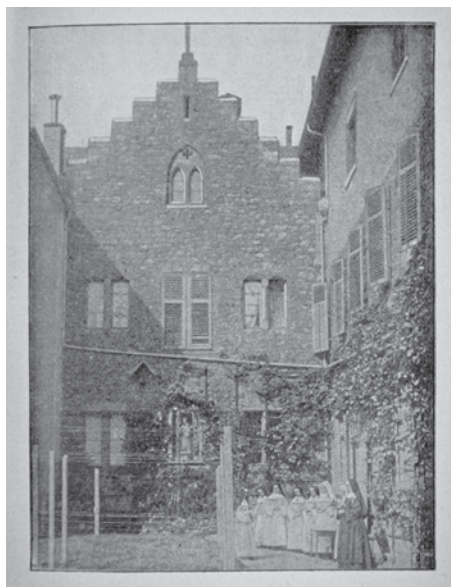
¹⁸ Hinkel, Hinführung, S. 133–147.

¹⁹ Christoph Moufang, Gedanken über die Gründung einer freien kathol. Universität in Deutschland. Vorgetragen auf der XVII. Generalversammlung der kath. Vereine Deutschlands in Trier am 12. September 1865. Trier 1865.

²⁰ Ida Hahn-Hahn, Aufruf an alle katholischen Frauen zur Gründung und Unterstützung des St. Catharinen-Vereins. In: Verhandlungen der siebenzehnten General-Versammlung der katholischen Vereine Deutschlands in Trier am 10., 11., 13. und 14. September 1865. Amtlicher Bericht. Trier 1865, S. 337–345. Vgl. auch Hinkel, Hinführung, S. 135f.



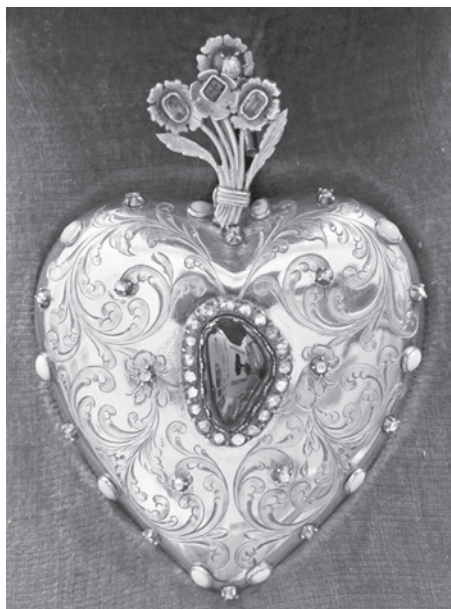
*Kloster „Vom Guten Hirten“,
Photographie nach 1900*



*Klosterinnenhof,
Photographie nach 1900*



*Ida Hahn-Hahn in ihrer Zelle,
Photographie vor 1880*



*Goldenes Votivherz,
Priesterseminar Mainz*

die unermüdliche Tätigkeit der Gräfin scheiterte das Vorhaben am Desinteresse des Episkopates, dem Widerstand der Regierungen und endlich durch den Kulturkampf.

Verein der Christlichen Mütter

Als nachhaltigste Aktivität sollte sich die von Ida Hahn-Hahn mitbegründete und geleitete „Bruderschaft der christlichen Mütter“ erweisen, die heute als „Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands“ (kfd) weiterwirkt.²¹ *Den Verein der christlichen Mütter, den Bischof Ketteler im Jahre 1860 im Anschluss an den in Paris in Mainz einfuhrte und dessen Ausbreitung er lebhaft wünschte, hat Gräfin Hahn in Deutschland durch ihre gedruckten Berichte sowohl als durch anregende Briefe bekanntgemacht und Gründung von Filialen angeregt und diese durch Rat und Tat gefördert.*²² Auch hier gewann die Gräfin viele adlige Mitstreiterinnen, selbst Königin Amalie von Sachsen (1801–1877) trat der Mainzer Sektion bei. Aber einen persönlichen und gesellschaftlichen Kontakt mit den beteiligten Mainzer Frauen vermied sie auch hier, wobei sie diese gelegentlich spüren ließ, dass sie ihr zu plebejisch oder bourgeois waren.

So blieb ihr großes, selbstloses, sozial-karitatives Wirken, trotz ihrer Bekanntschaft mit der aufkeimenden katholischen Soziallehre, endlich doch nur paternalistisch.

Beim Vatikanischen Konzil

Durch Ermunterung des Bischofs begann Ida Hahn-Hahn auch wieder zu reisen. Zunächst zu ihren Verwandten, dann auch in Badeorte wie Schlangenbad oder Bad Ems. Häufig besuchte sie Wallfahrtsorte. Besonders liebte sie den Marienwallfahrtsort Bornhofen, wo sie bei den Redemptoristen, die sie, im Gegenteil zu den Jesuiten, hoch schätzte, Beichtväter fand. Zehn Jahre nach der Konversion begannen auch wieder größere Fahrten, so nach Paris und mehrmals nach Rom. Hier weilte sie auch Ende 1869 bis Mitte 1870 während des ersten Vatikanischen Konzils.

Wie die meisten Gläubigen hatte sie begeistert die Konzilsankündigung durch Pius IX. (1846–1878) begrüßt: *Aber ein ökumenisches Konzil! diese Aussicht beseligt mich! Welchen Aufschwung wird dann die Kirche nehmen! wie verjüngte sie sich nach dem Tridentinum und welche Heilige erzeugte, welche Bekehrungen bewirkte sie. Und das war*

21 Vgl. Lebensräume – Gleichheitsträume. Die Geschichte der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands, Red. Barbara Leckel. Düsseldorf 1993.

22 Pfülf, Ketteler, Bd. 2, S. 152.

*nach jedem ökumenischen Konzil der Fall! es war immer eine große Ausgießung des heil. Geistes. Man muss recht beten dass es zu Stande komme.*²³ Durch Christoph Moufang, der von Januar bis Juni 1868 als Mitglied der kirchenpolitischen Kommission an der Vorbereitung des Konzils teilnahm, erhielt sie authentische Nachrichten. Weil die Familie ihres Bruders zeitweise in Rom lebte, bekam die Gräfin die Gelegenheit, das erregende Schauspiel eines Konzils an Ort und Stelle mitzuerleben, dazu noch an der Seite ihres verehrten Bischofs und Seelenführers. Höchstbedauerlich für uns, dass sie es ablehnte ein Konzilstagebuch zu führen, sondern nur leider verlorene Notizen machte. Aber Briefe an Moufang wiegen den Verlust auf, schon wegen der ungewohnten Perspektive auf eine europäische adlige Gesellschaft des fin de siècle, die sich im Salon ihres Bruders traf.²⁴ Doch trat nach den hochgespannten Erwartungen für die Konvertitin eine deutliche Ernüchterung ein, die auch die vorher so enthusiastisch verehrte Person des Papstes einschloss. Theologisch und kirchenpolitisch stand sie ganz auf der Seite ihres Mentors Ketteler. Wie er wollte sie: *Nur kein neues Dogma! darum bitte ich den heil. Geist. Es ist ja eine so unerhörte Gnade, dass wir die Dogmen glauben, die wir jetzt haben, dass doch um Gotteswillen Alles zu vermeiden wäre, was unsrer fanatisch gesinnten Zeit Anlass und Vorwand zu fanatischer Neigung geben könnte.*²⁵ Aber das Konzil konzentrierte sich bekanntlich immer mehr auf die Definition der päpstlichen Infallibilität. Ida Hahn-Hahn, desillusioniert vom klerikalen Treiben, den Intrigen und dem *Meer von falschen Nachrichten* war enttäuscht und reiste ab. Dennoch kann man nicht von einer Glaubenskrise sprechen: *Das bewegte Leben, welches sich damals an das Konzil anschloss, hat sie nicht befriedigt, und die Aufregung mit welcher die theologischen Fragen nicht bloß in den Kongregationen, sondern auch in den Salons besprochen wurden, hat auf sie wie auf manche anderen Frauen einen abstoßenden Eindruck gemacht. Doch nur vorübergehend.*²⁶ Unter dem Pontifikat Papst Leo XIII. (1878–1903) kehrte sie in gemäßigter Form zur früheren „Papstfrömmigkeit“ zurück.

Politik

Ida Hahn-Hahns gesellschaftlich-politischen Vorstellungen entsprach ein Ständestaat mit monarchischer Spitze, in dem der Adel als privilegierte Kaste bestimmenden Einfluss ausübte und die „niederen Klassen“ führte: *Ursprünglich hat die Aristokratie*

23 IHH an Ferdinand Graf Hahn, Mainz 4.7.1867. FRLA Berlin.

24 Hinkel, Hinführung, S. 149–159. Die Briefe abgedruckt in Hahn-Hahn, Mainzer Briefe, S. 261–271.

25 Hahn-Hahn, Mainzer Briefe, S. 249–252.

26 Haffner, Hahn-Hahn, S. 26.

– ich meine die wirkliche, d.h. die Herrschaft der Geburt und des Grundbesitzes – immer den patriarchalischen Standpunkt eingenommen.²⁷ Seit der 1848er Revolution hasste sie demokratische Regungen, die sie für *Radikalismus* hielt und zu denen die Gräfin auch Liberalismus oder Sozialismus zählte. Das ging so weit, dass sie in den Diözesanleitungen ihres St. Catharinen-Vereins nur Adelsdamen zulassen wollte. Sorgfältig beobachtete sie die Politik durch Zeitungslektüre, persönlichen Kontakt zu katholischen Politikern und das ausgedehnte Briefnetz. Mit Ketteler und Regens Moufang, der den Bischof in der ersten Kammer des Großherzogtums Hessen-Darmstadt vertrat, diskutierte sie politische und gesellschaftliche Fragen, besonders intensiv nach Einzug des letzteren als Zentrumsabgeordneter in den Berliner Reichstag. Leidenschaftlich antiborussisch, hoffte die Gräfin auf Österreich als *katholischen Staat* und Gegenentwurf zur militaristisch-protestantischen Aggressivität Preußens. Durch die Briefwechsel mit den Königinnen Marie und Amalie von Sachsen und nicht zuletzt mit Erzherzogin Sophie von Österreich (1805–1872) nahm sie politischen Einfluss. Selbst deren Sohn Kaiser Franz Joseph I. las ihre Briefe. Gustav Graf Blome (1829–1906), ihr konvertierter Neffe, avancierte zum österreichischen Diplomaten und einflussreichen konservativ-katholischen Politiker, dessen neoabsolutistische Haltung der Gräfin allerdings zu extrem erschien.

In den bisher unveröffentlichten Briefen an den Bruder Ferdinand spiegeln sich die weltgeschichtlichen Ereignisse aus ihrer Perspektive. Daneben lassen sie sich auch wie eine Mainzer Lokalgeschichte lesen, wenn sie u.a. die Reaktionen der Mainzer auf die bismarckschen Einigungskriege beleuchten, so etwa die Furcht vor französischer oder preußischer Belagerung, oder die Angst vor den vielen französischen Kriegsgefangenen von 1870, die vor der Festung kampierten und von denen man Überfälle befürchtete. Im deutschen Krieg von 1866 half die Gräfin intensiv durch Beschaffung von Verbandsmaterial für die Verwundeten im Aschaffener Lazarett.

Buchapostolat

Ida Hahn-Hahns Bekenntnisschrift „Von Babylon nach Jerusalem“ (1851) erregte in der gesellschaftlichen und literarischen Welt, in der sie sich bisher bewegt hatte, unliebsames Aufsehen. Nach einigen grobschlächtigen Polemiken, auf die sie mit der Schrift „Aus Jerusalem“ (1851) antwortete, verfielen sie und ihre weiteren Schriften der liberal-kulturprotestantischen „damnatio memoriae“. Auch die heutige Genderforschung, die sie als „Protofeministin“ vereinnahmen will, ignoriert die katholische Lebens- und Werkphase der Dichterin völlig.

27 Hahn-Hahn, Mein Schottland, S. 121f.

Zur Absage der Autorin an ihr früheres Leben gehörte zunächst auch die Abkehr von jeglicher belletristischer Produktion. Nur noch Erbauliches und Kirchengeschichtliches wollte sie schreiben, was sie nach damaligem Sprachgebrauch als „Buchapostolat“ verstand. Schon 1851 erschien ein Marienliederzyklus „Unserer Lieben Frau“ (siehe oben), der sofort mehrere Auflagen erreichte und wie alle ihre späteren Bücher im Mainzer Verlag Kirchheim erschien, der, nicht zuletzt damit, zu einem führenden katholischen Verlag Deutschlands aufstieg. Durch das „Büchlein vom guten Hirten“ (1853) warb sie für ihr Kloster (siehe oben), und mit den Honoraren des zweibändigen Buches „Die Liebhaber des Kreuzes“ (1852) konnte sie den Bau weitgehend finanzieren. Es folgten noch vier Bände „Bilder aus der Geschichte der Kirche“ (1856–1866) und nicht immer geglückte Übersetzungen von Werken der hl. Teresa von Avila (1867), sowie Werbebroschüren für ihre Gründungen, den „St. Catherinen-Verein“ und die „Bruderschaft der Christlichen Mütter“.

Selbst die „unteren“ Schichten wollte sie erreichen durch kleine hagiographische Schriften. *Für das fromme Volk im Odenwald schreiben wir seit diesem Winter Leben der Heiligen*, meldete sie in naivem Stolz Königin Marie, *ganz schlicht und einfach und recht billig, damit es nicht vom Gift der schlechten Bücher angesteckt werde. Es ist rührend wie der Bauer, der kleine Handwerker, der arme Gesell sich bei dieser Lektüre ergötzt, so dass sich in den oft blutarmen Dörfern des Odenwaldes manchmal 30–40 Subskribenten in dieser Klasse finden. Was uns ungemein überrascht ist dies, dass der protestantische Bauer – die Bevölkerung jener Gegend ist gemischt – mit einer Art von Heißhunger über unsre Heftchen herfällt und sie begierig liest. O möchten sich die lieben Heiligen doch dieser armen durstenden Seelen annehmen und ihnen die Augen öffnen für die ewige Wahrheit! – Eure Majestät lächeln vielleicht, dass ich für den Bauern schreibe! Es wäre mir gewiss nie eingefallen und noch viel weniger hätte ich je meine Augen dazu erhoben Leben der Heiligen zu beschreiben – wenn es nicht der ausdrückliche Auftrag meines Bischofs gewesen wäre. Dem Gehorsam aber gibt Gott Gnade.*²⁸

Nach eigenem Bekunden schrieb die Konvertitin also zu ihrer geistlichen Vervollkommenung und in missionarischer Absicht. Ihrem unbezweifelbaren dichterischen Talent genügten, wie sie selbst erkannte, diese „Fingerübungen“ freilich nur unvollkommen. Wie erlöst folgte sie daher eifrig der Bitte Bischof Kettlers und begann ab 1860, zehn Jahre nach der Konversion, wieder mit ihrem eigentlichen Metier: den Gesellschaftsromanen. Gleich der erste, „Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart“ (1860), erwies sich als durchschlagender, auch finanzieller Erfolg und der zweibändige Roman erlebte bis 1898 sechs Auflagen. Darauf erschienen fast jährlich neue umfangreiche Romane, die das katholische, meist weibliche Publikum begierig und beglückt aufnahm. Noch ab 1902 wagte der Regensburger Verlag J. Habel die fünfundvierzig Bände umfassende Neuauflage ihrer katholischen Werke,

28 IHH an Marie Königin von Sachsen, Mainz 10. April 1854. FRLA Berlin.



Grabmal auf dem Mainzer Hauptfriedhof

die bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelesen wurden, aber dann in Vergessenheit gerieten.

Die Absicht, bekehrend im protestantischen Bereich wirken zu können, blieb nur mäßig erfolgreich, weil *ihre Romane nicht mehr den Eingang zu jenen Kreisen, die die vorherigen mit so großem Eifer verschlungen, fanden.*²⁹ Für die gebildete katholische Leserschaft dagegen boten sie eine lang ersehnte und entbehrte Lektüre, die die eigene Glaubensüberzeugung bestärken konnte und ein Gegengewicht für die Herabsetzung des Katholizismus durch die zeitgenössische Belletristik brachte. Allerdings gelang ihr die Schaffung einer katholischen Literatur, wie sie von vielen erwartet und propagiert wurde, durchaus nicht, denn sie blieb sowohl stilistisch wie auch inhaltlich ihren früheren Werken verhaftet, nur, dass sich die Tendenz verschob. *Alles in allem bieten die Romane aus germanistischer Sicht nicht viel Neues. Die Romane spielen in demselben aristokratischen Milieu, der*

Schauplatz ist die große Welt. Selbst das Thema der Werke ist im Grunde gleich geblieben – Liebe und Sehnsucht, nur dass jetzt die Liebe zu Gott die höchste ist, die allem standhält, und das Suchen nach dem Unwandelbaren in der Katholischen Kirche die Sehnsucht stillen kann. Der Weg ins Kloster wird so ein häufiger und gern gesehener Abschluss. Auch die Motive der Konvenienzehe, Ehebruch, Scheidung etc. kehren wieder. Auch im ersten Roman der katholischen Phase ‚Maria Regina‘ (1860) liegt das Hauptgewicht wieder auf der plastischen Schilderung der Charaktere. Besonders die Entwicklung der weiblichen Seele ist eingehend dargestellt. Die Heldin ist ein anziehend gegebener psychologisch gut durchgeführter Charakter, der trotz seiner ‚extremen religiösen‘ Haltung glaubhaft wirkt. Neben ‚Maria Regina‘ darf ‚Doralice‘ (1861) als der Höhepunkt der katholischen Dichtung der Gräfin Hahn-Hahn angesprochen werden. Er liest sich trotz der dürftigen

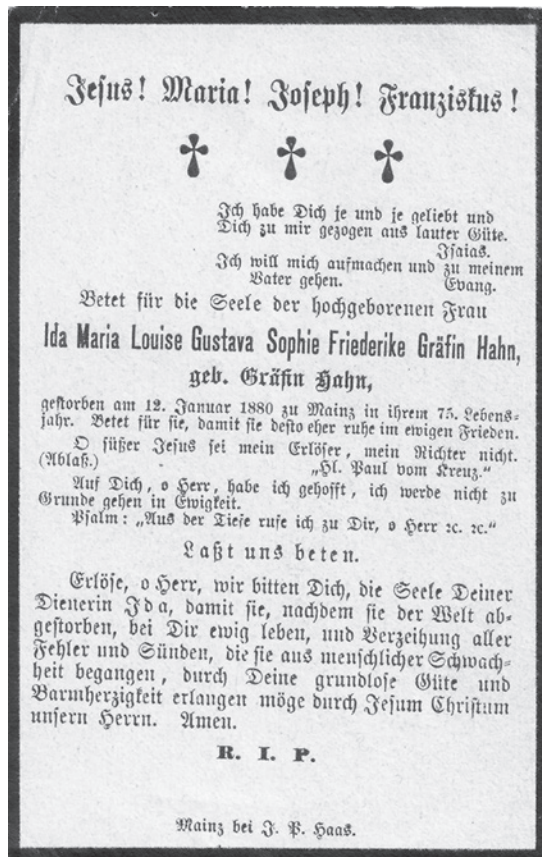
29 Schmid-Jürgens, Ida, S. 112.

*Handlung und der überwiegenden Gespräche leicht und fesselt durch die meisterhafte Charakterzeichnung.*³⁰

Die katholischen Romane lassen sich in vier Gruppen einteilen: 1. Werke, deren Heldin ein Vorbild für katholische Frauen sein soll, 2. Romane, deren Hauptperson ein abschreckendes Beispiel schildert, weil sie sich von der Kirche abwendet, 3. Werke, in denen die gläubige der ungläubigen Frau gegenübergestellt wird und nur die Glaubende zum Glück findet, und 4. Romane, die zeigen, wie jede Schuld sich rächt.

Die katholische Kritik bemerkte durchaus die sinkende Qualität der Vielschreiberin, benannte die Mängel und unterstützte sie nur halbherzig. Man warnte sogar davor, die Romane in Büchereien von Mädchenpensionaten einzustellen, weil *Unsittlichkeiten* und unliebsame Gestalten, etwa aus dem Klerus, darin vorkamen. *So hielt im katholischen Deutschland der unbestrittene Erfolg*

der beiden ersten Werke (‘Maria Regina’ und ‘Doralice’) nicht an. Gespiegelt in einer Bemerkung des ultramontanen Historikers Johannes Janssen (1829–1891): *Die Fürstin Agnese Piombino geborene Borghese* [1836–1920], *auch mit der deutschen Literatur bekannt, kam auf Ida Hahn zu sprechen und äußerte sich darüber ganz so, wie es meinen Ansichten entsprach; sie meinte auch, man wisse eigentlich nicht, für welche Kreise denn dieses Buch (Maria Regina) gut sein sollte, und weshalb wir eines katholischen Salon-haut-gout bedürften.*³¹



Textrückseite des Gedenkbildchens

30 Schmid-Jürgens, Ida, S. 112f. Zum gleichen Thema ausführlich: Oberembst, Ida.

31 Brief aus Rom vom Dezember 1863. Zit. nach Johannes Janssen, Briefe, hg. von Ludwig von Pastor, 2 Bde. Freiburg 1920, hier Bd. 1, S. 213f.

Dennoch oder vielleicht gerade deshalb fanden die Romane ihre Leserschaft, so: „Zwei Schwestern“ (1863), „Peregrin“ (1864), „Die Erbin von Cronenstein“ (1868), „Die Glöcknerstochter“ (1871) und als letzter „Wahl und Führung“ (1878).

Ausklang

Trotz zunehmender Kränklichkeit und der fast völligen Erblindung in den letzten Lebensjahren blieb Ida Hahn-Hahn rastlos tätig, schrieb Romane, pflegte ihren weitgespannten Briefwechsel, übte Caritas und reiste. Während der Romfahrt 1877 begegnete sie zum letzten Mal ihrem so hochverehrten Bischof, der am 13. Juli auf der Rückreise starb. Schmerzlich musste sie auch noch erleiden, dass ihre Klostergründung im hessischen Kulturkampf auf Aussterbeetat gestellt wurde.

Ihre letzten Tage schildert „leicht hagiographisch angehaucht“ Paul Leopold Haffner: *Unter dem Gebete der frommen Ordensfrauen verschied die einst so gefeierte und glänzende Weltdame in der Armut und Dunkelheit ihres Klosterstübchens, Nachmittags 1½ Uhr am 12. Januar 1880. Am Morgen des 14. Januar 1880 wurde auf dem Kirchhof zu Mainz Gräfin Ida Hahn-Hahn begraben. Dem bescheidenen Sarge, welchen sechs arme Schwestern aus der Kongregation des hl. Franciscus trugen, folgten außer dem Neffen der Verewigten Grafen Joseph Hahn, sowie eine Anzahl Ordensfrauen und Geistliche, die Mitglieder der frommen Vereine, deren Wohltäterin sie seit dreißig Jahren war. Still schloss sich die Erde über dem Grab, in welchem ein langes, vielgestaltiges Leben sein Ziel gefunden.*³²

Obwohl Ida Hahn-Hahn jahrzehntelang in Mainz gelebt hatte, verblasste ihr Andenken in der Stadt rasch. Im Bombenhagel ging ihr Kloster 1945 unter, wurde nicht wieder aufgebaut und 1968 verließ der Orden endgültig die Stadt. Immerhin widmete man ihr 2010 eine Straße in einem Neubaugebiet (Ida-von-Hahn-Straße). Auf dem Mainzer Hauptfriedhof kann ihr prächtiges Grabmal weiterhin besucht werden.

³² Haffner, Hahn-Hahn, S. 1.

Lebensdaten

22.06.1805	geb. in Tressow, als Tochter von Karl Friedrich Graf von Hahn und Sophie Louise von Behr
03.07.1826	Heirat mit ihrem Cousin Friedrich Graf von Hahn-Basedow (1804–59)
03.03.1829	Geburt der behinderten Tochter Antonie († 1856)
05.03.1829	Scheidung
1829–1849	Zusammenleben mit Adolph Baron Bystram (1792–1849)
1835	Reise in die Schweiz
1836–1837	Reise nach Österreich
1838–1846	Erste Werkphase: Reiseliteratur und Romane (darunter: Aus der Gesellschaft 1838; Der Rechte 1839; Gräfin Faustine 1841; Ulrich 1841; Sigismund Forster 1843; Cecil 1844; Zwei Frauen 1845; Clelia Conti 1846; Sibylle 1846; Levin 1848)
1838–1839	Reise nach Italien (Jenseits der Berge 1840)
1840–1841	Reise nach Spanien und Frankreich (Reisebriefe 1841; Erinnerungen aus und an Frankreich 1842)
1842	Reise nach Dänemark und Schweden (Ein Reiseversuch im Norden 1843)
1843–1844	Reise durch den Orient (Orientalische Briefe 1844)
1846–1847	Reisen nach Italien, Großbritannien und wieder Italien (Meine Reise in England 1981; Mein Schottland 2015)
1848	Fester Wohnsitz in Dresden
26.03.1850	Konversion in St. Hedwig Berlin bei Propst Wilhelm Emanuel von Ketteler, der kurz zuvor zum Bischof von Mainz ernannt worden war
1850	Umzug nach Mainz
1851	Von Babylon nach Jerusalem (Konversionsschrift)
1851	Beginn der katholischen Werkphase, Erbauliches und Kirchenhistorisches; Übersetzungen, siehe unten Werkverzeichnis.
1852	Beginn des Klosterbaus (Vom guten Hirten) in Mainz, Stefansstraße 7–9

Dez. 1852– Febr. 1853	Novizin in der Kongregation „Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten von Angers“ in Angers; kein Ordenseintritt
1853	Wienreise, Werbung für den Orden bei Kaiser Franz Joseph I.
01.01.1854	Eröffnung ihres Klosters in Mainz
ab 1854	Tätigkeit in kirchlichen Vereinen, Förderung sozial-karitativer Projekte
18.11.1857	Schwere Beschädigung des Klosters bei der Pulverturmexplosion
ab 1860	Zweite Katholische Werkphase: Romane, siehe unten Werkverzeichnis
ab 1860	Verein der Christlichen Mütter
1861–1862	Romreise
1865	Gründung des St. Catharinen-Vereins
1869–1870	Romreise, I. Vatikanisches Konzil
1877	Romreise
12.01.1880	gest. in ihrem Kloster
14.01.1880	Beisetzung auf dem Mainzer Hauptfriedhof

Quellen

Fritz Reuter Literaturarchiv Berlin Hans-Joachim Griephan (FRLA Berlin):
Hier lagert der umfangreichste Korpus von Briefen, besonders an Ferdinand Graf Hahn und Königin Marie von Sachsen (Edition der letzteren in Vorbereitung für 2016) und weiteren Manuskripten.

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):
Briefe an Christoph Moufang und weitere Archivalien.

Gedruckte Quellen

Bernd Goldmann, Briefe Diepenbrocks, Försters und Kettelers an Ida Gräfin Hahn-Hahn.
In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch NF 13 (1972) S. 253–306.

Ida Hahn-Hahn, „...ich hätte große Lust mit Ihnen zu zanken...“. Mainzer Briefe an Christoph Moufang, hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2014.

Ida Hahn-Hahn, *Mein Schottland*, hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2015.

Ida Hahn-Hahn, *Königliche Post. Briefwechsel mit Königin Marie von Sachsen, Königin Amalie von Sachsen und Erzherzogin Sophie von Österreich*, hg. von Helmut Hinkel. In Vorbereitung für 2016.

Schriften aus der katholischen Werkphase
(erschienen beim Verlag Kirchheim, Mainz, soweit nicht anders benannt)

Von Babylon nach Jerusalem. Mainz 1851.

Aus Jerusalem. Mainz 1851.

Unserer Lieben Frau. Mainz 1851.

Die Liebhaber des Kreuzes, 2 Bde. Mainz 1852.

Ein Büchlein vom Guten Hirten. Eine Weihnachtsgabe. Mainz 1853.

Das Jahr der Kirche. Mainz 1854.

Bilder aus der Geschichte der Kirche, 4 Bde.:

Bd. 1: Die Märtyrer. Bilder aus den drei ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Mainz 1856.

Bd. 2: Die Väter der Wüste. Mainz 1857.

Bd. 3: Die Kirchenväter. Erste Abteilung: Väter der orientalischen Kirche. Mainz 1859.

Bd. 4: Die Kirchenväter. Zweite Abteilung: Sankt Augustinus. Mainz 1866.

Maria Regina. Eine Erzählung aus der Gegenwart, 2 Bde. Mainz 1860.

Doralice. Ein Familiengemälde aus der Gegenwart, 2 Bde. Mainz 1861.

Vier Lebensbilder. Ein Papst, ein Bischof, ein Priester, ein Jesuit. Mainz 1861.

Zwei Schwestern. Eine Erzählung aus der Gegenwart, 2 Bde. Mainz 1863.

Peregrin. Ein Roman, 2 Bde. Mainz 1864.

Ben David. Ein Phantasiegemälde von Ernest Renan. Mainz 1864.

Briefe aus Rom. In: *Der Katholik* 45 (1865) S. 2.

Eudoxia, die Kaiserin. Ein Zeitgemälde aus dem fünften Jahrhundert, 2 Bde. Mainz 1866.

Das Leben der heiligen Teresia, von ihr selbst geschrieben. Aus dem Span. übersetzt. Mainz 1867.

Das Buch der Klostergründungen nach der reformierten Karmeliter-Regel von der heiligen Teresia. Aus dem Spanischen übersetzt. Mainz 1868.

Die Erbin von Cronenstein. Eine Erzählung, 2 Bde. Mainz 1868.

Die Geschichte eines armen Fräuleins, 2 Bde. Mainz 1869.

Die Glöcknerstochter, 2 Bde. Mainz 1871.

Die Erzählung des Hofrats, 2 Bde. Mainz 1872.

Vergib uns unsere Schuld! Eine Erzählung, 2 Bde. Mainz 1874.

Nirwana. Ein Roman, 2 Bde. Mainz 1875.

Das Leben des heiligen Wendelinus. Aachen: Schweitzer, 1876.

Die Kunst in der Muttergotteskapelle des Domes zu Mainz. Mainz 1876.

Eine reiche Frau. Roman, 2 Bde. Mainz 1877.

Der breite Weg und die enge Straße. Eine Familiengeschichte, 2 Bde. Mainz 1877.

Die heilige Zita, Dienstmagd zu Lucca im 13. Jahrhundert. Mainz 1878.

Wahl und Führung. Ein Roman, 2 Bde. Mainz 1878.

Sekundärliteratur über die katholische Zeit (in Auswahl)

Eine wissenschaftliche Biographie von Ida Hahn-Hahn fehlt bisher. Die beste kurze Zusammenfassung ihrer Vita:

Sabine Gruber und Ralph Zade, „Von Babylon nach Jerusalem“. Die Schriftstellerin Ida Hahn-Hahn (1805–1880) (= Mainzer Perspektiven. Aus der Geschichte des Bistums 6). Mainz 2011.

Die ausführlichste Beschreibung ihrer katholischen Zeit:

Helmut Hinkel, Hinführung. In: Ida Hahn-Hahn, „...ich hätte große Lust mit Ihnen zu zanken...“. Mainzer Briefe an Christoph Moufang, hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2014, S. 5–168.

Sabine Gruber, Ida Hahn-Hahn (1805–1880). Emanzipation und Katholizismus. In: Frauen in Rheinhessen, hg. von Susanne Kern und Petra Plättner. Mainz 2015, S. 43–48.

Paul Leopold Haffner, Ida Gräfin Hahn-Hahn. Eine psychologische Studie. Frankfurt 1880.

Paul Leopold Haffner (E.P.), Mainz im Jahre 1863. Ein Bild öffentlichen Lebens. In Briefen skizziert. Aachen 1863.

Gerd Oberembst, Ida Gräfin Hahn-Hahn. Weltschmerz und Ultramontanismus. Studien zur Unterhaltungsliteratur im 19. Jahrhundert (= Abhandlungen zur Musik- und Literaturwissenschaft 302). Bonn 1980.

Otto Pfülf, Bischof Ketteler. 1811–1877. Eine geschichtliche Darstellung, 3 Bde. Mainz 1899.

Otto von Schaching, Ida Gräfin Hahn-Hahn. Eine biographisch-literarische Skizze. Regensburg 1903.

Erna Ines Schmid-Jürgens, Ida Gräfin Hahn-Hahn (= Germanische Studien 144). Berlin 1933.

Nikolaus Reuß (1809–1890)

Pfarrer an St. Martin in Worms – Brückenbauer zwischen
Kirche und Kommune

Burkard Keilmann

Bestattung eines Ehrenbürgers

Es war Dienstag, der 13. Mai 1890. Oberbürgermeister Wilhelm Küchler eröffnete die Sitzung der Wormser Stadtverordnetenversammlung mit einer wichtigen Mitteilung: Am Vortag war Nikolaus Reuß, der betagte Pfarrer der katholischen Gemeinde St. Martin, verstorben. Der Oberbürgermeister begnügte sich nicht mit einem einfachen Totengedenken. Ausführlich würdigte Küchler vor den versammelten Mitgliedern des Stadtrates die Verdienste des Toten. In der Liebfrauenkirche und in St. Martin habe Reuß in 42 Jahren seiner Tätigkeit ein bleibendes Andenken hinterlassen. Dabei sei er *ein treuer Diener seiner Kirche ... und ein ebenso treuer Bürger der Stadt Worms* gewesen. Der gesamte Stadtvorstand – Bürgermeister, Beigeordnete und Stadtrat – beabsichtige, an den Begräbnisfeierlichkeiten teilzunehmen.¹

Treuer Diener seiner Kirche und gleichzeitig *treuer Bürger der Stadt*, für einen katholischen Priester in Worms war das in der Zeit nach der Gründung des deutschen Nationalstaates eine kaum zu bewältigende Gratwanderung zwischen den Erwartungen der kirchlichen Obrigkeit und den ihnen widersprechenden Forderungen des säkularen Staates. Sie erforderte ein hohes Maß an Überzeugungstreue, Toleranz, Kompromissfähigkeit und Leidensbereitschaft. Aus der Sicht des in seiner überwiegenden Mehrheit national-protestantisch orientierten Stadtrates hatte Reuß diese Eigenschaften viele Jahrzehnte lang überzeugend vorgelebt. *Sein echt christlicher, versöhnlicher Sinn war stets auf den Ausgleich religiöser Gegensätze gerichtet; konfessionelle Engherzigkeit war ihm jederzeit fremd*, so formulierte es im Frühjahr 1884 der Stadtverordnete Salzer in einem Antrag, der dem Pfarrer die Ehrenbürgerschaft der Stadt Worms einbrachte².

1 Bericht über die Stadtverordnetenversammlung in der Wormser Zeitung Nr. 114 vom 15. Mai 1890.

2 Antrag vom 18. Februar 1884; StadtA Worms Abt. 5 Nr. 2121.

Und so schloss sich am 16. Mai, dem Freitag nach Christi Himmelfahrt, unter den städtischen Honoratioren vermutlich auch der einflussreiche Stadtverordnete Dr. Rudolf Marx dem Trauerzug an. Für Marx, den Sekretär der Wormser Handelskammer, waren Katholiken Feinde des neuen preußisch-deutschen Reiches. Wie mancher seiner Kollegen sah der stramm nationalliberale Gymnasialprofessor in den an Rom orientierten Verfechtern kirchlicher Eigenständigkeit, den Ultramontanen, *die schlechtesten Früchte am deutschen Staatsbaum*³.

Die bischöfliche Kurie in Mainz wahrte dagegen ganz offensichtlich Distanz zu dem verstorbenen Pfarrer. *Vom bischöf(lichen) Ordinariat in Mainz bemerkten wir niemand im Zuge*, bemerkte spitz der Redakteur der rechtsliberalen Wormser Zeitung⁴.

Vor dem Martinspfarrhaus in der Kämmererstraße hatten sich neben den Vertretern der Kommune auch die *kath(olischen), evang(elischen) und israel(itischen) Kirchen- und Synagogenvorstände sowie eine große Zahl Leidtragender aller Stände* zum Begräbnis eingefunden. Der Trauerzug bewegte sich durch das Gebiet der Martinspfarrei, die triste nördliche Industrievorstadt, hin zur Liebfrauenkirche, wo der Verstorbene seine letzte Ruhe finden wollte. Dekan Bieger, der Pfarrer von Herrnsheim, zelebrierte das Requiem, die Ansprache hielt Dompropst Fehr. Reuß hatte sich bei seiner Beerdigung allen Pomp verboten und stattdessen eine hohe Summe für die Armen seiner Pfarrei und andere kirchliche und caritative Einrichtungen hinterlassen. Auf Blumen und Kränze verzichtete man. Doch der Propst *flocht* dem Verstorbenen *in seiner Rede einen unvergänglichen Kranz der Erinnerung durch Anerkennung seiner rastlosen Tätigkeit im Leben und Wirken*. Was der Prediger, ein engagierter Streiter für die Rechte seiner Kirche, wirklich von der ausgleichenden Art seines älteren Mitbruders hielt, entzieht sich den Quellen. Dann bettete man Pfarrer Reuß im südlichen Querhaus der Kirche zur letzten Ruhe.

In der Nähe des Grabes erinnert noch heute ein Standepitaph an ihn: Darauf, in Maßwerkfenstern über einem Ziergiebel, die Wappen des Mainzer Bistums und der Stadt Worms, die beiden Pole, an denen Reuß sein Leben ausrichtete.

Jugend zwischen Erzstift und Großherzogtum

Als Nikolaus Reuß am 21. September 1809 in Seligenstadt am Main geboren wurde, schien in seiner Heimat die Welt aus den Fugen geraten. Drei Jahre zuvor hatten die Eroberungen Napoleons dem Heiligen Römischen Reich deutscher Nation den Todesstoß versetzt. Seligenstadt, jahrhundertlang dem Mainzer Erzstift untertan,

3 Bericht von Dompropst Philipp Jakob Fehr an das Bischöfliche Ordinariat Mainz vom 23. November 1874; DDAMz Dekanatsakten Worms 2.

4 Bericht über das Begräbnis von Pfarrer Reuß in der Wormser Zeitung Nr. 115 vom 17. Mai 1890.



Pfarrer Nikolaus Reuß

wurde dem neuen Großherzogtum Hessen-Darmstadt einverleibt, Erzbischof Karl Theodor von Dalberg nach Regensburg transferiert. Das linke Rheinufer war Beute der französischen Truppen geworden, das unter dem Einfluss Napoleons dort neu gegründete Bistum Mainz hatte unter Bischof Ludwig Colmar (†1818) alle rechtsrheinischen Gebiete verloren. Zuständig für die geistliche Versorgung Seligenstadts war zunächst das Erzbischöflich-Regensburgische Generalvikariat in Aschaffenburg.

Doch schon mit dem Wiener Kongress sollten sich die Zustände wieder grundlegend ändern. Wie Seligenstadt fiel nach dem Sturz Napoleons die Bischofsstadt am Rhein mit ihrem linksrheinischen Hinterland als Provinz Rheinhessen dem Großherzogtum Hessen-Darmstadt zu. In schwierigen Verhandlungen mit der römischen Kurie wurden die Grenzen der neu umschriebenen Diözese Mainz dem Territorium des Großherzogtums angepasst. Doch sollten noch viele Jahre vergehen, bis dort wieder ein Bischof residierte.

Der Vater des kleinen Nikolaus war der Metzger Johann Joseph Reuß (†1836), der sich in späteren Jahren zum Ziegeleibesitzer, Ökonom und Gemeinderat emporarbeitete. Johann Joseph Reuß hatte erst 1808 im Alter von 34 Jahren die zehn Jahre jüngere Witwe Anna Maria Braun geb. Hayser aus dem benachbarten Dettingen geheiratet. Aus der Verbindung mit ihrem verstorbenen ersten Mann brachte Anna Maria eine dreijährige Tochter mit in die Ehe. Nikolaus war das erste Kind des frisch verheirateten Paares. Unmittelbar nach seiner Geburt empfing er die Taufe in der Seligenstädter Pfarrkirche „Unsere liebe Frau“. Der Junge sollte noch acht Geschwister (fünf Jungen und drei Mädchen) bekommen. Zwei seiner Brüder starben bereits im Kindesalter. Grundkenntnisse im Schreiben, Rechnen, Lesen und in Latein erwarb Nikolaus in der Schule seiner Heimatstadt, dann besuchte er das Gymnasium im nur wenige Kilometer entfernten Aschaffenburg. Die wenigen Informationen, die wir über seinen weiteren Bildungsweg besitzen, zeigen den tastenden Versuch eines begabten Jungen, sich in einer rasch wandelnden Umwelt zurechtzufinden. Von Aschaffenburg wechselte Nikolaus Reuß an das Gymnasium im südhessischen Bensheim. Die Leitung der kleinen Schule lag damals noch in den Händen der Ortspfarrr Johannes Reichert (1803–1822) und Franz Joseph Herold (1823–1831), als Vorbereitung auf ein Studium war sie nicht geeignet. Zum Abschluss seiner Gymnasialzeit zog der junge Mann daher in die protestantisch geprägte Universitätsstadt Gießen. Er soll sich zunächst für ein Medizinstudium interessiert haben. Aber im Sommersemester 1828 schrieb er sich doch für erste allgemeinbildende Lehrveranstaltungen an der Gießener Philosophischen Fakultät ein. Dr. Wilhelm Wiegand (1803–1881), ein junger Dozent, der gerade erst selbst seine Promotion abgeschlossen hatte, bescheinigte Reuß, er habe an seiner Vorlesung *Geschichte der Philosophie unter Griechen und Römern ... mit vorzüglichem Fleiße* teilgenommen⁵. Doch als Reuß dieses Zeugnis erhielt, hatte

5 StadtA Worms Abt. 214 Nr. 25: Darin Kopien aus dem DDAMz; Studienzeugnisse als Beilagen der Bewerbung von Reuß um die Pfarrei St. Martin in Worms.

er wohl schon beschlossen, die Gießener Hochschule zu verlassen. Wann und unter welchem Einfluss er den Entschluss zum Theologiestudium fasste, bleibt unbekannt.

Seine Entscheidung fiel in eine für die katholische Kirche schwierige Zeit: Durch die Säkularisation hatte sie Besitz und weltliche Macht verloren. Der hessische Staat suchte seine Oberherrschaft über die evangelische Kirche jetzt auch auf die katholische zu übertragen. Reich dotierte Pfründen, durch die der Adel seinen nachgeborenen Söhnen Einfluss und Macht sichern konnte, waren nicht mehr zu vergeben. Bürgerliche übernahmen jetzt Leitungsfunktionen in Bistümern und Domkapiteln. Aber die Neustrukturierung benötigte viel Zeit. Geeignete Ausbildungsstätten fehlten. Das von Bischof Colmar gegründete Mainzer Priesterseminar litt unter der wachsenden Kontrolle durch die hessische Regierung, die die Ausbildung der künftigen Theologen an die Gießener Universität ziehen wollte. Aber bis 1830 existierte in Gießen keine Theologische Fakultät. Am 22. November 1828 erhielt Reuß von der Darmstädter Regierung die Erlaubnis zum Studium in Würzburg. Unbekannt sind die Gründe, die den jungen Mann zum Besuch einer Hochschule außerhalb seiner hessischen Heimat veranlassten. Vielleicht lag es an der unklaren Situation im Mainzer Seminar, das in den vergangenen Jahren bereits an Ansehen eingebüßt und einige wichtige Professoren verloren hatte. Auch die Hochschule in Aschaffenburg, wohin sich Professoren der alten Mainzer Universität geflüchtet hatten, mied der junge Mann.

Vier Semester verbrachte Reuß als unabhängiger Student in der Bischofsstadt am Main. Neben dem theologischen Fachstudium scheint er sich auch mit pädagogischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Fragestellungen beschäftigt zu haben. Im Herbst 1830 bezog er dann zum Abschluss seiner Ausbildung das Mainzer Priesterseminar, das seit der Gründung der Gießener Theologischen Fakultät die Funktion eines Pastorseminars erfüllte. Im Sommer 1832 bestand Reuß mit guten Leistungen die Abschlussprüfung und hoffte auf einen baldigen Einsatz im Pfarrdienst, aber ein Überhang an ausgebildeten Theologen zwang ihn zu seinem großen Ärger, im Priesterseminar auszuharren, bis sich eine Verwendungsmöglichkeit abzeichnete. Erst am 2. März 1834 – fast zwei Jahre später als geplant – erhielt Nikolaus Reuß die Priesterweihe. Da der langjährige Bistumsverweser Jakob Humann noch immer nicht die Bischofsweihe erhalten hatte, spendete ihm der Speyerer Bischof Manl die Weihe.

Von Mainz nach Pfeddersheim

Erste berufliche Erfahrungen sammelte Reuß 1834–1839 als Kaplan an St. Emmeran in Mainz. Leicht hatte er es dort nicht. Pfarrer Johann Kalt war hochbetagt und sehr gebrechlich. Reuß trug die Hauptlast in der Seelsorge, dem Religionsunterricht und der Armenpflege. Als Kalt 1839 im Alter von 80 Jahren starb, verwaltete Reuß die

Pfarrei bis zur Ernennung seines Nachfolgers Johannes Goy. Dann schickte ihn das Bischöfliche Ordinariat nach Worms. Hier musste er Goys verwaiste Pfarrei St. Martin versorgen. Reuß sehnte sich nach einer festen Anstellung und hoffte, als Pfarrer dauerhaft bleiben zu dürfen. Dekan Gardt, der Pfarrer von Gundersheim, unterstützte seine Bewerbung. Er lobte die wissenschaftliche Bildung des jungen Pfarrverwalters, *die ein wichtiges Erfordernis unserer Zeit ist*⁶, dessen Lebensführung und Diensteyer. Aber das Bischöfliche Ordinariat zog Reuß einen Älteren vor. Pfarrer Johann Baptist Säger sollte das Amt übernehmen. Reuß hatte das Nachsehen. Er zog nach Pfeddersheim und übernahm die Verwaltung der Pfarrei seines erfolgreichen Konkurrenten. Diesmal durfte er bleiben: Am 21. August 1840 bestellte man ihn zum Pfarrer. Zu der kleinen Pfarrei Pfeddersheim in der rheinhessischen Diaspora – Reuß selbst schätzte sie 1847 auf *kaum 100 Seelen*⁷ – gehörte auch die Betreuung der Katholiken in den Dörfern Leiselheim und Pfiffelgheim, in denen keine Gottesdienste stattfanden.

Das Gehalt des Pfarrers war ärmlich: Mit nur 657 Gulden im Jahr musste Reuß auskommen. Aber im Zusammenleben mit den Menschen anderer Konfession sammelte er wichtige Erfahrungen. Als 1841 Kaspar Riffel, ein der strenggläubigen Mainzer Richtung angehörender Kirchenhistoriker an der Universität in Gießen, durch Großherzog Ludwig II. vorzeitig in den Ruhestand geschickt wurde, entwickelte der Pfeddersheimer Pfarrer dazu eine sehr eigenständige Meinung. Riffels Sicht der Reformation hatte bei Protestanten erheblichen Anstoß erregt. Nach seiner Abberufung warfen katholische Kreise der hessischen Regierung religiöse Unduldsamkeit vor. Gießener Studenten und Mainzer Alumnus solidarisierten sich mit dem abgesetzten Professor. Auch mehrere Dekanate des Mainzer Bistums wandten sich in Eingaben an Bischof Peter Leopold Kaiser (1834–1848). Reuß hielt nichts von solchen Protesten, ebenso seine Amtsbrüder Ludwig Boll und Johann Baptist Säger im konfessionell gemischten Worms. Ähnlich sah die Angelegenheit der Herrnsheimer Pfarrer Johannes Gräf. Auch er verfügte über Erfahrungen als Seelsorger in Pfeddersheim (1826–1828).

Aber die kleine Pfarrei konnte Reuß nicht auf Dauer fesseln. Anfang 1847 bot sich eine neue Chance, als das Bischöfliche Ordinariat einen Nachfolger für den verstorbenen Wormser Dompfarrer Ludwig Boll suchte. Reuß bewarb sich um die Stelle. Er suche einen größeren Wirkungskreis, der seinem Alter und seinen Fähigkeiten entspreche, schrieb er. Vor allem die Jugendarbeit interessiere ihn und schließlich locke ihn auch das höhere Gehalt, wie er offen zugab. Als Kaplan sei er gezwungen gewesen, seinen Lebensunterhalt durch zusätzliche *Privatarbeit* zu bestreiten. Zweimal habe er bei seiner Versetzung auf eigene Kosten umziehen müssen und auch als Pfarrer verdiene er in Pfeddersheim nicht einmal einen preußischen Taler am Tag.

6 Dekan Gardt an das Bischöfliche Ordinariat, Gundersheim, 19. November 1839; StadtA Worms Abt. 214 Nr. 25.

7 Bewerbung um Dompfarrei Worms, 29. April 1847; DDAMz Pfarrakten 1800–1945 – Worms, Dom St. Peter 2.

Pfarrer in Worms, St. Peter oder St. Martin?

In der Stadt Worms, in der Reuß seine geistliche Laufbahn fortsetzen wollte, bildeten die Katholiken eine – wenn auch nicht unerhebliche – Minderheit. Von den ca. 8.000 Bewohnern der Stadt waren um die Jahrhundertmitte etwa 1.400 katholisch getauft. Ihnen standen ca. 5.000 Protestanten und eine etwa 1.000 Mitglieder zählende jüdische Gemeinde gegenüber. Die in zwei städtischen Pfarreien (Dom St. Peter und St. Martin) organisierten katholischen Gemeindemitglieder hatten in den vergangenen Jahren mehrfach ihr Selbstbewusstsein bewiesen. Auch jetzt entwickelten die Laien eigene Vorstellungen über die künftige Leitung der Dompfarrei. Unter Führung des Kirchenvorstands Jakob Muth hatten sie eine Delegation zu Bischof Kaiser entsandt, um die Besetzung der vakanten Stelle mit dem jungen Pfarrverwalter Hilgenreiner zu erreichen. Verärgert über die Ausschreibung der Stelle schickten sie dem bischöflichen Herrn dann noch eine schriftliche Petition, die die Unterschriften einer großen Zahl von Anhängern des Kaplans trug. Darin schlugen sie Kaiser sogar Handlungsalternativen vor. Wenn der Kaplan schon nicht die Dompfarrei erhalten könne, solle man doch Pfarrer Sänger von St. Martin mit der Dompfarrei betrauen und Hilgenreiner, *damit er ja nicht aus unserer Mitte entfernt werde*, wenigstens die dann vakante Stelle an St. Martin übertragen.

Pfarrer Reuß wusste wohl um die Stimmung unter den Mitgliedern der beiden städtischen Pfarreien, als er sich um St. Peter bewarb. Der Alternativvorschlag der Wormser Katholiken lässt ebenfalls erkennen, dass diese die Pläne des Bischöflichen Ordinariates zumindest erahnten. Auch sie verhiessen für Reuß nichts Gutes. Wahrscheinlich hätte man in Mainz zwar am liebsten Dekan Gardt als Dompfarrer gesehen, doch der Pfarrer von St. Martin verstand es, ihm eine Bewerbung auszureden und sich selbst bei Bischof Kaiser für die Position zu empfehlen. Sänger erhielt die Pfarrei, das Nachsehen hatte wieder Reuß. Ein Wormser Korrespondentenbericht der in Mainz erscheinenden Zeitung „Der Katholik“ pries die bischöfliche Personalpolitik und lobte den nun als Pfarrverwalter nach St. Martin versetzten Kaplan Hilgenreiner als einen *wackern und eifrigen jungen Priester, der vornehmlich durch seine Kanzelvorträge nicht nur die besondere Liebe der hiesigen Katholiken, sondern auch die Hochachtung der Mitglieder anderer Konfessionen sich erworben*⁸ habe. Hilgenreiners Wormser Förderer sahen sich fast am Ziel.

Die Frage der Besetzung der Pfarrstelle drohte die katholische Bevölkerung der Stadt zu spalten. Prominente Familien, wie Valckenberg, Oertge, Bittel, Betz und von Schäffer, die sich bisher gemeinsam um den Erhalt der nach der Säkularisation vom Verfall bedrohten Kirchen eingesetzt hatten, waren entzweit. Die Einschaltung der Presse rief die Gegner Hilgenreiners auf den Plan. Gleich mehrere katholische

8 Der Katholik Nr. 88 vom 23. Juli 1847.

Mitglieder des städtischen Gemeinderats, der Kirchenvorstände von St. Peter und St. Martin und andere Honoratioren der Stadt setzten sich gemeinsam bei Bischof Kaiser für Nikolaus Reuß ein. Sie wehrten sich gegen Vorwürfe und Verleumdungen, die den Pfeddersheimer Pfarrer um die gerade besetzte Dompfarrstelle gebracht hätten. Zur Ernennung Sängers wolle man sich nicht mehr äußern, aber nach dieser Entscheidung müsse man *um so mehr wünschen und hoffen*, dass die Pfarrei St. Martin mit einem Mann besetzt werde, der bei aller Treue im Glauben doch über *die nötigen körperlichen und geistigen Eigenschaften* verfüge, um auch im gesellschaftlichen Leben die bedrohte Achtung des katholischen Glaubens zu sichern. Von der bischöflichen Entscheidung hänge nach *aller Verständigen Überzeugung Sein und Nichtsein des kathol(ischen) Glaubens künftig in Worms* ab. Reuß *habe als Pfarrverweser bei allen gebildeten Katholiken das Andenken eines würdigen Priesters zurückgelassen*. Man sei bereit, alle gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu widerlegen.⁹ Unter den Unterzeichnern des Briefes war auch Dr. Wilhelm Wiegand, der Direktor des Gymnasiums und Leiter der Wormser Stadtschule. Er hatte als junger Dozent Reuß an der Universität Gießen in die antike Philosophie eingeführt.

Doch der Kandidat hatte nicht nur die Konkurrenz des jungen Pfarrverwalters zu fürchten. Auch der neue Dompfarrer intrigierte gegen ihn an der bischöflichen Kurie. Reuß sei, so gestand er scharfsinnig Bischof Ketteler noch Jahrzehnte später, *im Charakter das gerade Gegenteil von dem, was ich bin*.¹⁰ Diesmal konnte der Pfeddersheimer Pfarrer seine Ansprüche behaupten. Das Bischöfliche Ordinariat begründete am 25. Oktober 1847 den Personalvorschlag gegenüber der großherzoglichen Regierung: Reuß ist *durch Eifer und Treue im Dienste sowie durch wohlgesitteten Wandel ... stets würdig erschienen und hat sich dadurch wie nicht minder durch seine umsichtige und verträgliche Haltung die Achtung von Katholiken und Nichtkatholiken erworben. Er verbindet mit solidem Wissen und innerer Bildung zugleich Würde und Anstand im Äußern und weiß sich im Umgange mit Gebildeten zu empfehlen, so daß er sich für eine Stadtpfarrei eignet*.¹¹ Am 2. November 1847 bestellte der Großherzog, dem formal das Ernennungsrecht zustand, Nikolaus Reuß zum Pfarrer an St. Martin. Die Installation erfolgte am 9. Januar des folgenden Jahres.

Die für seine Ernennung vorgetragenen Gründe zeigen, dass man in Mainz um die schwierige Situation der Wormser Katholiken wusste und trotz der Ablehnung Hilgenreiners den Wunsch seiner Anhänger nach einem Ausgleich unter den christlichen Konfessionen achtete. Die Spannungen unter Katholiken und Protestanten in der Stadt hatten in den vergangenen Jahren besorgniserregend zugenommen.

9 Wormser Katholiken an Bischof Kaiser, 11. August 1847; DDAMz Pfarrakten 1800–1945 – Worms, St. Martin 13.

10 Sänger an Ketteler, 26. Dezember 1864; Druck: Ketteler, Sämtliche Werke II/4, Nr. 1885. Der Brief enthält außer dem Eingeständnis der Intrige eine große Zahl übler Beschuldigungen.

11 Zitat nach Schmitt, S. 430.

1824 war unter dem katholischen Bürgermeister Valckenberg unter Einbeziehung der Pfarrer beider Konfessionen die Gründung einer Kommunalschule für alle Kinder gelungen. Nur der Religionsunterricht sollte nach Konfessionen getrennt stattfinden. Am Gymnasium galt diese Regelung ohnehin. Der katholische Direktor Dr. Wiegand hatte sich 1846 – offensichtlich provoziert durch einseitige Tendenzen im Unterricht eines protestantischen Geschichtslehrers – genötigt gesehen, am Wormser Gymnasium auch das Fach Geschichte nach Konfessionen getrennt unterrichten zu lassen. Durch Dekan Gardt war ihm im Auftrag des Mainzer Ordinariates diese Maßnahme abverlangt worden. Das Vorgehen des Direktors rief in der Öffentlichkeit heftige Reaktionen hervor. Der städtische Gemeinderat warf Wiegand vor, der getrennte Geschichtsunterricht säe *Haß und Zwietracht unter den Schülern* und störe den Frieden unter den Konfessionen.¹²



Johann Baptist Sängler (1804–1882) mit dem Brustkreuz des Mainzer Domkapitels (Aufnahme nach 1870)

Wenige Monate zuvor hatten heftige Auseinandersetzungen mit den Anhängern der deutschkatholischen Bewegung eingesetzt. Sie war im Umfeld der Trierer Heilig-Rock-Wallfahrt von 1844 entstanden und verband eine Ablehnung des kirchlichen Lehramts und die Kritik am Klerus mit bürgerlichem Selbstbewusstsein und Emanzipationsstreben. In Worms gewannen die Deutschkatholiken im Frühjahr 1845 etwa 80 Anhänger, darunter auch Mitglieder der kleinen katholischen Mittelschicht. Die städtischen Behörden stellten für deutschkatholische Vorträge bereitwillig den Rathaussaal zur Verfügung. Auch in der Wormser Casinogesellschaft, in der sich das angesehene Bürgertum zu Lektüre und Unterhaltung traf, kam es zum Streit, als ein

12 Gemeinderatsprotokoll 18. Januar 1847 § 1869; StadtA Worms Abt. 5 Nr. 6270.

Anhänger der Deutschkatholiken sich *e cathedra docens* – wie Pfarrer Sängers süffisant bemerkte¹³ – über den im Lesezimmer ausliegenden Mainzer Diözesankatechismus lustig machte. Wenige Tage zuvor hatte Bischof Kaiser diesen Katechismus in einem Religionsgespräch mit Offenbacher Deutschkatholiken zur Darlegung der katholischen Position genutzt. Sängers und sein Kollege Ludwig Boll vom Dom wehrten sich emotionaler als ihr Bischof durch Kontroverspredigten, doch ihre Reaktion erhitzte die Gemüter nur noch mehr. Als vor Sängers Pfarrhaus eine Pulverladung explodierte und die Volksmenge zusammenströmte, warf der den Deutschkatholiken vor, sie förderten systematisch *die Aufregung unter der niederen Volksklasse*.¹⁴ Wenige Tage später klagten die beiden Pfarrer dem Bischöflichen Ordinariat: *Schon ist es dahin gekommen, dass wir, um der etwaigen Erfüllung gemachter Drohungen vorzubeugen, des Abends nicht mehr ausgehen dürfen und darum beschlossen haben, falls wir des Nachts zu einem Kranken gefordert werden, vorerst Wachtmannschaft zu unserer Bedeckung zu requirieren. Und wer weiß, ob wir nach wenigen Tagen noch selbst in unserer Wohnung sicher sein können und werden!? Es fehlt nun nachgerade noch, dass man uns und unsere Kirche für vogelfrei erkläre, damit die entfesselte Leidenschaft eines gesinnungslosen Pöbels ihre Rache vollends an uns kühle*.¹⁵ – Der neue Pfarrer an St. Martin übernahm keine leichte Aufgabe!

Direktor Wiegand, prominentes Mitglied der Wormser Freimaurerloge, nutzte die Chance, die Reuß' Ernennung ihm und seinem Gymnasium bot. Sängers hatte in den vergangenen Jahren an seiner Schule Religionsunterricht erteilt. Trotz Überforderung wollte der Pfarrer, wie er Bischof Kaiser mitteilte, dieses schwierige Amt schon aus Prestige Gründen auch nach seinem Umzug in die Dompfarrei beibehalten. Außerdem reizte ihn das jährliche Zubrot von 100 Gulden. Doch Wiegand wünschte einen Neuanfang. Sängers sei *taub*, er eigne sich nicht für die Gegenwart, *am wenigsten für den Religionsunterricht im Gymnasium, über den ich schon Jahre lang klage*, schrieb er dem ehemaligen hessischen Staatsrat Justin von Linde.¹⁶ Das habe er auch schon dem Bischof vorgetragen. – Die Demarche des Direktors hatte Erfolg. Zugleich mit dem neuen Pfarramt und dem Unterricht in der Gemeindeschule übernahm Nikolaus Reuß auch den Religionsunterricht am Wormser Gymnasium.

13 Mahlerwein, Entwicklung der Gesellschaft, S. 77.

14 Zitat bei Holzem, Kirchenreform und Sektenstiftung, S. 57.

15 Boll und Sängers an das Bischöfliche Ordinariat Mainz, 27. Mai 1845: DDAMz D II. 2.

16 Wiegand an Linde, 26. Juni 1847; BAK, N 1759, Nachlass Justin von Linde.

Im Streit um die Mainzer Bischofswahl

Die Märzereignisse des Jahres 1848 dürften dem neuen Pfarrer kaum Gelegenheit geboten haben, sich in Ruhe in sein neues Arbeitsfeld einzuarbeiten. Politische Äußerungen aus seinem Mund sind leider nicht bekannt. Aber der Tod von Bischof Kaiser am 30. Dezember 1848 und der sich an der Wahl seines Nachfolgers entzündende Streit um den künftigen Weg des Mainzer Bistums forderte auch Reuß zur Stellungnahme auf: Der durch die Mehrheit des Domkapitels gewählte Gießener Professor Leopold Schmid stieß bei dem strengkirchlich gesinnten Mainzer Kreis um Domkapitular Adam Franz Lennig, Domvikar Johann Baptist Heinrich und Lennigs Neffen, den Mainzer Religionslehrer Christoph Moufang, auf heftigen Widerstand. Beide Konfliktparteien nutzten Presse und Öffentlichkeit systematisch zur Erreichung ihrer Ziele. In vielen Dekanaten des Bistums baten Schmidts Anhänger den Klerus um die Unterzeichnung von Adressen zur Unterstützung des Gewählten. Schmidts Gegner denunzierten dieses Vorgehen bei Domkapitular Lennig und seinen Freunden. Im Wormser Dekanat tat sich darin neben Pfarrer Karl Alois Ohler von Abenheim vor allem Dekan Gardt hervor.

Leopold Schmid war im zweiten Wahlgang mit vier zu zwei Stimmen gegen Lennig zum Bischof gewählt worden. Zwei Stimmen hatte er von Domkapitular Michael Schnetter erhalten, der zusätzlich für einen erkrankten Kollegen votierte. Schnetter, ein Vertrauter des verstorbenen Bischofs Kaiser, war mit Reuß befreundet. Ein zeitgenössisches anonymes Gutachten aus ultramontanen Kreisen versucht ihn als einen Mann, *dessen früherer Wandel nach glaubwürdigen Nachrichten vielfach und schwer befleckt ist*,¹⁷ herabzusetzen. Nicht viel besser erging es Reuß. Ohler und Gardt berichteten schon im Frühjahr 1849 nach Mainz, er sei der *thätigste Freund des Herrn Schm(id)*, verschicke für ihn überallhin lithographische Adressen. An den Dekan in Alzey habe er sogar geschrieben, *jetzt sei Hoffnung für Aufhebung der Ohrenbeicht, des Zölibates usw.*¹⁸ Im Herbst berichtete Gardt den Mainzer Ultramontanen voller Argwohn von einem Besuch Schnetters in Worms bei seinem Freund Reuß. Bei einem Treffen von Schmid-Anhängern im Frankfurter Gasthof Mainlust habe man einen Verein zum Kampf gegen die Ultramontanen gegründet. Als Vorstand fungiere der Mainzer Pfarrer Cullmann, seine Vertreter für Rheinhessen seien Nikolaus Reuß und Dekan Bernhard Seitz von Alzey. Noch im Januar 1850 versammelten sich im Frankfurter Hof in Mainz etwa 3.000 Katholiken. Man beschloss Gesuche an den Papst und die hessische Regierung, die Wahl Schmidts aufrechtzuerhalten. Wieder sammelte Reuß Unterschriften und wurde deswegen in Mainz denunziert. Sogar eine

17 *Umtriebe einer Partei des Klerus der Mainzer Diözese für die Wahl des Dr. Leop. Schmid*, undatiert; DDAMz C 1.8a.

18 Ohler an Moufang, 13. März 1849 und 16. April 1849; DDAMz C 1.8a.

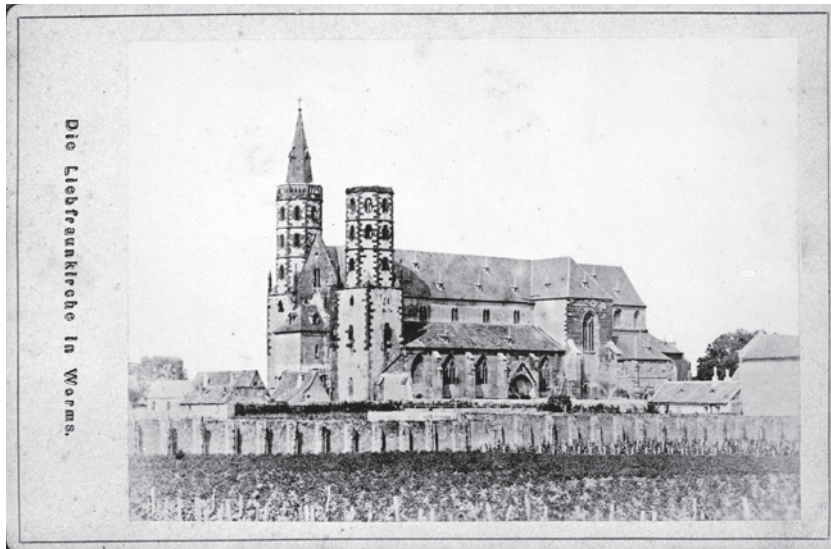
Kontroverse mit seinem Amtsbruder Sänger riskierte er. Sänger warnte: Seien die Katholiken erst einmal *in Parteien zerrissen und in „demokratisch“ kirchlichem Sinne unterwhlt*, könne es *leicht geschehen, dass der Katholizismus dahier einen empfindlichen Stoß erleiden und zuletzt mit einem kleinen Häuflein „Getreuer“ nur noch ein kummerliches Dasein*¹⁹ fristen werde.

Doch inzwischen hatten die Bemühungen der Mainzer Ultramontanen, mit Hilfe der römischen Kurie Schmid als Bischof zu verhindern, Erfolg. Am 7. Dezember 1849 verwarf der Papst die gültig vollzogene Wahl. Aus einer vom Domkapitel eingereichten Dreierliste ernannte Pius IX. im Frühjahr den Propst von St. Hedwig in Berlin, Wilhelm Emmanuel von Ketteler, zum Bischof. Dekan Gardt, der zusammen mit Pfarrer Ohler die Kontakte zu Lennigs Umfeld gehalten hatte, wurde nach Bingen versetzt, wo er im Mai 1851 die Leitung des Dekanats übernahm. Zehn Jahre später stieg er ins Domkapitel auf. Reuß scheint ihm nicht mehr vertraut zu haben: 1844 hatte er sich gegenüber der Dizesanleitung noch für eine erneute Bestellung seines Amtsbruders zum Dekan ausgesprochen. 1849 überließ er die Bestimmung des Dekans *vertrauensvoll dem Bischöflichen Ordinariat*.²⁰ Auch das Verhältnis zu Gardts Nachfolger im Dekanat, Dompfarrer (seit 1862 Propst) Sänger, blieb angespannt. Persönliche Animositäten dürfen sich mit unterschiedlichen theologischen und kirchenpolitischen Einstellungen vermischt haben. Zwar glaubte Sänger 1853 zu beobachten, dass *Pfarrer Reuß, ... in früheren Jahren der freieren kirchlichen Richtung zugewendet, ... nun seit etwa einem Jahre dieselbe aufgegeben habe*, doch kritisierte er erbarmungslos die Predigten seines Mitbruders: *Zu bedauern ist nur, dass er auf der Kanzel keinen Vortrag hat, eintönig, kalt und lebenslos ist, selbst nicht bewegt erscheint, u(nd) darum auch seine Zuhörer nicht bewegen, beleben und erwärmen kann, und dass sonach gerade in diesem so wichtigen Teile der Pastoration seine Wirksamkeit gar nicht in Anschlag zu bringen ist. Eine gewisse, wie es scheint, angeborene Ungelenkigkeit ist zwar bei allen seinen Funktionen im hl. Dienste bemerkbar, auf der Kanzel aber tritt sie in Verbindung mit einer widerlichen Monotonie am allerfhlbarsten hervor*.²¹ Vielleicht war dem Dekan entgangen, dass Reuß’ nüchterne und schnörkellose Art zu predigen Ausdruck einer anderen theologischen Haltung war. Sängers Kritik ist auch nur schwer mit dem Lob zu vereinbaren, das er dem Religionslehrer Reuß zuteilwerden ließ: *Sein Wirken als Religionslehrer am Gr(oßherzoglichen) Gymnasium dahier, durch welches jetzt – meines Wissens überhaupt ein guter, der Kirche mehr als früher zugewendeter Geist geht, ... verdient alle Anerkennung; dasselbe gilt auch von seinem Wirken in der Volksschule, für die er sich überhaupt sehr lebhaft interessiert*. Es bleibt unklar, ob

19 Sänger an Dekanat Worms, 18. Februar 1850 (Zitat bei Scharfenecker, Katholisch-Theologische Fakultät, S. 287).

20 Reuß an das Bischöfliche Ordinariat, 11. Dezember 1849; DDAMz Dekanatsakten Worms 3.

21 Dekanatsbericht Gardts an das Bischöfliche Ordinariat, 20. April 1853; DDAMz Dekanatsakten Worms 2.



Die Wormser Liebfrauenkirche vor 1867, für deren Instandsetzung sich Pfarrer Reuß über Jahre mit ungeheurem Elan einsetzte.

nicht der neue Religionslehrer selbst einen wichtigen Beitrag zu der von Sängern diagnostizierten Verbesserung im Verhältnis von Kirche und Schule geleistet hat. Unter seinen Mitbrüdern war Reuß sehr geschätzt. Schon 1854 wählte ihn eine deutliche Mehrheit zum zweiten Definitor des Dekanats. In den siebziger Jahren rückte er zum ersten Definitor, dem Stellvertreter des Dekans, auf und behielt diese Aufgabe bis zu seinem Tod.

Ruinierte Kirchen

Im September 1850 – nur wenige Wochen nach seiner Bischofsweihe – besuchte Freiherr von Ketteler Worms auf einer Firmreise. Wie die Wormser Zeitung berichtete, bereiteten die Katholiken der Stadt dem mit großem Gefolge anreisenden Bischof einen festlichen Empfang. Auch das in der Stadt stationierte 3. Hessische Infanterieregiment war zu Kettelers Begrüßung angetreten, eine Vertretung der Kommune wird durch die Zeitung nicht erwähnt. *Ein glänzender Fackelzug am Abende mit Musik und darauf eine wahrhaft magische Beleuchtung unseres majestätischen Domes*

*durch bengalisches Feuer*²² ehrte den hohen Gast und wies ihn unmissverständlich auf die Bedeutung der Stadt und ihrer Kirchen hin. Nikolaus Reuß muss auf Kettelers Reiseprogramm erheblichen Einfluss genommen haben, denn der Bischof besuchte nach der Firmung im Dom die Paulus- und die Liebfrauenkirche. Beide gehörten zum Sprengel der Martinspfarrei. Dekan Sänger sollte 1853 über sie in seinem Bericht an das Bischöfliche Ordinariat bemerken, die Pauluskirche sei *seit 1802 außer Gebrauch gesetzt*. Sie befinde sich in einem *ganz destruierten Zustande*. Auch die Liebfrauenkirche bedürfe *dringlich einer Herstellung, u(nd) sind die Verhandlungen deshalb ... schon seit Jahr und Tag im Gange, u(nd) sieht man bis itzt vergeblich einer Entschließung der höchsten Staatsbehörde entgegen*.²³

Mit dem Ende des Bistums Worms waren am Beginn des 19. Jahrhunderts auch die geistlichen Institutionen der Stadt aufgehoben worden. Ihren Besitz hatte der französische Staat zu Staatseigentum erklärt. Dom, St. Martin, St. Paul und Liebfrauen waren aber im Kirchenbesitz geblieben. Neben der Pfarrkirche St. Martin, für deren Renovierung er sich intensiv einsetzte, hatte Reuß in seinem Pfarrbezirk für die bauliche Erhaltung zweier weiterer ruinierter Gotteshäuser zu sorgen. Die dazu dringend benötigten Mittel fehlten. In der hessischen Regierung war man zwar zu finanzieller Hilfe bereit, Kreisrat von Dalwigk lag vor allem an der Rettung der seit Jahren zweckentfremdet vermieteten Pauluskirche. Er hätte sie gerne zur Pfarrkirche gemacht, da das Gelände um St. Martin als Exerzierplatz für die Truppen der hessischen Garnison benötigt wurde. Eine Sanierung der Pauluskirche musste aber wegen explodierender Kosten den völligen Ruin für Liebfrauen bedeuten. Ketteler kam im richtigen Augenblick nach Worms, und Reuß verstand es, den hohen Gast für die Rettung beider Kirchen zu begeistern. Den Vorrang sollte aber von jetzt an Liebfrauen erhalten.

Was Reuß so sehr für die verwahrloste Kirche in der tristen Vorstadt einnahm, erschließt sich aus den Quellen nicht ganz. Aber anders als in St. Paul wurde hier – vor allem an Marienfesten – noch Gottesdienst gefeiert. Doch durch das undichte Dach drang Wasser in den Innenraum. Wenn hier nichts geschah, drohte die Kirche endgültig zu verfallen. Mit ungeheurem Elan setzte sich Pfarrer Reuß in den nächsten Jahren für die Instandsetzung der Liebfrauenkirche ein, und er hatte Erfolg: Auch die hessische Regierung stimmte seinen Plänen zu und bewilligte erhebliche finanzielle Mittel. Bausachverständige der hessischen Regierung begleiteten die Sanierungsarbeiten durch ihren fachlichen Rat. In Fragen der Finanzierung arbeiteten Kirche und Kommunalbehörde eng zusammen. Die Voraussetzungen dazu waren gut: Bürgermeister Brück (1862–1874), sein Vorgänger Franz Euler (1852–1856) und das Gemeinderatsmitglied Adam Joseph Betz gehörten dem Kirchenvorstand an.

22 Wormser Zeitung Nr. 149 vom 17. September 1850.

23 Dekanatsbericht Gardts an das Bischöfliche Ordinariat, 20. April 1853; DDAMz Dekanatsakten Worms 2.

Brück, der sich sonst in diesem Gremium nicht sonderlich engagierte, bemühte sich um Kontakte zum Großherzoglichen Haus, während Pfarrer Reuß bei Bischof von Ketteler die Erlaubnis erbat, auch dessen adlige Standesgenossen in Westfalen und am Rhein um Spenden zu bitten. Zwar gelang es dem Bürgermeister, das Wohlwollen des Großherzogs für das Wormser Projekt zu gewinnen, zu einer persönlichen Spende war Ludwig III. jedoch nicht bereit. Auch Bischof Ketteler ließ durch seinen Sekretär die Bitte des Pfarrers ablehnen. Er habe erst vor kurzer Zeit die Mildtätigkeit des Adels *ganz besonders zur Unterstützung des hl. Vaters in Anspruch genommen*.²⁴ So blieb Reuß zur Finanzierung seines Projekts weitgehend auf Eigeninitiative angewiesen. Durch ungezählte Kollektenpredigten gelang es ihm, die Bevölkerung zu Spenden zu motivieren. Aber die Anträge des Pfarrers, durch Nutzung der Kirche für weltliche Konzertveranstaltungen weitere Einnahmen zu erschließen, stießen beim Bischöflichen Ordinariat immer mehr auf Kritik. Noch 1863 stimmte Generalvikar Lennig einem Konzert des Wormser Musikdirektors Steinwarz widerspruchslos zu. Vier Jahre später musste sich der Kirchenvorstand wegen eines Konzertes des Kölner Männergesangsvereins heftige Vorwürfe des Bischofs gefallen lassen. Ketteler wies sie kühl darauf hin, es sei seine Pflicht *als Oberhirt, die Heiligkeit des Hauses Gottes keiner an sich noch so löblichen Absicht aufzuopfern*.²⁵ So sehr der Bischof das Ende der Restaurierungsarbeiten herbeisehnte, so wenig Verständnis zeigte er für die enge kirchliche Grenzen überschreitenden Finanzierungsideen seines Pfarrers.

Reuß' Vorgehen zeigt ein neues Verhältnis zu den architektonischen Überresten der mittelalterlichen Geschichte in Worms. Nach dem Untergang des Alten Reiches hatte man ihnen keine Beachtung mehr geschenkt. Doch jetzt sahen gerade die Katholiken in den kirchlichen Gebäuden, die nicht wie der Domkreuzgang oder St. Johannes der Spitzhacke zum Opfer gefallen waren, Symbole ihrer eigenen Identität, für deren Erhalt es sich einzusetzen lohnte. Zeugnis dafür geben neben dem Engagement des Pfarrers für St. Martin und Liebfrauen 1856 auch die Spendenaufrufe des ersten Dombauvereins, dessen Vorstand Reuß ebenso wie Gymnasialdirektor Dr. Wiegand angehörte. Gleichzeitig griffen protestantische Kreise die schon 1817 anlässlich des Reformationsjubiläums vorgetragene Idee eines Lutherdenkmals auf. Dr. Friedrich Eich, Reuß' Kollege am Wormser Gymnasium, gründete zusammen mit dem evangelischen Pfarrer Franz Keim einen Lutherdenkmalverein. Offensichtlich war es Keim, der am 28. Juni in der Wormser Zeitung seiner Hoffnung Ausdruck verlieh, *dass wir vielleicht bald schon das erzgegossene Standbild Luthers mit der Bibel in der Hand ... auf hiesigem Markte vor unserer Dreifaltigkeitskirche prangen sehen*. Die Zeitung sah es als *gute Vorbedeutung für den Fortgang des Unternehmens ... , dass sogar*

24 Zit. nach Schmitt, Nikolaus Reuß, S. 437.

25 Bischöfliches Ordinariat an Reuß, 19. Juni 1867, und Ketteler an Kirchenvorstand St. Martin, 3. November 1867; Kopien in Sammlung Joachim Schalk, Worms; Druck: Ketteler, Sämtliche Werke, II/5, Nr. 2353.

von einem katholischen Mitchristen, der von der Sache gehört hat, gestern schon der erste Gulden übersendet worden ist. Die Vorarbeiten für das Denkmal zogen sich noch einige Zeit hin. Auch in der Frage des Aufstellungsortes konnte lange keine Einigung erzielt werden. Aber nicht alle Katholiken waren von den Plänen des Vereins so begeistert wie der in der Zeitung erwähnte Spender. Noch zwei Jahre später beschwerte sich Dekan Sänger beim Bischöflichen Ordinariat über einen entsprechenden Beschluss des Gemeinderats. Sänger argumentierte, der Marktplatz sei *ein öffentlicher Platz ... , an welchen die Katholiken ganz gleichen Anspruch haben wie die Protestanten.* Daher glaube er, *dass derselbe ohne Verletzung unserer Paritätsrechte zu speziell protestantischem Zwecke nicht verwendet werden könne und dürfe.* Reuß schloss sich durch seine Unterschrift dem Protest seines Mitbruders an.²⁶ Nach langer Diskussion sah man schließlich einen Platz am westlichen Stadtgraben in noch weitgehend unbebautem Gelände für das Denkmal vor.

Zu seiner Finanzierung unternahm Gymnasiallehrer Eich ausgedehnte Kollektentreisen, und er hatte Erfolg: Der Großherzog persönlich übernahm das Protektorat des Vereins und erwies sich samt seiner Familie als großzügiger Spender. Viele andere deutsche und ausländische Herrscherhäuser folgten seinem Beispiel. Anders als bei der Liebfrauenkirche, deren Restaurierung ständig vom Geldmangel bedroht war, übertrafen beim Lutherdenkmal die Einkünfte alle Erwartungen und ermöglichten die Planung eines viel größeren Projektes als ursprünglich geplant. Statt der ursprünglich vorgesehenen Einzelfigur des Reformators unter einem gotischen Baldachin konzipierte der von Dr. Eich gewonnene Bildhauer Ernst Rietschel schon bald ein Monument der lutherischen Reformation.

Zwei Jahre nach der Niederlage des katholischen Österreich gegen die überlegene preußische Feuerkraft bei Königgrätz plante der Festausschuss die Enthüllungsfeier des neuen Denkmals am 25. Juni 1868 als dreitägiges *kirchliches Nationalfest*.²⁷ Unter den rund 20.000 Teilnehmern befanden sich die bedeutendsten protestantischen deutschen Fürsten, an ihrer Spitze König Wilhelm von Preußen und der preußische Kronprinz, der Großherzog von Hessen, der König von Württemberg und der Großherzog von Sachsen-Weimar. *Möge der unselige Ruf: hie Welf, hie Waibling! endlich verstummen in unserem deutschen Vaterland! – möge die neue und allgemeine Losung lauten – „Hie gut evangelisch – hie gut deutsch!“*, lautete das Fazit des Hamburger Hauptpastors Baur bei der Abschlussveranstaltung am 26. Juni vor 4 000 Zuhörern auf dem Lutherplatz.²⁸ Gerade die Katholiken mussten sich durch solche Worte provoziert fühlen. Zusammen mit der konservativen hessischen Regierung Dalwigk hatten vor 1866 ultramontane Kreise um den Mainzer Regens Christoph Moufang

26 Sänger und Reuß an Bischöfliches Ordinariat, 26. August 1856, Antwort des Ordinariates 24. September 1856; DDAMz Dekanatsakten Worms 2.

27 Eich, Gedenkblätter, S. 61.

28 Wormser Zeitung Nr. 149 vom 26. Juni 1868.

auf eine großdeutsche Lösung der noch offenen nationalen Frage unter dem Haus Österreich gehofft. Nun sahen sie sich unter die Gegner des gerade entstehenden kleindeutsch-protestantischen Staates gezählt.

Während die Protestanten unter großem Pomp das Lutherdenkmal enthüllten, bereiteten die Wormser Katholiken die Weihe der mit kargen Mitteln wiederhergestellten Liebfrauenkirche vor. Am 26. Juni, dem gleichen Tag, an dem Pastor Baur die um das Denkmal versammelte Schuljugend dazu aufrief, den Weihetag *einen Festtag sein zu lassen zur Erinnerung an die großen Dinge, die an diesem Tage an dieser Stadt, an ihren Bürgern und deren Gästen geschehen sind*, schrieb Wilhelm Emmanuel von Ketteler von einer Visitationsreise aus Fürth im Odenwald an Pfarrer Reuß: *Nach den Skandalen, die ohne Zweifel in diesen Tagen in Worms vorfallen, ist es auch um so notwendiger, dass dieser Gnadenplatz wieder eröffnet werde und die verstärkte Fürbitte der lieben Mutter Gottes mithelfe, diese Beleidigungen zu sühnen.*²⁹

Die Wiederherstellung der Liebfrauenkirche sollte nach achtjähriger Bauzeit am 8. September 1868, dem Sonntag vor Mariä Geburt, durch einen Besuch des Bischofs gefeiert werden. Für die Anreise am Samstagnachmittag nutzte Freiherr von Ketteler die Eisenbahn. Pfarrer Reuß wurde gebeten, am Bahnhof einen Wagen bereitzuhalten. Auf einen Empfang sollte ausdrücklich verzichtet werden, ein bewusster Akt der Bescheidenheit gegenüber der Pracht der Denkmalseinweihung. Am Sonntag nahm der Bischof in Begleitung seines Domdekans Dr. Heinrich die Altarweihen vor und hielt anschließend im Hochamt die Festpredigt. Als Thema wählte er eine Variante der Umschrift des mittelalterlichen Stiftssiegels: *Est vetus ecclesia, eam regit pia et beata virgo Maria.*³⁰

Pfarrer Reuß hatte – kirchenpolitisch naiv – den Wunsch geäußert, das Mittagmahl im Saal der Casino-Gesellschaft servieren zu lassen, da die Räumlichkeiten in seinem Pfarrhaus zu eng waren. Ein bischöfliches Diner im Haus einer von Protestanten dominierten weltlichen Vereinigung war aber gar nicht nach dem Geschmack von Dekan Sängers, zumal deren Mitglieder ihm vor Jahren so übel mitgespielt hatten. Sängers hegte den Wunsch, den hohen Herrn und sein Gefolge im Dompfarrhaus zu verköstigen und – wie er schmeichelnd dem Bischof schrieb – *frohlockend auszurufen*: „Heute ist meinem Hause Heil widerfahren!“ Bescheiden beugte sich Pfarrer Reuß dem *kleinen Zachäus*.³¹

Die Wormser Zeitung berichtete immerhin in zwei Ausgaben auf der Titelseite über die Feierlichkeiten in der Liebfrauenkirche. Die nationalprotestantisch-antifranzösische Interpretation ihres Redakteurs wich allerdings deutlich von der Sicht Kettelers ab, dessen Predigt aus verständlichen Gründen nicht wiedergegeben wurde. Die Zeitung betrachtete die Erbauung der Liebfrauenkirche durch die Wormser

29 Ketteler an Reuß, 26. Juni 1868; Sammlung Joachim Schalk, Worms.

30 Beilage zum Mainzer Journal Nr. 229 von September 1868.

31 Sängers an Bischof Ketteler, 18. August 1868; Ketteler, Sämtliche Werke, II/5, Nr. 2468.

Zünfte im Spätmittelalter als ein Symbol bürgerlichen Selbstbewusstseins, ihre Zerstörung 1689 als das Ergebnis eines *französische(n) Mordzug(s)*.³² Für sie war die Feier ihrer Wiederherstellung daher ein Fest der städtischen Gemeinde: Die Spitzen der Verwaltung, der Gemeinderat und das Gymnasialkollegium, angeführt von Direktor Dr. Wiegand, gaben sich beim Gottesdienst die Ehre. Musikdirektor Steinwarz umrahmte das Pontifikalamt mit einem Chor aus einheimischen Sängerinnen und Sängern, eine Delegation des Kölner Männergesangvereins, dessen Kirchenkonzerte der Bischof so heftig kritisiert hatte, wirkte als Solisten mit. Die ganze Vorstadt und auch viele Häuser der Innenstadt waren mit Fahnen geschmückt: Pfarrer Reuß war in der Lage – wohl auch über die Konfessionsgrenzen hinweg –, Menschen für sein Vorhaben zu begeistern.

Zwischen Ultramontanismus und nationaler Begeisterung

1870/71 löste der Deutsch-Französische Krieg die nationale Frage endgültig im kleindeutsch-protestantischen Sinne. Gegner des neuen von Preußen dominierten Nationalstaates wie Johann Joseph Kinkel, Pfarrer im benachbarten Heßloch, sahen sich heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Die Liberalen im Dorf schlossen ihn 1871 *durch absichtlich zugefügte Rohheiten*³³ von ihrer Friedensfeier aus. Wenige Monate später warf man dem Pfarrer mangelnden Patriotismus vor, als er am 18. Januar, dem Jahrestag der Reichsgründung, mit dem Kirchturmschlüssel in der Tasche über Land fuhr. Auch am Sedantag hatte Kinkel den Schlüssel verschwinden lassen. Der Pfarrer war der Meinung, es habe *genug geläutet*.³⁴ Die Erfolge preußischer Waffen sollten nicht durch die Glocken seiner Kirche verherrlicht werden.

Weiteren Zündstoff bot die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas durch das Erste Vatikanische Konzil im Sommer 1870. Am Wormser Gymnasium besuchte Karl Stephan, ein Sohn des antiklerikalen Anführers der Heßlocher Liberalen, bei Pfarrer Reuß den Religionsunterricht. Reuß schien von seinen Leistungen sehr angetan. Doch kurz vor dem Abitur muss der Oberprimaner ihn provoziert haben. Im Frühjahr 1871 erhielt Stephan im Abschlusszeugnis die unkonventionelle Religionsnote *nach dem Ergebnis seines religiösen Benehmens ungenügend*.³⁵ Seine Familie wandte sich schon bald den Altkatholiken zu, die päpstlichen Primat und Unfehlbarkeit ablehnten.

32 Wormser Zeitung Nr. 211 vom 6. September 1868.

33 Pfarrer Kinkel an das Bischöfliche Ordinariat, 14. März 1871; DDAMz Generalakten A VII.

34 Wormser Zeitung Nr. 24 vom 30. Januar 1872.

35 Abiturzeugnis Karl Stephan; Schularchiv Rudi-Stephan-Gymnasium.

Karl Stephan muss seinen Lehrer tief verletzt haben, denn in anderen Fällen hielt sich Reuß in konfessionellen Streitigkeiten eher zurück. Einen rigiden Ultramontanismus lehnte er ab. Die Vorwürfe der Wormser Lokalpresse, Priester forderten katholische Dienstboten auf, ihre protestantischen Herrschaften zu verlassen, denn ihre Arbeit in einem evangelischen Haus sei Sünde, trafen nicht ihn, sondern *den Beichtstuhl im hiesigen Dom*.³⁶ Dort aber hatte im September 1870 ein junger Kollege Platz genommen. Philipp Jakob Fehr, der Nachfolger des ins Mainzer Domkapitel berufenen Propstes Sänger, sollte nach Ketteler's Willen *wieder gut ... machen*, was *der alte Sänger* und seine Mitbrüder *seit langer Zeit* verdorben hatten: eine Seelsorge *... nach der alten Schablone ... , die die Seelen tot macht*.³⁷ Der junge Mann (*1837) bemühte sich nach Kräften, den Erwartungen seines Bischofs zu entsprechen. Nur ein halbes Jahr nach dem Dienstantritt auf seiner ersten Pfarrstelle gründete er im Frühjahr 1871 den Domchorverein, dessen Vorsitz er kraft Amtes selbst übernahm. Der Verein hatte die Aufgabe, *den Kirchengesang vorzugsweise im Dom und bei besonderen Festlichkeiten in der Liebfrauenkirche zu fördern*.³⁸ Daher gehörte auch Nikolaus Reuß als Pfarrer der Martinspfarre dem Vereinsvorstand an. Aber der junge Propst war nicht nur ein Verehrer der Kirchenmusik. Unter dem Schlagwort *Freiheit für alle*!³⁹ wollte Fehr den Domchorverein zum Mittelpunkt im gesellschaftlichen Leben der Wormser Katholiken entwickeln. Seine Absicht stieß auf heftigen Widerstand in der Presse und den politisch führenden Kreisen der Stadt. Fehrs Gegner warfen dem Propst vor, den *Verein allmählich zu einem „katholischen Casino“ zu erweitern*.⁴⁰ Damit werde der *Verein in den Schlingen der schlauen Jesuiten gefangen, dem Ultramontanismus dienstbar gemacht und auf Wege geleitet ... , die dem freundlichen und geselligen Verhältnis, wie es bisher unter uns bestanden, voraussichtlich den Todesstoß versetzen werde. Die Parole, die von dem Hauptquartier des Ultramontanismus ausgeht, sei bekannt. Sie laute: Durchgehende Trennung der Katholiken von den Andersgläubigen auch im geselligen Verkehr des Casinos*. In Fehr erkannte man ein williges Werkzeug seines Bischofs: *Man sieht aber, dass System und Schwung in der Sache ist und dass an der Spitze eine energische, noch jugendlich frische Persönlichkeit steht, die weiß, was sie will, und die ohne Zweifel den Erwartungen desjenigen entspricht, der sie an diesen wichtigen Posten gestellt hat*.⁴¹

Die Thematik fand großen Widerhall in der Öffentlichkeit und führte in der Gemeindevertretung zu einer heftigen Kontroverse zwischen dem katholischen Lederfabrikanten Johann Baptist Doerr und der Ratsmehrheit um seinen Konkurrenten,

36 Wormser Zeitung Nr. 81 vom 6. April 1872, vgl. auch Nr. 71 vom 24. März 1872.

37 Ketteler an Domdekan Heinrich, 2. April 1870; Ketteler, Sämtliche Werke, I/3, S. 291–296, hier S. 291–292.

38 Zitat aus den Statuten: Wormser Zeitung Nr. 22 vom 27. Januar 1872.

39 Wormser Zeitung Nr. 23 vom 28. Januar 1872.

40 Wormser Zeitung Nr. 22 vom 27. Januar 1872.

41 Wormser Zeitung Nr. 28 vom 3. Februar 1872.

den Nationalliberalen (Cornelius) Wilhelm Heyl. Bischof Ketteler nahm bei seiner Visitation demonstrativ Kontakt zu dem bedrängten Verein auf. Nur eine Woche später scheiterte Doerrs Plan, die Vereinsarbeit thematisch zu erweitern und dafür auch Nichtkatholiken eine passive Mitgliedschaft zu ermöglichen. Im Gemeinderat politisch isoliert trat Doerr aus dem Domchorverein aus. Ihm folgte eine Reihe prominenter Wormser Katholiken. Der Vorstoß des dynamischen Propstes endete kläglich. Es war ihm nicht gelungen, die kirchlichen Reihen zu schließen. Sein ungeschicktes Taktieren förderte die Isolation der Katholiken im gesellschaftlichen Leben der Stadt und verschaffte ihm zusammen mit den gezielt gestreuten Gerüchten über seine unversöhnliche Haltung im Beichtstuhl den Ruf eines intransigenten Ultramontanen. Der Martinspfarrer hatte dagegen seinen Namen völlig aus der öffentlichen Auseinandersetzung heraushalten können.

Am 3. April 1873 beendete Reuß' langjähriger Weggefährte Direktor Dr. Wiegand kurz vor Vollendung seines 70. Lebensjahres seine Tätigkeit am Wormser Gymnasium. Am gleichen Tag musste auch Wiegands Kollege am Mainzer Gymnasium, Direktor Heinrich Bone, seinen Dienst aufgeben. Bone war zehn Jahre jünger als Wiegand. Sein Amt in Mainz verdankte er wahrscheinlich Kettelers Einfluss. Als engagierter Vertreter des Mainzer Katholizismus war er bei der neuen hessischen Regierung in Ungnade gefallen. Wiegand bescheinigte man zum Abschied immerhin, er sei *auf sein Nachsuchen und unter Anerkennung seiner langjährigen treuen und eifrigen Dienste in den Ruhestand versetzt*⁴² worden. Aber weder in Worms noch in Darmstadt weinte man ihm eine Träne nach. Der zeitliche Zusammenhang mit der Pensionierung Bones stimmt nachdenklich.

Zur feierlichen Einführung von Wiegands Nachfolger ließ Regierungskommissar Geheimrat von Willich am 10. Mai das Kollegium *in großer Uniform*⁴³ vor versammelter Schülerschaft antreten. Dr. Adalbert Becker, der neue Mann, war ein hervorragender Organisator und strammer Protestant. Dem katholischen Wormser Klerus einen Antrittsbesuch abzustatten hielt er nicht für nötig – für den um gute Manieren besorgten Dompropst Fehr ein *Verstoß gegen eine einfache Forderung der primitivsten Urbanität*.⁴⁴ Nur bei Nikolaus Reuß gab sich Becker die Ehre. Eine Provokation des Propstes oder Zeichen der Sympathie für den Kollegen am Gymnasium? Bei aller Gegensätzlichkeit, es gab durchaus Berührungspunkte zwischen dem neuen Direktor und seinem Religionslehrer: Dr. Becker stand dem von den Mainzer Ultramontanen so heftig befehdeten Professor Leopold Schmid, dessen Bischofswahl auch Reuß unterstützt hatte, persönlich sehr nahe.

42 Programm des Gr(ößherzoglichen) Gymnasiums und der Gr(ößherzoglichen) Realschule zu Worms, Worms 1873, S. 68–69. Eine Würdigung seiner Verdienste im Jahresbericht der Schule fehlt.

43 Wormser Zeitung Nr. 110 vom 11. Mai 1873.

44 Zitat nach Keilmann, Die Familie, S. 120.

Mit Beckers Direktorat begann eine Zeit energischer Reformen im Wormser Schulwesen. Schon der demonstrative Festakt des Gymnasiums zur Feier des Sedantages 1874 ließ eine neue politische Ausrichtung erkennen: Unter *ganz außerordentlicher Beteiligung des Publikums* sprach der Direktor selbst *im großen Casinosaale* über den *Nationalkrieg der Jahre 1870 u(nd) 1871*.⁴⁵ Die Ansprache bildete einen Höhepunkt der Wormser Feierlichkeiten. Schon am frühen Morgen war die Bevölkerung durch Böllerschüsse und das Geläut der protestantischen Dreifaltigkeitskirche geweckt worden. Eine Beteiligung der Katholiken hatte Bischof Ketteler abgelehnt. Daher war der Dom *in bedeutungsvolles Schweigen versunken*, wie der Redakteur der Wormser Zeitung bemerkte.⁴⁶ Über Pfarrer Reuß und St. Martin, wo das Läuten ebenfalls untersagt war, schwieg er. Wieder traf die Häme nur den kämpferischen Propst.

Die Wendung der Wormser Schulpolitik blieb den Ultramontanen in der Bischofsstadt nicht verborgen. Das Ketteler nahestehende Mainzer Journal polemisierte heftig gegen Beckers Rede *vor den versammelten Schülern, unter denen sich nahe an 100 Katholiken befinden*. Das Blatt vermutete hinter der Initiative des Gymnasialdirektors kulturkämpferische Absichten politisch führender Wormser Kreise. Es appellierte daher an die Landesregierung, das Auftreten *dieses Direktors einer paritätischen Anstalt* nicht weiter zu dulden.⁴⁷

Mit brennender Sorge beobachtete das Mainzer Journal auch die Gründung der Wormser Höheren Töcherschule für Mädchen aus den führenden Kreisen der Wormser Bürgerschaft. Die Privatinitiative des Lederindustriellen Heyl wurde von Direktor Becker und seinen protestantischen Kollegen am Gymnasium tatkräftig unterstützt. Die Schule sollte für Kinder aller Konfessionen offen sein. Auf katholischer Seite lehnte man unter Mainzer Einfluss die Gründung von gemischtkonfessionellen Schulen grundsätzlich ab. Außerdem fürchtete man um die Attraktivität des 1859 in Worms gegründeten Instituts der Englischen Fräulein. Daher brachte Beckers Forderung nach einem Geistlichen für die Erteilung des katholischen Religionsunterrichts den Klerus in größte Verlegenheit. Gab man ihr nach, verriet man das hehre Prinzip der Konfessionsschule. *Aus Erfahrung belehrt vertraue ich nicht auf die Charakterstärke meiner Katholiken*, klagte Propst Fehr empört dem Bischöflichen Ordinariat. *Würde ich heute in jener Schule Unterricht ertheilen, so würde ich allen meinen bisherigen Bemühungen die Spitze abbrechen, die Katholiken würden, in ihrer Unwissenheit und ihrem Unverstande, geblendet von den Lobeserhebungen, welche ... bezüglich der höheren Töcherschule gemacht werden, besonders bestochen von dem Gedanken, dass an dieser*

45 Programm des Gr(ößherzoglichen) Gymnasiums und der Gr(ößherzoglichen) Realschule zu Worms, Worms 1875, S. 28 und 31.

46 Wormser Zeitung Nr. 207 vom 4. September 1874.

47 Mainzer Journal vom 9. September 1874, Zitat nach Keilmann, Die Familie, S. 141–142.

*neuen Schule so und so viele Gymnasialprofessoren Unterricht erteilen, schwach genug sein, ihre Kinder den Englischen Fräulein zu entziehen.*⁴⁸

Fehr sah in den Mitgliedern des Kuratoriums der Höheren Töchterschule, das sich im August 1874 unter Beckers Vorsitz konstituiert hatte, *die größten Feinde einer jeden positiven Religion, insbesondere der kathol(ischen)*. Viele davon seien Protestanten und Juden, die wenigen bekennenden Katholiken, *nationalliberal und so schwach von Charakter, daß sie sich geschmeichelt fühlen, wenn sie in Gesellschaft von oben genannten Herrn erscheinen dürfen*.

Doch bisher sei ihre Rechnung nicht aufgegangen: Die Englischen Fräulein hätten nur wenige Schülerinnen verloren. *Dieses günstige Resultat wurde aber zum großen Teil dadurch erzielt, dass seit ¼ Jahr auf der Kanzel und bei den betreffenden Familien nichts unterlassen wurde, um auf das Verderbliche der beabsichtigten neuen Schule hinzuweisen*.

Insgesamt 22 katholische Mädchen waren nach den Informationen des Propstes bislang an der Höheren Töchterschule angemeldet, *davon 4 (!) aus meiner Pfarrei* – diese kleine Spitze gegen seinen Mitbruder Reuß konnte sich Fehr nicht verkneifen. Die Kinder und ihre Eltern müssten spüren, *dass sie in eine Schule gehen, wohin sie nicht gehen sollen. Dieses Bewusstsein wird bei ihnen nur dann ... vorhanden sein, wenn kein kathol(ischer) Geistlicher den Religionsunterricht erteilt. – Und wenn auch diese Kinder an ihrer religiösen Erziehung Schaden leiden, so ist es doch besser, es gehen wenige zu Grunde als viele. Die Eltern allein tragen die Schuld*.

Natürlich hielt sich auch Nikolaus Reuß an die von Fehr vorgegebene Linie und beschränkte seinen Unterricht auf das Gymnasium. An der Höheren Töchterschule mussten daher Laien das Fach Religion übernehmen. Doch Adalbert Becker gab nicht auf. Nachdem er aus Krankheitsgründen sein Amt am Gymnasium aufgegeben hatte, nahm Reuß Anfang 1883 noch einmal gegenüber dem Bischöflichen Ordinariat in dieser Frage Stellung. Bei aller sachlichen Übereinstimmung mit seinem Kollegen am Dom zeigt Reuß' Argumentation deutliche Unterschiede im Amtsverständnis der beiden Geistlichen: Wie der Dompropst sieht auch er für die katholischen Geistlichen die Notwendigkeit, den Religionsunterricht an der Höheren Töchterschule zu verweigern, um die Existenz der Schule der Englischen Fräulein zu sichern. Aber die katholischen Kinder dort sind ihm nicht gleichgültig. Reuß zeigt die Möglichkeit zu Kompromissen auf: Direktor Becker ist bereit, Mädchen den Besuch des von Geistlichen geleiteten Religionsunterrichts der Stadtschule zu gestatten, wenn ihre Eltern nicht mit der Unterrichtssituation an der Höheren Töchterschule einverstanden sind. Zufrieden äußert er sich über den Besuch des Erstkommunionunterrichts. Anders als Propst Fehr beschränkt sich der Pfarrer von St. Martin auch auf eine konkrete Schilderung der Situation vor Ort. Er klagt nicht über die mangelnde Religiosität der Gegenseite und unterstellt ihr keine unlauteren Motive. Reuß urteilt nicht über Eltern, die der Höheren Töchterschule wegen des Einsatzes von Gymnasiallehrern den

48 Propst Fehr an das Bischöfliche Ordinariat, 23. November 1874; DDMz Dekanatsakten Worms 2.

Vorzug vor den Englischen Fräulein geben. Er berichtet auch nicht von kirchlicher Beeinflussung durch Predigt und Hausbesuche.

In Schulangelegenheiten setzte die Bistumsleitung offenbar mehr auf das Verhandlungsgeschick von Nikolaus Reuß als auf das bisweilen cholerische Temperament seines Kollegen am Dom. Nach dem Erlass des neuen hessischen Schulgesetzes im Sommer 1874 schlug ihn Bischof Ketteler als geistlichen Vertreter im Wormser Schulvorstand vor.

Anlass zu Auseinandersetzungen bot die Behandlung Luthers und der Reformation im Unterricht. Reuß' Einstellung in dieser Frage wird in einem an die Kreis-Schulkommission gerichteten Beschwerdebrief deutlich. Franz Martin Vogt, katholischer(!) Lehrer an der Wormser Kommunalschule, hatte in seiner 5. Klasse über Luther an die Tafel geschrieben: *Er fasste Mut und hielt der verdorbenen Welt die Laster und Ungerechtigkeit vor. Er sagte den weltlichen und geistlichen Oberen, dass sie nicht nach dem Leben Christi lebten und dem Volk ein böses Beispiel geben würden.*⁴⁹ Reuß erzürnte nicht die vorgetragene Deutung der Reformation, ihn verärgerte Vogts Konfession und der Ort, an dem er seine Meinung geäußert hatte: *Hätte ich das ... in einer rein evangelischen Schule, von einem evangelischen Lehrer aufgeschrieben gefunden, so hätte ich weder das Recht noch die Pflicht, dasselbe amtlich zu besprechen, aber dies geschah in einer Kommunalschule und zwar von einem dem Namen nach katholischen Lehrer.* Protestanten gestand der Pfarrer eine solche Auffassung zu, aber dass hier katholische Kinder der gemischtkonfessionellen Stadtschule durch ihren Lehrer *sehr nachteilig beeinflusst* wurden, bereitete ihm Sorge. Die staatlichen Behörden respektierten diese Haltung: Seit Anfang 1875 war Reuß auch Mitglied der Kreis-Schulkommission, die nach dem neuen Gesetz die Aufsicht über alle Volksschulen und privaten Bildungseinrichtungen des Landkreises führte. Auf ausdrücklichen Wunsch seines Bischofs nahm er die Aufgabe bis zu seinem Tode wahr. Als eine Krankheit den Pfarrer von St. Martin im Alter von 73 Jahren nötigte, sein Amt als Religionslehrer am Gymnasium aufzugeben, zitierte der protestantische Direktor Dr. Becker im Jahresbericht seiner Schule gegen alle sonstige Gepflogenheiten ausführlich das *ehrende* Entlassungsschreiben des Ministeriums. Es sprach Reuß *für die in einem Zeitraum von 35 Jahren an dieser Anstalt mit Treue und Gewissenhaftigkeit geübte segensreiche Wirksamkeit*⁵⁰ Anerkennung und Dank aus.

Eine große Herausforderung für den alternden Pfarrer bedeutete im letzten Jahrzehnt seines Lebens das Drängen der Kommune nach einer Vermietung der noch immer profanierten Pauluskirche. Viele Jahre lang hatte St. Paul gegenüber den Arbeiten an Liebfrauen zurückstehen müssen. Rittmeister Max Heyl, der jüngere Bruder

49 Reuß an die Kreis-Schulkommission, 2. März 1887 (Abschrift); StadtA Worms Abt. 5 Nr. 1799 (Personalakte Franz Martin Vogt).

50 Programm des Gr(ößherzoglichen) Gymnasiums, der Gr(ößherzoglichen) Realschule und der Vorschule zu Worms, Worms 1883, S. 26.



Prälat Dr. theol. h.c. Friedrich Schneider (1836–1907)

des einflussreichen Lederindustriellen, plante dort zusammen mit dem Münchner Künstler Lorenz Gedon die Errichtung eines Museums, dessen Sammlungen der im Sommer 1879 gegründete Wormser Altertumsverein betreuen sollte. Der Kirchenvorstand der Martinspfarre stimmte dem Vorhaben zu, band aber sogleich das Bischöfliche Ordinariat in die Verhandlungen ein. Dort war man in großer Sorge, der Altertumsverein könne *der kath(olischen) Kirche feindliche Tendenzen verfolgen* und den Gebäudekomplex *zu religiösen und politischen Versammlungen*⁵¹ missbrauchen. Nach den Erfahrungen bei der Gründung der Höheren Töchter Schule glaubte man in Mainz von der Familie Heyl und ihrem Anhang unter den städtischen Honoratioren

nichts Gutes erwarten zu dürfen. Trotzdem einigte man sich auf einen Mietvertrag. Der Wunsch des Rittmeisters, die Museumsräume auf Teile des Kreuzgangs und eine dort gelegene Kapelle auszuweiten, stieß allerdings bei Reuß auf heftigen Widerstand. Der Pfarrer fühlte sich offensichtlich hintergangen, denn Max Heyl hatte sich in Dompräbendat Friedrich Schneider einen kunstsinnigen Verbündeten gesucht, der durch seine Aufgaben in der bischöflichen Kanzlei über genaue Kenntnisse der Verwaltung des Bistums verfügte. Schneider war häufig bei Familie Heyl in Worms zu Gast. Zur Eröffnung des Museums verfasste der Dompräbendat eine Festschrift. Wenig später verkaufte er Max Heyl eine wertvolle Sammlung von Druckschriften der Reformationszeit. Diese fanden 1883 als Lutherbibliothek Aufnahme in das Museum und wurden in einer eigens eingerichteten „Lutherstube“ im Westbau der Pauluskirche aufbewahrt. Die dortige Ausstellung des *berüchtigte(n) Papst-Esel(s)* in einer Schrift Luthers von 1523 schockierte aber selbst den toleranten Mainzer Domherrn. Er ahnte Gefahr für sein Projekt und bat Heyl schnell, *hier eine Änderung eintreten zu lassen, ehe vielleicht eine Reklamation sonstwoher erfolgt und die Sachlage damit sich*

51 Protokoll des Kirchenvorstands an St. Martin, 23. Juni 1879; Zitat nach Reuter, St. Paulus, S. 276.

komplizieren könnte.⁵² Vermutlich spielte Schneider damit auf Reuß an, der – wie seine Reaktion im Fall Vogt zeigt – zwar durchaus konträre Interpretationen der Reformationsgeschichte tolerierte, sie aber in einem Sakralgebäude seiner eigenen Pfarrei nicht dulden wollte. Reuß sollte später den angesichts des Kulturkampfs durchaus mutigen Schritt der Vermietung von St. Paul bereuen. Mit den feinsinnigen Ideen des Kunstkenners Schneider, der über Kontakte zum protestantischen preußischen Kronprinzenpaar verfügte und sich inzwischen auch *emotional für das kleindeutsche Reich erwärmt*⁵³ hatte, konnte er im Alltag wohl wenig anfangen. Sicher war es auch kein Zufall, dass Karl Brilmayer, seit Beginn des Jahres 1883 Reuß' Nachfolger als Religionslehrer am Gymnasium, in den unwirtlichen Stiftsgebäuden von St. Paul Wohnung nehmen musste.

Goldenes Priesterjubiläum

Am 2. März 1884 beging Reuß sein Goldenes Priesterjubiläum. Schon zum Auftakt der Feierlichkeiten bilanzierte die dem Katholizismus nicht gerade gewogene Wormser Zeitung, der Jubilar habe durch seine Auffassung, *dass der Priester in der Kirche nicht nur die ecclesia militans zu erblicken habe, in den weitesten Kreisen, bei allen Konfessionen und allen politischen Parteien sich die gleiche Hochachtung erworben*.⁵⁴ Als bedeutendste Leistung des Pfarrers, *der in seiner schlichten Einfachheit viel Gutes in unserer Stadt erstrebte und auch errang*⁵⁵ galt noch immer die Wiederherstellung der Liebfrauenkirche. Die Bewohner des Liebfrauenstiftes errichteten Reuß eine Ehrenpforte, in der Liebfrauenkirche durfte er das Hochamt zelebrieren. Die Festpredigt hielt ihm Domkapitular Moufang. Der bischöfliche Stuhl war wegen des Kulturkampfs seit Kettlers Tod (1877) unbesetzt. Moufang, in den Jahren der Vakanz der inoffizielle Leiter der Diözese, pries das verdienstvolle Wirken seines Pfarrers. Die Differenzen der frühen Jahre schienen vergessen. Auf das Hochamt folgte die Gratulationscours im Martinspfarrhaus: Im Auftrag des Großherzogs verlieh Kreisrat von Gagern Reuß das Ritterkreuz des Ludwigsordens 2. Klasse. Begleitet von einem jüdischen und einem katholischen Stadtratskollegen überreichte der protestantische Bürgermeister Küchler dem Martinspfarrer das Ehrenbürgerdiplom, das ihm die Versammlung der Stadtverordneten durch einstimmigen Beschluss verliehen hatte. Unter die Gra-

52 Schneider an Max von Heyl, 16. November 1883; Druck: Grünewald, Maximilian (von) Heyl, S. 174–175, hier S. 175.

53 Arnold, Zwischen „liberal“ und „ultramontan“, S. 21.

54 Wormser Zeitung Nr. 53 vom 2. März 1884.

55 Wormser Zeitung Nr. 54 vom 4. März 1884.

tulanten mischten sich auch Reuß' frühere Kollegen vom Gymnasium mit ihren Schülern und die Lehrer der Stadtschule. Der von Bischof Ketteler so wenig geliebte Kölner Männergesangsverein ernannte den Jubilar zum Ehrenmitglied. Wie bei der Altarweihe der Liebfrauenkirche konnte das Martinspfarrhaus die große Zahl der 100 zum Festessen versammelten Gäste nicht fassen. Diesmal speiste man im Saal der Casinogesellschaft. In seinem Toast stellte Domkapitular Moufang den Streit um die kommunale Schulpolitik zurück und gedachte, wie die Wormser Zeitung erfreut protokollierte, *in ausgezeichneter Weise der Stadt Worms, welcher er seinerseits Blühen und Gedeihen wünschte*. Bürgermeister Kuchler knüpfte an Moufangs Worte an. Stolz verglich er den neuen Ehrenbürger mit Reichskanzler Otto von Bismarck und seinem Generalstabschef, dem Grafen von Moltke, denen die Stadt 1870 im Krieg gegen Frankreich die gleiche Ehre wie Reuß erwiesen hatte: *Wie diese beiden die Schmach, welche wir durch die Franzosen erduldet, gerächt, so habe Pfarrer Reuß das schmachvolle Zeichen der Erniedrigung vor fremdem Übermute hinweggeschafft*⁵⁶ – eine Anspielung auf die Beschädigung der Liebfrauenkirche durch französische Truppen im Pfälzischen Erbfolgekrieg von 1689. Ob dem Pfarrer und dem Mainzer Prälaten die Vereinnahmung für die antifranzösischen Ressentiments des kleindeutsch-protestantischen Nationalstaats behagte, bleibt fraglich. Deutlich erkennbar aber wurde während der Feierlichkeiten die Freude der Stadt über die von Reuß geschlagene Brücke zu einer engeren Zusammenarbeit. Wie die Inschrift auf seinem Grabstein in der Liebfrauenkirche zeigt, waren auch der Martinspfarrer, seine Familie und die Repräsentanten des Bistums stolz auf die Auszeichnung, denn sie zollte dem Engagement der katholischen Kirche und ihrer Vertreter endlich die verdiente öffentliche Anerkennung.

Soziale Leistungen

Wie weit der Einsatz des Pfarrers für die Menschen in seiner Stadt über seine Leistungen als Bauherr und Lehrer hinausging, lässt eine kleine Notiz, die nach seinem Tod im Mainzer Journal erschien, erahnen. Neben verschiedenen Zuwendungen für St. Martin, Liebfrauen und die Kirche seines Geburtsortes Seligenstadt hatte der anspruchslos lebende Reuß 2.000 Mark als Armenfonds gestiftet. Weitere 1.000 Mark gingen an die *Barmherzigen Schwestern* und 300 Mark an die *Armen ohne Unterschied der Konfession in der Stadt Worms*.⁵⁷ Die Legate zeigen, wie sehr Reuß sich auch der Armen- und Krankenfürsorge in Worms verbunden fühlte. Man darf annehmen, dass sich im Jahr 1869 die Gründung eines allgemeinen Krankenvereins beider christli-

⁵⁶ Wormser Zeitung Nr. 54 vom 4. März 1884.

⁵⁷ Mainzer Journal Nr. 157 vom 8. Juli 1890.



Der Grabstein von Nikolaus Reuß in der Wormser Liebfrauenkirche

cher Konfessionen nicht ohne seine Beteiligung vollzog. Neben zwei Diakonissen arbeiteten zwei, später vier Niederbronner Schwestern vom Göttlichen Erlöser in der ambulanten Krankenpflege. Seit 1870 wohnten sie in der Martinsgasse 6, einem Haus, das der Pfarrei gehörte. Dann stellte Anna Doerr, die Frau des katholischen Lederfabrikanten Johann Baptist Doerr, ihnen 1874 ein Haus in der Nachbarschaft zur Verfügung, das auch als Altersheim, Heim für weibliche Dienstboten und als Näh- und Arbeitsschule für junge Mädchen genutzt wurde. Die Zahl der Schwestern nahm stetig zu. 1888 betrug ihre Zahl bereits zehn. Sie engagierten sich im katholischen

Verein für Krankenpflege, der von Frau Doerr geleitet wurde. Durch private Spenden entwickelte sich daraus kurz nach Reuß' Tod auf dem Gelände des ehemaligen Stiftskreuzgangs die *Heilanstalt St. Martinstift*, die bis in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts die katholische Krankenpflege in Worms prägte.

Als Nikolaus Reuß am 12. Mai 1890 im Alter von 80 Jahren starb, schien es, als habe die Bistumsleitung ihn vergessen. Regens Moufang war dem alten Mann, der noch immer treu seinen Dienst versah, wenige Tage zuvor im Tod vorausgegangen. Generalvikar Heinrich, der Bischof Ketteler 1868 zur Altarweihe der Liebfrauenkirche nach Worms begleitet hatte, überlebte ihn nur um wenige Monate. Kettelers Nachfolger Haffner gehörte einer anderen Generation an. Der Pfarrer von St. Martin hat aber durch Engagement, Zähigkeit und gelebte Toleranz in Worms Maßstäbe gesetzt.

Lebensdaten

21.09.1809	geb. in Seligenstadt, Sohn von Johann Joseph und Anna Maria Reuß geb. Hayser, verw. Braun
1828	Abitur Gießen
1828	Studium Gießen
1828–1830	Studium Würzburg
1830	Eintritt in das Mainzer Priesterseminar
1832	Abschlussprüfung
02.03.1834	Priesterweihe durch Bischof Manl (Speyer)
1834–1839	Kaplan in Mainz, St. Emmeran, dort 1839 Pfarrverwalter
1839–1840	Pfarrverwalter in Worms, St. Martin
07.02.1840	Pfarrverwalter Pfeddersheim, dort ab 21.08.1840 Pfarrer
09.11.1847	Pfarrer Worms, St. Martin
1848	zusätzlich Religionslehrer am Großherzoglichen Gymnasium Worms (bis 1882)
22.02.1884	Ehrenbürger der Stadt Worms
12.05.1890	verstorben; beigesetzt in Worms, Liebfrauenkirche

Quellen

Bundesarchiv Koblenz (BAK):

N 1759 Nachlass Justin von Linde

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):

Generalakten A VII Altkatholiken; C 1.8a Domkapitel; D II.2 Deutschkatholiken; Dekanatsakten Worms 2 und 3; Pfarrakten 1800-1945 Worms St. Martin; Pfarrakten 1800-1945 Worms Dom St. Peter

Stadtarchiv Worms (StadtA Worms):

Abt. 5 Stadtverwaltung (1815-1945): Nr. 1799 Personalakte Franz Martin Vogt, Nr. 2121 Ehrenbürgerakte Pfarrer Reuß, Nr. 6270 Gemeinderatsprotokolle; Abt. 104 Pfarrei St. Martin/Liebfrauen; Abt. 214 Nr. 25 Sammlung Reuter

Sammlung Joachim Schalk, Worms:

Ordner St. Martin; Ordner Liebfrauen

Gedruckte Quellen

Zeitungen:

Der Katholik, Mainzer Journal und Wormser Zeitung

Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Erwin Iserloh u. a. Mainz 1977ff.

Programm des Gr(oßherzoglichen) Gymnasiums und der Gr(oßherzoglichen) Realschule zu Worms, Worms 1873.

Programm des Gr(oßherzoglichen) Gymnasiums und der Gr(oßherzoglichen) Realschule zu Worms, Worms 1875.

Programm des Gr(oßherzoglichen) Gymnasiums, der Gr(oßherzoglichen) Realschule und der Vorschule zu Worms, Worms 1883.

Literatur

Claus Arnold, Zwischen „liberal“ und „ultramontan“. Friedrich Schneider und der Katholizismus seiner Zeit. In: Helmut Hinkel (Hg.), Friedrich Schneider. Ein Mainzer Kulturprälat 1836–1907 (= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2008). Mainz 2008, S. 13–35.

Gerold Bönnen, Burkard Keilmann und Joachim Schalk (Hg.), Liebfrauen 1298–1998. 700 Jahre Stift – 100 Jahre Pfarrei (= Quellen und Abhandlungen zur mittelhessischen Kirchengeschichte 86). Mainz 1998.

Gerold Bönnen, Reichsstädtische Vergangenheiten links des Rheins: Worms und Speyer zwischen Zäsuren und Neu-Aneignung. In: Helge Wittman (Hg.), *Tempi passati. Die Reichsstadt in der Erinnerung* (= Studien zur Reichsstadtgeschichte 1). Petersberg 2014.

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), *Necrologium Moguntinum 1802/03–2009*. Mainz 2009.

Busso Diekamp, Auf Martin Luthers Spuren in Worms. In: Werner Zager (Hg.), *Martin Luther und die Freiheit*. Darmstadt 2010, S. 163–265.

Friedrich Eich (Hg.), *Gedenkblätter zur Erinnerung an die Enthüllungsfeier des Luther-Denkmals in Worms am 24., 25. und 26. Juni 1868*. Worms 1868.

Mathilde Grünewald, Maximilian (von) Heyl und Friedrich Schneider. Eine ökumenische Freundschaft. In: Helmut Hinkel (Hg.), Friedrich Schneider. *Ein Mainzer Kulturprälat 1836–1907* (= Neues Jahrbuch für das Bistum Mainz 2008). Mainz 2008, S. 149–190.

Andreas Holzem, Kirchenreform und Sektenstiftung. Deutschkatholiken, Reformkatholiken und Ultramontane am Oberrhein 1844–1866 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 65). Paderborn, München, Wien, Zürich 1994.

Burkard Keilmann, Die Familie ist hartkatholisch und die Kinder sind auch nichts nutz. Soziale Disziplinierung und konfessionelle Intoleranz am Wormser Gymnasium in der Endphase des Kulturkampfs. In: *Der Wormsgau* 24 (2005/06) S. 115–142.

Hans Kühn, Politischer, wirtschaftlicher und sozialer Wandel in Worms 1798–1866 (= *Der Wormsgau*, Beiheft 26). Worms 1975.

Gunter Mahlerwein, Die Entwicklung der Gesellschaft von 1783 bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. In: Ulrich Oelschläger und Gerold Bönnen (Hg.), *1783–2008 – Vereinigte Kasino- und Musikgesellschaft Worms. Festschrift zur 225-Jahrfeier* (= *Der Wormsgau*, Beiheft 40). Worms 2008.

Fritz Reuter, Worms zwischen Reichsstadt und Industriestadt 1800–1882. Beobachtungen und Materialien (= *Der Wormsgau*, Beiheft 32). Worms 1993.

Fritz Reuter, Das Wormser Lutherdenkmal und seine Enthüllung vor 125 Jahren. In: *Blätter für pfälzische Kirchengeschichte* 61 (1994) S. 305–317.

Fritz Reuter (Hg.), *St. Martin in Worms 996/1996*. Festschrift zum 1000-Jahre-Jubiläum (= *Der Wormsgau*, Beiheft 34). Worms 1996.

Fritz Reuter, St. Paulus von der Säkularisation bis zum Pauluseum. In: Josef kleine Bornhorst (Hg.), *St. Paulus Worms 1002–2002. Kollegiatstift – Museum – Dominikanerkloster* (= Quellen und Abhandlungen zur mittelhessischen Kirchengeschichte 102). Mainz 2002, S. 253–289.

Martina Rommel, Demut und Standesbewusstsein. Rekrutierung und Lebenswelt des Säkularklerus der Diözese Mainz 1802–1914. Mainz 2007.

Uwe Scharfenecker, Die Katholisch-Theologische Fakultät Gießen 1830–1859. Ereignisse, Strukturen, Personen (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B, 81). Paderborn, München, Wien, Zürich 1998.

Hermann Schmitt, Nikolaus Reuß, Pfarrer an St. Martin in Worms (1848–1890). Der Retter der Liebfrauenkirche als Kultstätte und Baudenkmal. In: Franz Rudolf Reichert (Hg.), Beiträge zur Mainzer Kirchengeschichte in der Neuzeit. Festschrift für Anton Philipp Brück zum 60. Geburtstag. Mainz 1973, S. 425–454.

Otto Wustmann, Zur Entstehung und Entwicklung des Martinstifts in Worms. In: Festschrift zur Hundertjahrfeier des Ordens vom Göttlichen Erlöser in Worms. [Worms] 1969, S. 5–37.

Dr. Friedrich Elz (1848–1915)

Germaniker, Gründer des KKV und Dekan in Darmstadt

Claus Arnold

Der vor nunmehr hundert Jahren verstorbene Ehrendomkapitular Dr. Friedrich Elz hat nicht nur Großes für die Pfarrei St. Ludwig und den Darmstädter Katholizismus geleistet, sondern sich 1877 durch die Gründung des gemeinsamen Verbandes Marianischer Kongregationen junger Kaufleute und katholischer kaufmännischer Vereine Deutschlands (KKV) auch in die Annalen des deutschen Katholizismus eingeschrieben. Im Rückblick von heute erscheint die Lebens- und Wirkungszeit von Dekan Elz als eine Phase einmaliger, zuvor und danach nie mehr erreichter Mobilisierung der deutschen Katholiken. Vereine aller Art, Gesellenvereine, Arbeitervereine, studentische Verbindungen und karitative Vereine sprossen aus dem Boden und organisierten sich in größeren Verbänden: den katholischen Studentenverbindungen (KV, CV, UV), der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland, den Verbänden der Arbeitervereine und Christlichen Gewerkschaften, dem Deutschen Caritasverband, dem Katholischen Deutschen Frauenbund, den Lehrerinnen- und Lehrerverbänden und nicht zuletzt, alles überwölhend, dem Volksverein für das katholische Deutschland, der als Massenorganisation im Todesjahr von Friedrich Elz 800.000 Mitglieder zählte und sich als katholische Alternative zu den Massenverbänden insbesondere der Sozialdemokratie präsentierte. Innerkirchlich gesehen war diese Mobilisierung stark geprägt und ermöglicht durch den Siegeszug der strengkirchlichen Bewegung des 19. Jahrhunderts, die man auch die ultramontane nennt. Gerade im Bistum Mainz hatte diese Bewegung schon seit dem frühen 19. Jahrhundert einflussreiche Vorkämpfer, die sich gegen das Staatskirchentum und den Liberalismus wandten und in Frömmigkeit und Theologie den engen Anschluss an die römische Zentrale suchten (vgl. in diesem Band die Lebensbilder von Lennig, Riffel und Heinrich).

Die Mobilisierung der Katholiken um 1900

Doch reicht diese eher geistesgeschichtliche Betrachtung nicht aus, um die Mobilisierung des deutschen Katholizismus um 1900 zu erklären. Die neuere kirchenhistorische



Friedrich Elz

Forschung hat versucht, sich auch sozialgeschichtliche Ansätze zu Nutze zu machen und die damalige Intensivierung der konfessionellen Lebenswelt als sogenannte „Milieubildung“ zu erklären. Danach bildeten sich in Deutschland seit 1870 vier Milieus heraus: das konservativ-protestantische Milieu, das liberal-protestantische Milieu, das sozialdemokratische Milieu und nicht zuletzt das katholische Milieu. Die Milieubildung als Prozess der kirchlich-politisch-gesellschaftlichen Mobilisierung und Organisation der Katholiken, der wirksamen Verdichtung ihrer konfessionellen Existenz und der Intensivierung ihrer Frömmigkeitspraxis wird dabei an mehreren Indikatoren abgelesen: zunächst an der Verinnerlichung des strengkirchlichen „Milieustandards“, wie er etwa im Katechismus und den bischöflichen Weisungen formuliert war, dann am politischen Mobilisierungsgrad (also der Zentrumschwärmerchaft), dem Ausbau des Vereinswesens und nicht zuletzt an der Erfüllung der kirchlichen Mindestanforderungen (Osterbeichte und -kommunion; Besuch des Sonntagsgottesdienstes). Zugleich gelang es auch zu erklären, warum sich diese Mobilisierung regional unterschiedlich stark vollzog. Möglich wurde dies durch die Rezeption der ursprünglich gleichfalls politikwissenschaftlichen „Cleavage-Theorie“, die den – so wörtlich – „Klüften“, also den Konfliktlinien in der Gesellschaft nachspürt. Was waren diese Grundkonflikte, die die Menschen im Kaiserreich und danach bewegten? Laut der Theorie waren es die Konflikte zwischen Zentrum und Peripherie, Staat und Kirche, Land und Stadt sowie zwischen Arbeit und Kapital. Wo diese Konflikte heftig waren, wie etwa im preußischen Kulturkampf zwischen Staat und Kirche, oder sich gar kumulierten, etwa durch den Gegensatz zwischen der westpreußischen katholischen Peripherie zu „Berlin“, konnte dies dazu führen, dass sich die traditionale katholische Lebenswelt zum Milieu verdichtete – zum Beispiel im katholischen Münsterland. Ablesbar war dies dann nicht nur am hohen Wähleranteil der katholischen Zentrumsparterie, sondern auch an der Intensivierung der religiösen Praxis, also vor allem an einer hohen Zahl von Jahreskommunionen pro individuellem Osterkommunikanten. In Gebieten, wo die Cleavage-Faktoren fehlten, etwa im ländlichen Bayern, wo es keinen voll ausgefalteten Kulturkampf und keine nennenswerten Arbeit-Kapital-Konflikte gab, bestand die traditionale katholische Lebenswelt ohne Mobilisierung und Intensivierung fort (ablesbar an der hohen Zahl der Osterkommunionen, der aber eine nur relativ geringe Zahl von Jahreskommunionen gegenüberstand). Man war dort zwar selbstverständlich katholisch, musste dies aber nicht besonders beweisen. In Gebieten extremer Diaspora konnten schließlich selbst starke Cleavage-Faktoren nicht zur Milieubildung führen, weil dem Minderheitskatholizismus die kritische Masse dazu einfach fehlte.

Im Sinne dieses Erklärungsmodelles waren aber ideale Bedingungen für eine Mobilisierung und Milieubildung gerade im Bistum Mainz gegeben, und zwar hinsichtlich der drei cleavages Zentrum – Peripherie, Staat – Kirche und Arbeit – Kapital gleichermaßen.

Zunächst zur Kluft von Zentrum und Peripherie: Trotz ihrer großen Geschichte war die Bischofsstadt Mainz im Großherzogtum Hessen-Darmstadt an den Rand,

an die Peripherie gerückt. In Darmstadt saßen Monarch und Regierung, dort spielte gewissermaßen die Musik, während Mainz nur nachgeordnete Bedeutung hatte. Dies musste gerade angesichts der alten Größe schmerzen. Zugleich bildeten die Katholiken in Hessen-Darmstadt auch im übertragenen Sinne eine Peripherie, denn sie stellten eine regional zwar starke, aber aufs Ganze gesehen minoritäre Gruppe in dem eher protestantisch geprägten Großherzogtum dar. Hinzu trat ein ausgeprägter Staat-Kirche-Konflikt. Schon vor dem Kulturkampf wandten sich die Mainzer strengkirchlichen Kreise und zumal Bischof Ketteler gegen die staatliche Kontrolle des kirchlichen Lebens, etwa in der Klerusbildung, die ihnen als unzulässiger Übergriff erschien. Im Kulturkampf, der auch in Hessen-Darmstadt zu heftigen Konflikten, vor allem um die Schulen sowie die Orden und Kongregationen, führte, steigerte sich diese Spannung fast ins Unerträgliche. Und schließlich spielte der Konflikt von Arbeit und Kapital gerade auch im Bistum Mainz eine gewichtige Rolle. Bischof Ketteler nahm sich auch deshalb in besonderer Weise der sozialen Frage an, weil er die Situation im eigenen Bistum im Auge hatte. Diese ließ er im Jahr 1871 durch eine Umfrage des Bischöflichen Ordinariates an alle Pfarrer über die Verhältnisse der Fabrikarbeiter ermitteln. Das Bistum Mainz war ja an mehreren Orten, schwerpunktmäßig um Offenbach, aber auch weit darüber hinaus von den Folgen der Industrialisierung betroffen. Auch nach der Ketteler-Zeit behielten das Ordinariat und vor allem auch einzelne hervorragende Geistliche des Bistums, wie etwa der sogenannte „rote Prälat“ Carl Forschner, die soziale Frage in besonderer Weise im Auge (vgl. das Lebensbild von Francesco Tacchi in diesem Band). Dazu gehörte wesentlich der weltanschauliche Kampf gegen die Sozialdemokratie, die nicht ganz zu Unrecht als atheistisch und kirchenfeindlich wahrgenommen wurde. August Bebel verkündete bekanntermaßen die absolute Unverträglichkeit von Sozialismus und Christentum und trat deshalb mit seiner Frau aus der Evangelischen Kirche aus. Um zu verhindern, dass die sozialistischen Vereine die neuzuziehenden katholischen Arbeiter vom Lande bereits am Bahnhof abwarben, traf man im Bistum Mainz deshalb entsprechende Gegenmaßnahmen und warb genauso aktiv für die katholischen Vereine.

Es ist deutlich geworden, dass in Mainz sozialgeschichtlich gesehen die Bedingungen für eine Milieubildung gegeben waren. Die Bemühungen der strengkirchlichen Kräfte im Bistum, die nicht zuletzt durch ein katholisches Presse- und Verlagswesen gestützt waren – zu nennen sind nur die Zeitschrift „Der Katholik“ und das „Mainzer Journal“ – stießen auf fruchtbaren Boden, und auch politisch erstarkte die katholische Zentrumspartei in Hessen-Darmstadt.

Friedrich Elz – ein Leben im Zeichen der katholischen Mobilisierung

Werfen wir nun vor diesem Hintergrund einen neuen Blick auf das Leben und Wirken von Dr. Friedrich Elz, das von den genannten Konfliktlinien geprägt war. Wie viele katholische Geistliche seiner Zeit stammte Friedrich Elz aus eher kleinen Verhältnissen, nämlich aus der kinderreichen Familie eines Handwerkers in Alzey, wo er am 30. April 1848 als sechstes von neun Kindern des Zimmermanns Peter Elz und seiner Frau Catharina, geb. Schmitt, geboren wurde. Nach der Volksschulzeit konnte der begabte Knabe allerdings auf das Großherzogliche Gymnasium in Mainz wechseln, also auf das alte Gymnasium Moguntinum, das heutige Rabanus-Maurus Gymnasium. Dort wirkten zwar nicht mehr die Jesuiten, aber mit dem bekannten Kirchenlieddichter Heinrich Bone ein strengkirchlich geprägter Katholik als Direktor. Doch auch mit den Jesuiten kam Elz in Kontakt, denn er trat bald in die Marianische Schülerkongregation ein, die von dem Jesuitenpater Adolf von Doß geleitet wurde. Dieser Kontakt war für Elz insofern zukunftsbestimmend, als von Doß 1859 die Kongregation junger Kaufleute in Münster gegründet hatte und von 1866 bis 1872 auch der entsprechenden Kongregation in Mainz als Präses vorstand. Klaus Schatz urteilt über von Doß, der sich während des Kulturkampfs zunächst in Frankfurt verborgen hielt und dann als Spiritual in Lüttich und am Germanicum wirkte, so: *Durch sein persönliches Charisma, aber auch durch seine „Gedanken und Ratschläge für gebildete Jünglinge“, ein geistliches Handbuch zum religiösen Wachstum und zur Berufsentscheidung [...] hat er wohl mehr als jeder andere einzelne deutsche Jesuit dieser Zeit junge Menschen beeinflusst und auch zahlreiche Berufe für den Orden geweckt.*¹

Mit seiner Entscheidung für die Marianische Schülerkongregation positionierte sich der Gymnasiast Friedrich Elz auch deutlich in den Konflikten der Zeit. Denn just zu seiner Gymnasialzeit liefen heftige Attacken gegen die Mainzer Jesuiten, deren Ausweisung nicht nur im Mainzer Stadtrat, sondern auch in der 2. Hessischen Kammer verlangt wurde. Elz fand aber nicht nur Gefallen an den Jesuiten, sondern auch an Bischof Ketteler, der die Jesuiten nach Mainz gerufen hatte und sie auch verteidigte, sowie an Regens Christoph Moufang, dem Haupt des zweiten Mainzer Kreises ultramontaner Theologen. Ketteler, Moufang und von Doß empfahlen Friedrich Elz gleichermaßen für das Studium am römischen Collegium Germanicum. Während seiner römischen Zeit von 1868 bis 1874 erlebte Elz das I. Vaticanum mit dem Streit um die Unfehlbarkeitsdefinition, die Eroberung des Kirchenstaates durch italienische Truppen, den Rückzug Papst Pius IX. in den Vatikan und die Säkularisation von Kirchengut im neuen Königreich Italien. Das Germanicum blieb von Übergriffen verschont, weil man über dem Haus die preußische Flagge gehisst hatte. Man versteht aber leicht, dass Elz seine Kirche auch später als belagerte

1 Schatz, Jesuiten, Bd. 1, S. 165.

Festung sah. Wie viele andere Germaniker blieb Elz in Kontakt mit dem Rektor des Hauses, dem Jesuiten Andreas Steinhuber, dessen eherne Autorität laut Schatz auf einer Haltung eiserner Festigkeit, unparteiischer Gerechtigkeit und väterlicher Liebe beruhte. Noch 1898 schrieb Elz an den nunmehr Kardinal gewordenen Steinhuber und gelobte *mich den Rest meiner Lebensjahre mit unverdrossenem Eifer dem Dienste unserer heiligen christkatholischen Kirche zu widmen, die kennen und lieben zu lernen mir während meines Aufenthaltes in Rom eine so vortreffliche Gelegenheit geboten war. Ganz so, wie es uns im deutschen Kolleg immer gesagt worden ist, werde ich nach wie vor bereit sein, alle Anfeindungen um Christi willen gerne zu ertragen, und alles Gute, das der Herr durch mich zu wirken sich würdigt, einzig und allein der Gnade zuzuschreiben. Gott ist mein Zeuge, dass es mich nicht die geringste Überwindung kostet, nicht bloß mit dem Munde, sondern aus ganzem Herzen das schöne Wort zu sprechen, das der göttliche Erlöser einst seinen Aposteln in den Mund gelegt hat, das Wort: „Quod facere potuimus fecimus; servi inutiles sumus.“* [Was wir tun konnten, haben wir getan; wir sind unnütze Knechte. Lk 17,10].²

Neben Steinhuber bewahrte sich Elz eine besondere Anhänglichkeit an seinen Lehrer P. Joseph Kleutgen SJ, der damals im Germanicum als Dozent für Rhetorik wirkte. Mit seinen beiden Werken „Philosophie“ bzw. „Theologie der Vorzeit“ gilt Kleutgen als der Vater der Neuscholastik in Deutschland, also einer Theologie, die sich an den großen Leistungen des Mittelalters orientierte und diese in einer geglätteten und aktualisierten Weise für die Gegenwart präsentierte, vor allem auch als Heilmittel gegen den modernen philosophischen Rationalismus, den man bei Kant und Hegel zu entdecken glaubte. Als in den späten 1870er Jahren Gerüchte über einen Inquisitionsprozess gegen Kleutgen wegen versuchten Giftmordes umliefen, erwirkte Friedrich Elz durch seine römischen Beziehungen ganz gutgläubig ein Dementi vom Heiligen Offizium, das er in der „Mainzer Neuen Zeitung für das katholische Deutschland“ publizieren ließ. Dass dieses Dementi der römischen Inquisition in der Formulierung sehr geschickt an der Wahrheit vorbeischiffte, musste Elz damals verborgen bleiben. Wir wissen es heute durch die neueren Forschungen von Hubert Wolf über den Fall Sant’Ambrogio etwas besser. Für Friedrich Elz ging es damals aber ganz einfach darum, antiklerikale Gerüchte zurückzuweisen und seine Kirche zu verteidigen.

Kaplan an St. Stephan in Mainz – Gründung des KKV

1874 kehrte Elz in das vom Kulturkampf geprägte Mainz zurück, aus dem die Jesuiten vertrieben worden waren. Als Kaplan an St. Stephan hatte er einen durchaus hervorgehobenen Posten, der ihm zugleich Zeit für ein Engagement über die Pfarrei

2 Elz an Steinhuber, 1. Juli 1898; Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom.

hinaus ließ. Das Verhältnis zu dem originellen, aber auch zum Jähzorn neigenden Pfarrer Körner von St. Stephan war anfangs schwierig für Elz. So berichtet er an Steinhuber, dass der Pfarrer einfach einen von Elz bestellten Beistelltisch vereinnahmt habe, mit der Begründung, er habe als Kaplan auch keinen solchen Tisch gehabt. Elz beschwerte sich bei Bischof Ketteler *Wenn ich nicht Zögling des deutschen Kollegs wäre und als solcher Verpflichtungen gegen dasselbe hätte, würde ich unter keiner Bedingung bleiben.*³ Pfarrer Körner war hingegen mit dem Kaplan hochzufrieden und stellte ihm glänzende Zeugnisse aus.

Schon 1875, also kurz nach seiner Ankunft in Sankt Stephan, wurde Elz Vizepräsident der „Marianischen Kongregation junger Kaufleute und Comptoiristen“, die sein geistlicher Ziehvater P. von Doß 1866 gegründet hatte. Präses war Maximilian von Galen, der Neffe Kettelers. Die Festschrift der Kongregation von 1891 deutet zart an, in dieser doppelten Leitung habe *etwas Missliches* gelegen. Doch gab es auch starke sachliche Gründe, weshalb Elz 1877 mit 50 jungen Männern zusätzlich zur Kongregation den „Katholischen Kaufmännischen Verein“ in Mainz gründete: Im Vergleich zu der primär religiösen Marianischen Kongregation, die der hierarchischen Leitung durch den Präses und die römische Zentrale unterstand, und sich nur an den *Naturstand* der Jungmänner wandte, war der Verein ein viel geeigneteres Mittel der Mobilisierung. Er richtete sich auch an ältere und verheiratete Männer, er war demokratisch strukturiert und verfolgte auch nicht direkt religiöse Ziele im Bereich der Aus- und Weiterbildung, der Netzwerkbildung, der Vertretung standespolitischer Interessen und nicht zuletzt der Geselligkeit, die bis heute eine große Rolle im KKV spielt. Dennoch wurde in Mainz die innere Verbindung des Vereins zur Kongregation immer aufrechterhalten, die zumindest zeitweise als Organisation der religiösen Elite im Verein galt und später mit Carl Forschner, dem *roten Prälaten*, einen hervorragenden Präses besaß. Es ging Elz also nicht um eine Abgrenzung von der Kongregation, sondern um eine effektivere Mobilisierung. Dies zeigte sich auch zwei Jahre später, also 1877, bei der Gründung des gemeinsamen Verbandes Marianischer Kongregationen junger Kaufleute und Katholisch-Kaufmännischer Vereine Deutschlands (KKV). Elz verfolgte dabei einerseits das Ziel einer schlagkräftigen Organisation im Kontext des Kulturkampfes. Er meinte, dass *in dem wohlgeordneten Schlachtheer gegen die feindlichen Angriffe auf die Kirche noch der Kaufmannsstand fehle*⁴, obwohl dieser doch ein früher Vorläufer christlicher Ideen gewesen sei. Hier spielt Elz, historisch übrigens ganz richtig, darauf an, dass es oft reisende Kaufleute waren, die das Christentum zuerst verbreitet hatten. Elz betonte dabei die Übereinstimmung mit der Zentrumsfraktion, die bei der Verbandsgründung durch bedeutende Mitglieder wie den Freiherrn Schorlemer-Alst vertreten war. Als Hauptgegner

3 Elz an Steinhuber, ohne Datierung (1875); Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom.

4 Zit. nach Sommer, Gründung, S. 53.

wurde zunächst der Liberalismus benannt, der nicht nur die Autonomie der Kirche gefährdete, sondern durch seine materialistische Grundhaltung auch das Sittengesetz in der Wirtschaftsgesetzgebung gefährde. In der ansonsten für die ersten Jahrgänge leider nicht erhaltenen Verbandszeitschrift „Mercuria“ von 1881 nannte Elz dies sogar einen Kampf zwischen Gut und Böse, einen Kriegsdienst auf dem alle Felder, auch das der Wirtschaft, verteidigt werden müssten. Das zweite Ziel von Elz fasst Veronica Laufen treffend so zusammen: *Durch Förderung der beruflichen Fortbildung und der Allgemeinbildung sollte die wirtschaftliche und soziale Lage der katholischen Kaufleute im Rahmen der Selbsthilfe verbessert werden. Dazu war eine möglichst weite Ausbreitung der konfessionellen Vereinigungen nötig.*⁵ Die Vereinsarbeit hatte für Elz dabei einen eminent pastoralen Charakter. So berichtete er im Dezember 1882 an Steinhuber: *Fort und fort bin ich mit Arbeiten überhäuft. Außer den seelsorglichen Pflichten der mannigfachsten Art, die ich Zug für Zug zu verrichten habe, verursachen mir auch die jungen Kaufleute, an deren religiösen, sittlichen und sozialen Hebung zeitlebens zu arbeiten ich mir fest vorgenommen, sehr viele Mühen. Indes gewähren aber auch gerade sie mir die größten und edelsten Freuden. Welche Wonne war es zum Beispiel für mich im Herbste dieses Jahres zu Mönchen-Gladbach, wo ich auf Veranlassung des dortigen katholischen kaufmännischen Vereines acht Tage lang Exerzitienvorträge hielt, jeden Abend circa 1400 jungen Leuten aus den verschiedensten Ständen das Wort Gottes verkündigen zu können und deren 800 am Schlusse der geistlichen Übungen Generalbeichten ablegen und die heilige Kommunion empfangen zu sehen!*⁶

Die Arbeits- und Organisationslust des jungen Kaplans kannte kaum Grenzen. Bisher der Forschung unbekannt war etwa die Tatsache, dass sich Elz auch als Zeitungsredakteur versucht hat. 1878/79 war er 13 Monate Redakteur bei der „Neuen Zeitung für das katholische Deutschland“. Dieses Blatt war der schließlich gescheiterte Versuch, zusätzlich zum eher lokalen „Mainzer Journal“ von Mainz aus eine katholische Tageszeitung für ganz Deutschland herauszugeben. Hauptredakteur war Eduard Marcour, der später bei der Berliner „Germania“ die Mainzer Träume zumindest teilweise verwirklichte. Elz schreibt an Steinhuber, er habe sich als Redakteur *schätzenswerthe Kenntnisse* erworben, die dann ja auch der Verbandzeitung „Mercuria“ zugute kamen. *Allein die mannigfachen seelsorglichen Funktionen, welche mir obliegen, sowie die vielen Arbeiten, welche mir durch die Leitung des hiesigen kaufmännischen Vereines und durch meine Beziehungen zu allen kaufmännischen Vereinen Deutschlands verursacht werden, gestatteten es meine Nerven nicht länger, sich den Aufregungen zu unterziehen, wie sie mit der Redaktion eines politischen Blattes nothwendig verbunden sind.*⁷ Elz hielt außerdem engen Kontakt zu den anderen Germanikern in Mainz wie dem späteren Diözesanarchivar Peter Bruder, und gab mit

5 Laufen, Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen, S. 45.

6 Elz an Steinhuber, 19. Dezember 1882; Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom.

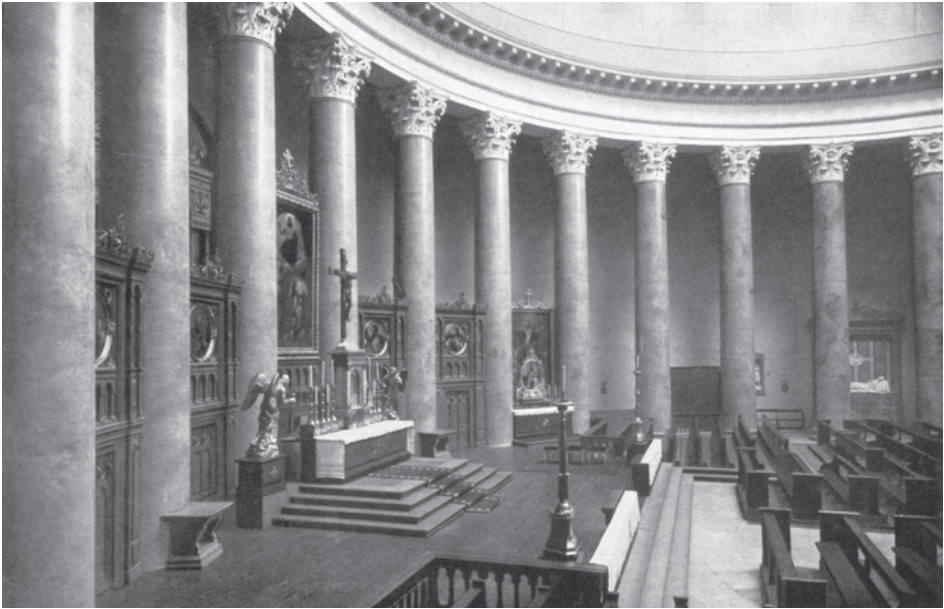
7 Elz an Steinhuber, 29. November 1879; Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom.

Bernhard Liesen, dem früheren Kaplan Kettelers, eine Übersetzung der Hirtenbriefe heraus, die Papst Leo XIII. als Erzbischof von Perugia gegen den Materialismus des 19. Jahrhunderts gerichtet hatte. Elz hatte auch einen sicheren Blick für den hoffnungsvollen Germaniker-Nachwuchs und empfahl Steinhuber 1877 den jungen Lorenz Werthmann, der später den Deutschen Caritas-Verband gründen sollte: *Sie kennen, wenigstens dem Namen nach, einen gewissen Herrn Laurentius Werthmann aus Geisenheim. Derselbe hat um die Aufnahme ins deutsche Kolleg gebeten, hat aber auf sein Gesuch eine Antwort bis jetzt noch nicht erhalten. Ich habe Herrn Werthmann voriges Jahr auf der Wallfahrt zu Marienthal kennengelernt und hatte seitdem mehrfach Gelegenheit mit ihm zu sprechen. Ich glaube, derselbe würde ein ganz vortrefflicher Alumnus werden. Im Übrigen wird die Sache jetzt bereits entschieden sein. Dürfte sich Herr Werthmann, falls er dieses Jahr nicht aufgenommen würde, für das nächste Hoffnung machen?*⁸ Werthmann wurde 1877 tatsächlich ins Germanicum aufgenommen. Im Jahr 1883 fand in Mainz unter Mitwirkung von Elz eine Versammlung von Germanikern statt, die sich außer der Geselligkeit auch zwei Projekten widmen sollte, nämlich der Gründung eines Korrespondenzblattes sowie einer von Germanikern getragenen Predigtzeitschrift. Das „Korrespondenzblatt für die Alumnen des Collegium Germanicum et Hungaricum“ erschien allerdings erst ab 1891.

Seelsorger in Darmstadt

Mit dem Ende des Kulturkampfes mündete die Tätigkeit von Friedrich Elz dann auch in die ruhigeren Wasser der Pfarrseelsorge, der er ab 1887 in Viernheim, dann in Gießen und schließlich ab 1891 bis zu seinem Tode in Darmstadt an St. Ludwig oblag. Auch hier war er äußerst tatkräftig und kümmerte sich um Ausbau und Intensivierung des katholischen Lebens in Kirche und Vereinen. In seiner 24-jährigen Amtszeit wurden unter anderem die Kirche St. Elisabeth (1903–05) und das Haus des Gesellenvereins (1895–97) neu erbaut sowie die St. Ludwigskirche grundlegend renoviert (1910–11). Die damalige Expansion katholischen Lebens in Darmstadt zeigt sich an der Gründung drei neuer Pfarrbezirke, die von der Mutterpfarre St. Ludwig unabhängig wurden. Das Vereinswesen wurde unter Elz nach allen Seiten ausgebaut, wobei u.a. die sozial-karitative Tätigkeit der Vinzenz- und Elisabethenvereins-Konferenzen hervorragte. Seine rege seelsorgerliche Tätigkeit an der herausgehobenen Stelle in der Residenzstadt Darmstadt wurde 1905 durch die Ernennung zum Ehrendomkapitular gewürdigt. Den Kontakt mit den städtischen Honoratioren pflegte der umgängliche Dekan beim Kegeln. Das hohe Ansehen, das Elz in Mainz und Darmstadt genoss, hatte sich schon 1903 gezeigt, als ihn das Domkapitel auf die

8 Elz an Steinhuber, 25. September 1877; Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum, Rom.



Darmstadt, St. Ludwig, nach der Renovierung 1910/11

Wahlliste für die Nachfolge des verstorbenen Bischofs Heinrich Brück gesetzt hatte. Gewählt wurde dann freilich Georg Kirstein.

Auch in Darmstadt blieb Elz ein „Römer“. Die feierliche Liturgie war, wie die Pfarrchronik von Sankt Ludwig vermerkt, sein besonderes Anliegen. *Er selbst war [zwar] ein schlechter Sänger, daher wollte er lieber dreimal predigen, als einmal ein Hochamt singen, aber umso mehr war er darauf bedacht, dass seine Kapläne mit Würde und den liturgischen Vorschriften entsprechend die feierlichen Gottesdienste vollzogen. So wünschte er, dass an den Adventssonntagen und an den Fastensonntagen das Hochamt mit Ministration gehalten wurde. Dabei wurden die ihm von Rom her bekannten, in unserer Gegend aber gar nicht gebrauchten Planetae plicatae mit dem Stolone, der breiten Stola des Diakons verwendet.*⁹ Besonderen Einsatz zeigte Dekan Elz auch in der von ihm nebenamtlich betreuten großen katholischen Militärgemeinde in Darmstadt. Zumal nach dem Kriegsausbruch 1914 hörte er unermüdlich die Beichte der ins Feld ziehenden Soldaten und wirkte in der Lazarettseelsorge. Besonders fürchtete Dekan Elz einen Kriegseintritt Italiens. Als dieser im Mai 1915 unmittelbar bevorstand, verstarb er an einem Schlaganfall, der ihn aus seiner unermüdlichen Arbeit herausriss.

9 Pfarrchronik von St. Ludwig, S. 74.

Ausblick

Das Lebenswerk von Ehrendomkapitular Dr. Friedrich Elz erweist sich als Musterbeispiel für die strengkirchliche Mobilisierung, die der deutsche Katholizismus nach dem Kulturkampf erfahren hat. Die Grundkonflikte der damaligen Zeit, gerade auch im Bistum Mainz bzw. im Großherzogtum Hessen-Darmstadt, trugen zu der großen Resonanz bei, die Elz' Anstrengungen damals fanden. Diese Einsicht mag heute auch ein wenig tröstlich sein, wenn man in allen kirchlich-gesellschaftlichen Bereichen mit kleineren Zahlen leben muss. Denn darin drückt sich nicht nur der Säkularisierungsprozess aus, sondern auch die Tatsache, dass die Anliegen der katholischen Soziallehre Früchte getragen und gesellschaftliche Grundkonflikte entschärft haben, sodass die mobilisierenden Faktoren nicht mehr so greifen wie früher. Dies ist nicht zuletzt ein Verdienst von katholischen Verbänden wie dem KKV und von sozial-karitativ eingestellten Seelsorgern wie Dekan Elz.

Lebensdaten

30.03.1848	geb. in Alzey, als Sohn des Zimmermanns Peter Elz und seiner Frau Catharina, geb. Schmitt
1868	Abitur am Großherzoglichen Gymnasium zu Mainz
1868–1874	Alumnus des Collegium Germanicum-Hungaricum in Rom
07.06.1873	Priesterweihe in der Lateranbasilika in Rom
02.09.1874	Kaplan Mainz, St. Stephan
01.08.1887	Pfarrverwalter Viernheim
09.08.1888	Pfarrverwalter / 21.09.1888 Pfarrer Gießen
19.11.1891	Pfarrer Darmstadt St. Ludwig
1892	Ehrenmitglied des Verbandes Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands
01.10.1893	Dekanatsverwalter Dekanat Darmstadt
21.06.1894	Dekan
04.06.1898	Geistlicher Rat
21.12.1905	Ehrendomkapitular
09.05.1915	gest. und beigesetzt Darmstadt, Pfarrkirche St. Ludwig

Quellen

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):
Best. 35, Nr. 737 (Personalakte); Generalia K XIX: Kath. kaufmännischer Verein
Archiv des Collegium Germanicum et Hungaricum Rom:
Briefe Elz an Steinhuber

Schriften

Cultur und Kirche. Zwei Hirtenworte des Cardinal-Bischofs von Perugia Joachim Pecci, nunmehr Papst Leo XIII. / aus dem Ital[ienischen]. von B[ernhard]. Liesen und Fr[iedrich]. Elz. Mainz: Kirchheim, 1878.

Die Kirche und das neunzehnte Jahrhundert. Hirtenwort des Cardinal-Bischofs von Perugia Joachim Pecci, nunmehr Papst Leo XIII, autorisierte Übersetzung von Dr. Fr[iedrich]. Elz, Kaplan zu Sankt Stephan in Mainz. Mainz: Kirchheim, 1878.

Artikel in der „Neuen Zeitung für das Katholische Deutschland“. Mainz 1878/79, u.a. zur Causa Kleutgen (Nr. 63, 14. März 1879; Nr. 64, 15. März 1879; vgl. Hubert Wolf, Die Nonnen von Sant’Ambrogio. Eine wahre Geschichte. München 2013, Fußnoten 11 und 12 zum „Epilog“).

Zahlreiche Beiträge in der Verbandszeitschrift „Mercuria“ (Essen 1. 1881ff).

Literatur

Arbeitskreis für kirchliche Zeitgeschichte (AKKZG): Katholiken zwischen Tradition und Moderne. Das katholische Milieu als Forschungsaufgabe. In: Westfälische Forschungen 43 (1993) S. 588–654.

Ders., Konfession und Cleavages im 19. Jahrhundert. Ein Erklärungsmodell zur regionalen Entstehung des katholischen Milieus in Deutschland. In: Historisches Jahrbuch 120 (2000) S. 358–395.

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), Necrologium Moguntinum 1802/03–2009. Mainz 2009.

Die Pfarrchronik von St. Ludwig in Darmstadt 1790–1945, rekonstruiert von Alfred Bang-Kaup unter Mitwirkung von Domdekan Wilhelm Kastell (= Jahrbuch für das Bistum Mainz, Ergänzungsbd. 5). Mainz 1957.

Michael Hirschfeld, Die Bischofswahlen im Deutschen Reich 1887 bis 1914. Ein Konfliktfeld zwischen Staat und katholischer Kirche vom Ende des Kulturkampfes bis zum Ersten Weltkrieg. Münster 2012, S. 641, 644, 855.

Anton Landersdorfer (Hg.), „Nach Rom zu schreiben fühle ich oft ein wahres Bedürfnis.“ Die Briefe des Germanikers Johann Baptist Huber (München) aus den Jahren 1870 bis 1886. Passau 2013, S. 43, 150, 155, 162.

Veronika Laufen, Der Verband Katholischer Kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands 1877–1933 (= Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte 22). Frankfurt am Main 2011.

Martina Rommel, Demut und Standesbewusstsein. Rekrutierung und Lebenswelt des Säkularkatholizismus der Diözese Mainz 1802–1914. Mainz 2007.

Klaus Schatz, Geschichte der deutschen Jesuiten (1814–1983), 5 Bde. Münster 2013.

Peter Schmidt, Das Collegium Germanicum in Rom und die Germaniker. Zur Funktion eines römischen Ausländerseminars (1552–1914). Tübingen 1984, S. 326.

Heinrich Johannes Sommer, Die Gründung des Verbandes der katholischen kaufmännischen Kongregationen und Vereine Deutschlands (ungedruckte Magisterarbeit). Düsseldorf 2002 [Exemplar im DDAMz].

Francesco Tacchi, Lavoro di fabbrica e origini del cattolicesimo sociale in Germania. In: *Contemporanea* 19 (2016) S. 101–120.

Carl Forschner (1853–1918)

Pfarrer zu Sankt Quintin, Diözesanpräses des Verbandes
der Männer- und Arbeitervereine

Francesco Tacchi

Carl Forschner ist zweifellos eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Mainzer Klerus zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert gewesen: Pfarrer zu St. Quintin für zwei Jahrzehnte, ist er doch primär als Diözesanpräses des 1891 gegründeten Verbandes der Männer- und Arbeitervereine des Bistums Mainz bekannt. Als neu-scholastisch geprägter Seelsorger und zugleich Mann der Tat hatte er nicht nur eine Hauptrolle in der katholischen Mobilisierung auf sozialem und gewerkschaftlichem Gebiet und in der Entstehung eines Netzes katholischer Arbeiterorganisationen in der Diözese, sondern war auch am politischen Leben interessiert und nahm häufig an den Versammlungen der Mainzer Zentrumspartei teil.

In einer Gedenkschrift von 1918 schrieb der damalige Schriftleiter des „Mainzer Journals“ Franz Koepgen über ihn: *Namentlich zu Zeiten der Wahl hat man niemals auf seinen Rat verzichtet*.¹ Dieses vielseitige Engagement Forschners zielte gewiss darauf ab, das Gewicht der katholischen Minderheit im Bistum Mainz bzw. im Großherzogtum Hessen-Darmstadt zu steigern, zugleich aber die marxistisch ausgerichtete Sozialdemokratie zu bekämpfen, die besonders seit den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts als eine immer eindringlichere Bedrohung für das katholische Deutschland wahrgenommen wurde. Im Sozialismus der SPD identifizierte der Prälat *das Antichristentum unter der Fahne der Revolution, mit dem Bestreben, an die Stelle der Herrschaft Gottes die Herrschaft des Satans zu setzen*.² Einen Damm gegen diese tödliche Gefahr für die christliche Ordnung konnte laut Forschner gerade in der Entwicklung des katholischen Vereinswesens gefunden werden, welches auch im Bistum Mainz den weit verbreiteten sozialistischen Organisationen entgegenzustellen war, um damit zu vermeiden, dass die katholischen Arbeiter ins Netz der SPD gingen. In den sozialdemokratischen Vereinen sah Forschner tatsächlich das Vehikel für das Umsichgreifen einer materialistischen und atheistischen Weltanschauung, in denen auch die noch frommen Arbeiter Gefahr liefen, ihren Glauben nach und nach zu verlieren und letztendlich zu ungläubigen Agenten einer sozialistischen Revolution

1 Zum Gedächtnis des hochwürdigsten Herrn Prälaten Karl Forschner, S. 9.

2 Forschner, Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres (3. Jg.), S. 377.

zu werden. Als Pfarrer und vor allem als sozialer Agitator widmete sich Forscher so sehr der Verbesserung der Lage des Arbeiterstandes und dem Kampf gegen die Sozialdemokratie, dass er sich den Beinamen „roter Prälat“ verdiente: „Rot“ nicht in seiner Weltanschauung und in seinen Grundsätzen, sondern im Nacheifern der SPD auf dem Gebiet der sozialen, gewerkschaftlichen und politischen Tätigkeit, um die Arbeiter unter katholischer Fahne zu sammeln: im Grunde genommen „rot“, um an Boden gegenüber den „roten Genossen“ zu gewinnen.

Carl Forscher: ein Sohn seiner Zeit

Um Forscher adäquat darstellen zu können, ist es notwendig, kurz auf die katholische Mobilisierung im sozialen Bereich zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert und auf die damit verbundene allmähliche Entwicklung des „Verbandskatholizismus“ Bezug zu nehmen. Die Jahre der Jugendzeit Forschners entsprachen dem Anfang einer intensiven Industrialisierungsphase im Deutschen Reich, welche auch das Gebiet des Bistums Mainz betraf und womit sich das Auftreten der sogenannten Arbeiterfrage in der öffentlichen Debatte verband. Als Reaktion auf die zunehmende Verarmung, die den Arbeiterstand kennzeichnete, wurde 1863 der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein (ADAV) von Ferdinand Lassalle gegründet, der sich später mit der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei August Bebels zu der SPD verschmelzen sollte (1875). Die keimende sozialistische Bewegung war die erste, die sich im gewerkschaftlichen Gebiet einsetzte, und zwar schon am Ende der 60er-Jahre. Zugleich tauchten auch die liberalen Schulze-Delitzschen Genossenschaften auf der politischen Bühne auf, welche den Zweck hatten, das Prinzip der Selbsthilfe unter den Arbeitern zu verbreiten.

Innerhalb des deutschen Katholizismus war es der Mainzer Bischof Wilhelm Emmanuel von Ketteler, der zuerst seine Aufmerksamkeit auf die Verhältnisse der immer zahlreicheren Fabrikarbeiter richtete: Sein bekanntes Werk „Die Arbeiterfrage und das Christentum“ (1864), sein Referat „Sozialcaritative Fürsorge der Kirche für die Arbeiterschaft“ – welches 1869 der Fuldaer Bischofskonferenz vorgestellt wurde – und das in der 1873 erschienenen Schrift „Die Katholiken im Deutschen Reiche“ zum Ausdruck kommende politische Programm trugen dazu bei, das Interesse der deutschen Katholiken für die Situation der Arbeiterschaft zu wecken. Der Mainzer Bischof galt als Wegbereiter einer katholischen Sozialpolitik, förderte die Entstehung von katholischen Arbeitervereinen und war sogar der Ansicht, dass die Arbeiter einer eigenen gewerkschaftlichen Organisation bedurften.

Die Auswirkungen der sozialen Anregungen, die Ketteler dem katholischen Deutschland im Allgemeinen und der Diözese Mainz im Besonderen gab, kamen vorübergehend zum Stillstand wegen des Ausbruches des Kulturkampfes, welcher die



„Religion ist nicht Privatsache, sondern Hauptsache“: Prälat Carl Forschner

Entwicklung katholischer Arbeiterorganisationen lahmlegte. Erst Mitte der 80er-Jahre begann eine erneute Blütezeit der sozialen Tätigkeit der deutschen Katholiken, die besonders durch die Gründung zahlreicher Arbeitervereine in den verschiedenen Diözesen gekennzeichnet war: 1884 ermahnte Franz Hitze auf dem Amberger Katholikentag eben dazu, diese Vereine zu gründen und sie als Kampfmittel gegen die Sozialdemokratie zu benutzen. Die Entwicklung des deutschen Verbandskatholizismus ging seitdem ununterbrochen voran: Als Spitze dieses Prozesses wurde 1890 der Volksverein für das katholische Deutschland gegründet, bald darauf entstanden die ersten christlichen Gewerkschaften als Alternative zu den sozialdemokratischen „freien“ Gewerkschaften.

Um 1900 war deshalb die Überzeugung im deutschen Katholizismus weit verbreitet, dass das Vereinswesen eine entscheidende Rolle auch im Rahmen der Seelsorge spielen könnte. Im September 1902 fand im Mainzer bischöflichen Palais eine Konferenz der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz statt. Im Auftrag der Konferenz selbst stellte der Rottenburger Bischof Paul Wilhelm von Keppeler einen Monat später einen „Entwurf einer Instruktion betreffend die Vereinstätigkeit des Klerus“ vor, der mit folgender Feststellung anfang: *Die moderne Zeit ist die Zeit der Vereine*.³ Keppeler bemerkte, dass das Vereinswesen nun ein bezeichnendes Element des modernen öffentlichen Lebens sei, behauptete daher, dass die Kirche in dieses Feld mit voller Kraft eingreifen und die Geistlichkeit die Gründung und Leitung von Vereinen als einen unentbehrlichen Teil ihrer seelsorgerischen Tätigkeit betrachten sollte. Dem Bischof zufolge hing dieses soziale Engagement des Klerus auch mit dem dringenden Bedürfnis zusammen, die Sozialdemokratie auf Pfarrgemeindeebene zu bekämpfen. Die Fuldaer Bischofskonferenz selbst hatte in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts öfter betont, dass der Klerus Kenntnis von Sozialpolitik und von Inhalten des sozialdemokratischen Programmes haben und außerordentliche Mittel wie das Vereinswesen und die Presse in Anspruch nehmen sollte, um sich der „roten“ Propaganda erfolgreich entgegenzustellen. Im Grunde genommen ist zu bemerken, dass in den Jahrzehnten zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert das Interesse für die Arbeiterfrage, die Weiterentwicklung des katholischen Vereinswesens und der Kampf gegen die SPD zu Veränderungen in der Natur der katholischen Priesterschaft in Deutschland führten, zur Bildung und Verbreitung der Figur des sozialen Pfarrers, nämlich des Pfarrers, welcher auch außerhalb der Sakristei tätig war und die Arbeit im Vereinshaus als eine wesentliche Unterstützung und Ergänzung der eigenen Seelsorge betrachtete.

Im Prälaten Carl Forschner ist eben ein hervorragendes Beispiel dieses Typs eines Geistlichen im Bistum Mainz zu sehen: Von der sozialen Lehre Bischof Kettlers entscheidend beeinflusst, hob sich der „rote Prälat“ durch die Aufmerksamkeit für

3 Keppeler, Entwurf einer Instruktion betreffend die Vereinstätigkeit des Klerus; DDAMz Abt. 87 (Episcopalia – Bischofskonferenz in Fulda), Faszikel 2.

Gelegenheiten hervor, welche das moderne Mittel des Vereinswesens zur sozialen und religiösen Bildung der Arbeiter und zu ihrem Schutz gegenüber der sozialdemokratischen Propaganda anbieten konnte, immer mit dem allgemeinen Zweck, der katholischen Sache Nutzen zu bringen.

Der Geistliche und Seelsorger

Die meisten Quellen über Forschner betreffen die Zeit nach 1896 bzw. nach seiner Ernennung zum Diözesanpräses: Das bedeutet jedoch nicht, dass die ersten Jahrzehnte seines Lebens grundsätzlich nicht rekonstruiert werden können. Carl Forschner wurde 1853 in Dienheim geboren. Nach dem Abschluss der Realschule in Oppenheim trat er in das Mainzer Konvikt ein und besuchte das städtische Gymnasium in den Jahren 1868–1872: Danach war er bis 1876 Alumnus des bischöflichen Seminars, d.h. während der letzten Lebensjahre Bischof Kettlers, der ihn am 13. August 1876 zum Priester weihte. Der Einfluss des „Arbeiterbischofs“ auf den jungen Geistlichen war tiefgehend und nachhaltig: Die Schriften Forschners enthalten vielfache Hinweise auf Kettler selbst, der als Bahnbrecher des sozialen Katholizismus und als geistiger Vater der katholischen Arbeiterbewegung dargestellt wird. In einer Broschüre, welche der Prälat 1909 veröffentlichte, ist zu lesen: *Wir haben das Glück gehabt, wenn auch nur kurze Zeit, als junger Priester neben ihm zu stehen und unter seinen Augen zu arbeiten; Er selbst hat uns als seine geistigen Söhne neben sich gestellt, und heute noch sehen wir ihn im Geiste, uns allen voraneilen als Führer und leuchtendes Beispiel.*⁴ Während seines ganzen Priesterlebens trat Forschner in die Fußstapfen des Mainzer Bischofs und hielt sich für einen Fortsetzer der sozialen Lehre Kettlers.

Als erste Aufgabe nach der Priesterweihe wurde der zukünftige „rote Prälat“ zum Vizepräses des Mainzer katholischen Gesellenvereins ernannt: Das Wüten des Kulturkampfes, welcher sich auch im Großherzogtum Hessen-Darmstadt heftig gestaltete, machte es tatsächlich unmöglich, für den jungen Geistlichen eine Stelle als Seelsorger zu finden. Zu jener Zeit reifte Forschners soziales Interesse und er begann zugleich seine Tätigkeit als Redakteur des „Mainzer Journals“, an dem er jahrzehntelang mitarbeiten sollte. Nach einigen Jahren bzw. infolge des Abflauens des Kulturkampfes konnte Forschner als Hausgeistlicher bei den Franziskanerinnen in Mainz angestellt werden (bis zum Jahre 1884), dann wurde er im November 1887 zum Pfarrkurat von St. Bilhildis und 1894 der St. Josefkirche ernannt. Mit 45 Jahren wurde Forschner schließlich zum Nachfolger Georg Helbig's, des im Januar 1898 verstorbenen Pfarrers von St. Quintin, ausersehen. Diese Pfarrkirche, die älteste der Stadt Mainz, zählte damals ca. 3.600 Seelen und ließ zufriedenstellende

4 Forschner, Der Arbeiterpräses, S. 9.



Carl Forscher in pfarrhäuslicher Idylle

religiöse Verhältnisse erkennen: Hier ist der Prälat bis zu seinem Tod 1918 geblieben. Genau in den Jahren seines Pfarramtes in St. Quintin erhielt Forscher eine Reihe von Auszeichnungen, die von seiner Bedeutsamkeit innerhalb des damaligen Mainzer Klerus zeugen. Schon 1899 wurde er vom Domkapitel in die Liste der Kandidaten für die Nachfolge von Bischof Paul Leopold Haffner aufgenommen: Sein Name wurde jedoch vom Großherzog selbst als *persona minus grata* gestrichen, wahrscheinlich weil er zu „rot“ bzw. zu sozial ausgeprägt erschien. In der Folgezeit wurde Forscher zum päpstlichen Hausprälaten (1908) und zum Dekan des Dekanats Mainz-Stadt (1912) ernannt: Grundlage dafür waren gewiss nicht nur seine Verdienste als Pfarrer, sondern auch seine Tätigkeit als Diözesanpräses und als Verfechter des katholischen Organisationsgedankens im Bistum Mainz.

In seinem Priesterleben beschäftigte sich Forscher wenig direkt mit der Frauen- und Jugendorganisation, trotzdem zeichnet er sich immer durch eine beständige seelsorgerische Aufmerksamkeit für das religiöse Leben von Frauen und Jugendlichen aus und im Allgemeinen für das Bestreben, die christliche Familie als Organismus zu verteidigen. Beweis dafür ist sowohl seine Gründung einer Missionsvereinigung der Frauen und Jungfrauen in Mainz als auch sein Interesse für den Verein der Heiligen

Familie in St. Quintin – welcher 1905 67 Familien als Mitglieder zählte – und seine Verteidigung der konfessionellen Schulen gegenüber der Vermehrung der religiös „neutralen“ Simultanschulen. In einer Zeit von raschem und imposantem Wachstum der SPD im ganzen Deutschen Reich und auch in der Stadt Mainz, die seit Ende des 19. Jahrhunderts eine „rote Stadt“ war, betrachtete Forschner diesen seelsorgerischen Einsatz als wesentlich mit der Pflicht verbunden, die Herde der Pfarrkinder vor der sozialistischen Ansteckung zu schützen.

Er war z.B. davon überzeugt, dass die katholischen Frauen selbst zum Kampf gegen den Sozialismus beitragen könnten, indem sie den christlichen Geist in den eigenen vier Wänden wieder belebten, ihre Kinder nach christlichen Grundsätzen erzogen und ihre Männer auf religiösem, politischem und sozialem Gebiet gut berieten. Mit anderen Worten: die weibliche Frömmigkeit hätte die rote Fahne von christlichen Häusern fernhalten können. Im Jahr 1906 schrieb Forschner diesbezüglich: *Ein vollendeter Sieg der Umsturbewegung gegen die christliche Gesellschaftsordnung wird nur dann möglich sein, wenn die Frauen in ihrer Mehrheit Trägerinnen dieser Bewegung werden. [...] Wollen wir daher einen Maßstab haben für die Widerstandsfähigkeit der gegenwärtigen Gesellschaft gegen die Umsturbestrebungen, dann müssen wir die sittliche Festigkeit der Frauenwelt messen.*⁵ Im Grunde genommen hätten die katholischen Frauen die entscheidende Aufgabe, die christliche Familie, auf welche sich die Sonntagspredigten des Prälaten oft fokussierten, gegen den modernen materialistischen Kulturgeist zu verteidigen. *Ist die Familie gerettet, dann ist alles gerettet; ist die Familie verloren, dann ist alles verloren.*⁶ So behauptete Forschner mehrmals auf der Kanzel.

In seinen Predigten versäumte der Pfarrer von St. Quintin nicht, indirekt aber unmissverständlich auf die Anhänger der Sozialdemokratie und auf die sozialistische Weltanschauung anzuspielen und damit seine Angriffe gegen die „Roten“ zu führen. In einer 1909 im ersten Zyklus der „Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres“ enthaltenen Predigt griff er z.B. auf die Worte des Matthäus-Evangeliums (7,15) zurück und stürzte sich auf die modernen „falschen Propheten“, welche der Kirche und dem Christentum den Kampf angesagt hatten und den Materialismus verbreiteten. Genau dieselbe Formulierung hatte der Zentrumsführer Ludwig Windthorst 1879 beim Katholikentag zu Aachen benutzt, um sich auf die militanten Mitglieder der Sozialdemokratie zu beziehen. Außerdem lautete der Titel einer anderen Predigt Forschners „Religion ist nicht Privatsache, sondern Hauptsache“⁷: Das war ohne Zweifel eine Anspielung auf den 6. Punkt des sozialdemokratischen Programmes von Erfurt – „Erklärung der Religion zur Privatsache“ –, den Forschner, wie die deutschen Katholiken im Allgemeinen, als den heuchlerischen Deckmantel der sozialistischen Religionslosigkeit betrachtete. Trotz dieses antisozialistischen Engagements des Prä-

5 Forschner, Vorträge für Vereins- und Familienabende II, S. 112.

6 Forschner, Fest- und Gelegenheitspredigten, S. 97–98.

7 Forschner, Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres II, S. 418.

laten durch die ordentlichen Mittel der Seelsorge sind jedoch die Hauptmomente seines Kampfes gegen die SPD in der Tätigkeit als Diözesanpräses und als Befürworter der katholischen Arbeiterorganisation in der Stadt Mainz und im ganzen Bistum festzustellen.

Der Diözesanpräses des Verbandes der Männer- und Arbeitervereine im Kampf gegen die Sozialdemokratie

*Organisation! heißt das Lösungswort. Unsere katholischen Vereine müssen die Sammelpunkte und die Organisationsinstitute für die katholischen Männer und Arbeiter sein. Hinein darum in die katholischen Vereine. Ihr Handwerker außerdem in die Innungen, ihr Arbeiter außerdem in die Gewerkschaften. Dann, aber auch nur dann werden wir siegreich den Sturm abschlagen.*⁸ Aus diesen Worten ergibt sich deutlich die Bedeutung, welche der Prälat dem Organisationsgedanken zuschrieb, sowie den Zweck, dem laut ihm die Organisation der katholischen Kräfte (und besonders der männlichen Arbeiter) dienen sollte: Das Abwenden des sozialdemokratischen „Sturmes“. Anfangspunkt für den Einsatz Forschners als sozialer Agitator unter den Arbeitern war die Gründung eines Arbeiter- und Männervereins in Mainz, die er 1885 mit Hilfe von Christoph Moufang, damals Administrator des Bistums während der vom Kulturkampf verursachten Sedisvakanz, durchführte. Mit diesem Mainzer Verein schlossen sich kurz darauf diejenigen von Budenheim, Hechtsheim und Weisenau zusammen, so dass 1888 schon 1.230 Arbeiter unter katholischer Fahne organisiert waren. Angesichts dessen ist es zu vermuten, dass Forschners Teilnahme am Bochumer Katholikentag 1889 – wo er eine Rede mit dem Titel „Die Arbeit im Lichte des Christentums“ hielt – sowie an der ersten Vorbereitungsversammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland, die Anfang 1890 im Mainzer bischöflichen Palais stattfand, gerade mit seiner Rolle als Urheber und Führer der katholischen Arbeiterbewegung der Stadt Mainz erklärt werden muss. Aus dem obengenannten Kern einer Arbeiterorganisation entstand 1891 der Verband der Männer- und Arbeitervereine des Bistums Mainz, dessen Präses fünf Jahre später in der Person des Pfarrers von St. Quintin von Bischof Haffner ausersehen wurde: Unter seiner Leitung sollte die Gründung neuer Vereine in der Diözese anhaltend vorangehen.

Prälat Forschner war der Ansicht, dass nur die Verteidigung und Verbreitung des katholischen Glaubens, das Zurückkehren der Gesellschaft zu festen und echten christlichen Grundsätzen dem sozialistischen Umsturz einen Damm entgegensetzen und als ein Impfstoff gegen die Propaganda der SPD wirken konnten: Im Grunde genommen war die christliche Weltanschauung als die Antithese des sozialistischen

8 Forschner, Vorträge für Vereins- und Familienabende II, S. 96.

Materialismus zu betrachten. Die Männer- und Arbeitervereine sowie die anderen katholischen Standesvereine sollten deshalb den noch frommen Arbeitern einen Schild gegenüber der sozialdemokratischen Verführung bieten und gleichzeitig eine Gelegenheit zur Festigung ihrer religiösen Bildung und zur Entwicklung einer *sociabilité* innerhalb der sicheren Grenzen des katholischen *Milieu* darstellen: Den Vorrang sollte der geistigen und religiös-sittlichen Lage der Mitglieder gegeben werden. Wenn die Organisation der katholischen Arbeiter zunächst als ein Schutzmittel vor der sozialistischen Rekrutierung zu betrachten war, konnte sie aber zugleich auch eine konkrete Waffe gegen die SPD sein.

In einer Broschüre des Jahres 1907 ermahnte Forschner: *Katholische Männer! Vereinigt Euch zum Kampf gegen die Umsturzbestrebungen.*⁹ Dem Prälaten zufolge war es hauptsächlich Aufgabe der einzelnen Männer- und Arbeitervereine im Bistum Mainz und noch mehr des von ihm selbst geleiteten Diözesanverbandes, *diese Männer zu sammeln und zu organisieren, damit sie als eine starke und unüberwindliche Phalanx den verderblichen ungläubigen und materialistischen Strömungen der Zeit sich entgegenstellen*¹⁰. Im Jahr 1904 zählte der Verband der Männer- und Arbeitervereine 65 Ortsvereine mit 10.801 Mitgliedern (u.a. in Alzey, Bingen, Dieburg, Offenbach, Seligenstadt, Kastel und sogar in Wimpfen). Nur neun Jahre später war die Anzahl der Mitglieder auf ca. 15.000, die der Vereine auf 99 gestiegen: Es handelt sich um ein beträchtliches Wachstum, das primär der Organisationsfähigkeit Forschners und seiner Arbeit in Mainz und gelegentlich auch in anderen Orten des Bistums zugeschrieben werden muss.

Zusammen mit der Leitung des Diözesanverbandes beschäftigte sich der Pfarrer von St. Quintin mit der Führung des Mainzer Arbeitervereins, dessen Verdienste im Kampf gegen den Sozialismus 1907 von Bischof Georg Heinrich Kirstein anerkannt wurden: *Es gibt seit einigen Jahren einen Männer- und Arbeiterverein in der Stadt, der von Tag zu Tag wächst und viel nutzt, Glauben und Frömmigkeit in den Familien zu stärken und den sozialistischen Irrtum zu kämpfen.*¹¹ Das Leben des Mainzer Männer- und Arbeitervereins hatte seine Hauptmomente in regelmäßigen Treffen (Vereinsabende, offizielle Versammlungen, Familienabende), die Anlass dafür waren, apologetische Vorträge zu halten, die religiöse Bildung der Arbeiter zu pflegen und ihr christliches Standesbewusstsein als Gegenteil des sozialistischen Klassenhasses zu stärken. Außerdem beteiligten sich die Mitglieder oft an Vereinsgottesdiensten sowie an gemeinsamen Eucharistiefeiern, die Forschner als das beste Einheitsband innerhalb des Vereins selbst erachtete. Die zahlreichen sozialen Schriften des Prälaten zeigen

9 Ebd., S. 88.

10 Ebd., S. 87.

11 Kirstein, *relatio ad limina* (1907); ASV. Originaler Text auf Lateinisch: „Exstat in urbe per aliquot annos unio virorum et operariorum catholicorum, quae in dies crescit multumque prodest ad corroborandam in familiis fidem et pietatem necnon ad propulsandos errores socialisticos“.

deutlich, dass seine Arbeit als Präses vor allem eine minutiöse Bildungsarbeit war: Im Verein sollten sich die Mitglieder u.a. mit den Grundsätzen der katholischen Sozialpolitik sowie mit der christlichen Auffassung der Arbeit und der sozialen Frage bekannt machen. Natürlich hielt Forschner diese Schulung für eine Art „Immunisierung“ der Arbeiter gegen die sozialdemokratische Propaganda. Seine Bildungsarbeit fand auch außerhalb des Vereinshauses statt: Seit 1909 hielt der Prälat Arbeiter-Exerzitien im Erziehungshaus in Drais, für dessen Erbauung er sich persönlich eingesetzt hatte. Alles in allem betrachtete sich Forschner nicht nur als ein Arbeiterpräses, sondern auch als ein Arbeiterfreund, der sich um die materielle Lage und vor allem um das ewige Heil der katholischen Arbeiterschaft kümmerte.

Carl Forschner und der Gewerkschaftsstreit

Im Jahr 1907 förderte Forschner die Errichtung eines katholischen Arbeitersekretariats in Mainz, des zweiten in der Diözese nach dem in Offenbach. Eine solche Unternehmung wurde von ihm mit folgenden Worten begründet: *Gegenüber der rührigen Agitation der Sozialdemokraten, die über eine ganze Zahl von freigestellten Arbeitern verfügte, war es notwendig geworden, dass auch wir in dieser Richtung einen Schritt vorwärts machten.*¹² Der Prälat übernahm das Amt des Vorsitzenden des Arbeitersekretariats, während zum Sekretär Wilhelm Knoll ernannt wurde, der seit 1903 Vorsitzender des christlichen Gewerkschaftskartells zu Mainz war. Mit dieser Unternehmung wollte Forschner den Arbeitern eine zusätzliche Hilfe anbieten, um sie von der sozialdemokratischen Rekrutierung fernzuhalten: Zugleich aber hatte das Arbeitersekretariat vor, in einer ersten Zeit die Grundsätze der christlichen Gewerkschaftsbewegung unter den Mainzer Arbeitern zu verbreiten, und zwar in der Epoche des sogenannten Gewerkschaftsstreits, der zwischen 1900 und dem Kriegsausbruch den deutschen Katholizismus von innen spaltete.

Bekanntlich lagen die Auseinandersetzungen zwischen zwei Organisationsrichtungen dem Gewerkschaftsstreit zugrunde: die in erster Linie vom Volksverein und der „Kölnischen Volkszeitung“ vertretene „Köln-Gladbacher Richtung“, welche die Gründung von Gewerkschaften befürwortete, die sowohl Katholiken als auch Evangelische aufnahmen, und die dagegen streng konfessionelle „Trier-Berliner Richtung“, die die Errichtung von Fachabteilungen mit gewerkschaftlichen Aufgaben innerhalb der katholischen Arbeitervereine förderte und besonders vom Breslauer Kardinal Georg von Kopp und vom Trierer Bischof Michael Felix Korum unterstützt wurde. Beide Richtungen – das ist zu bemerken – stellten sich als die beste Option gegen die „freien“ Gewerkschaften vor, welche von den deutschen Katholiken als Rekru-

¹² Forschner, Der Arbeiterpräses, S. 85.

tenschulen der SPD betrachtet wurden. Die Anhänger der interkonfessionellen Gewerkschaften wollten den Arbeitern eine wirksame Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen gewährleisten und gleichzeitig die Sozialdemokratie mit allen vorhandenen Kräften bekämpfen, indem sie die Tür auch den protestantischen Arbeitern auf der Grundlage gemeinsamer christlicher Grundsätze öffneten. Im Gegensatz dazu hielten die „Berliner“ die Zusammenarbeit mit den Evangelischen für eine ernste Gefahr für Glauben und Sitte der katholischen Arbeiter und erblickten in der Natur der christlichen Gewerkschaften, die sich nur mit wirtschaftlichen Fragen beschäftigten, eine gefährliche Konnivenz mit dem sozialistischen Materialismus. Gegenüber dieser im Schoß des deutschen Katholizismus vom Gewerkschaftsstreit geschaffenen Spaltung entschied sich 1912 der Heilige Stuhl, ein autoritatives Wort mit der Enzyklika „Singulari quadam“ auszusprechen: Papst Pius X. segnete zwar die Berliner Fachabteilungen als Ausdruck der katholischen Orthodoxie ab, zugleich aber stellte er fest, dass die christlichen Gewerkschaften geduldet werden dürften, unter der Bedingung, dass ihre Mitglieder ausnahmslos auch den konfessionellen Arbeitervereinen beitreten.

Das Interesse des Prälaten Forschner für das gewerkschaftliche Gebiet entstand in den 90er-Jahren des 19. Jahrhunderts: Dafür ist seine Teilnahme 1897 am internationalen Arbeiterkongress in Zürich und vor allem am ersten Kongress der christlichen Gewerkschaften (1899) ein deutlicher Beweis. Diese letzte Tagung fand in Mainz statt, und daran beteiligte sich der Pfarrer von St. Quintin als Redner: Er befürwortete die christliche Gewerkschaftsbewegung von Anfang an, indem er in den interkonfessionellen Gewerkschaften den besten Rettungsweg vor der sozialistischen Gefahr erblickte, einer Gefahr, welche der Geistliche für größer als jene erachtete, die eventuell von einer Zusammenarbeit zwischen Katholiken und Protestanten hätte herrühren können.

Forschner nahm selbst den Verband der Männer- und Arbeitervereine in Anspruch, um die christliche Gewerkschaftsbewegung im Bistum Mainz zu fördern. Im April 1906 nahm der Delegiertentag des Verbandes eine Resolution an, laut der *auf's wärmste und wiederholt die Gründung von Zahlstellen der christlichen Gewerkschaften*¹³ im Diözesangebiet empfohlen wurde. Dann beschloss er ein Jahr später, dem von August Pieper geleiteten Verband der katholischen Arbeitervereine Westdeutschlands bzw. dem Verband, welcher zusammen mit dem Volksverein die Sache der interkonfessionellen Gewerkschaften am entschiedensten verfocht, beizutreten. Die Stellungnahme Forschners im Rahmen des Gewerkschaftsstreits war also klar und deutlich.

Die Betrachtungen des „roten“ Prälaten über diese Frage sind in der 1907 erschienenen Broschüre „Der Gewerkschaftsgedanke“ zu finden: Hier klagte Forschner über die Zersplitterung der deutschen Arbeiterbewegung, für welche er die Sozialdemokratie verantwortlich machte, da ihre Religionsfeindlichkeit ein unüberwindliches Hindernis für den Beitritt der christlichen Arbeiter zu den „freien“ Gewerkschaften

13 Mainzer Journal vom 30. April 1906 („Delegiertentag der katholischen Männervereine Hessens“).

gewesen wäre. Der Pfarrer von St. Quintin versuchte auch auf die verbreitete Beschuldigung zu erwidern, die christliche Gewerkschaftsbewegung hätte sich immer mehr der Position der SPD genähert: Laut ihm hingegen ginge die Entwicklung dieser Bewegung gar nicht nach links voran, und übrigens bestände eine unüberbrückbare Kluft zwischen der christlichen und der sozialdemokratischen Weltanschauung. Überdies zeigte sich Forscher davon überzeugt, dass die organisierten Arbeiter eine Garantie ihres moralischen und religiösen Wohles in den konfessionellen Arbeitervereinen finden können, die sich gegenseitig mit den christlichen Gewerkschaften zuarbeiten sollten. Im Grunde genommen antizipierte der Prälat die Stellungnahme der Enzyklika „Singulari quadam“ in Bezug auf die Verhältnisse zwischen Arbeitervereinen und Gewerkschaften.

Was die Divergenzen mit der Trier-Berliner Richtung betraf, beachtete sie Forscher mit großer Sorge. Er befürchtete nämlich, dass der Gewerkschaftsstreit die Stoßkraft der katholischen Arbeiterbewegung gegenüber der sozialistischen Organisation vermindere und dass sich die Sozialdemokratie am Ende als der lachende Dritte durchsetze. Die Situation im Bistum Mainz schürte diese Furcht: Als „Der Gewerkschaftsgedanke“ erschien, waren schon einige katholische Fachabteilungen in der Diözese verbreitet, meistens in den Orten an der Grenze zum Bistum Trier (Gau-Weinheim, Gau-Bickelheim, Planig, Sprendlingen, Wöllstein). Der Architekt dieses Eindringens der streng konfessionellen Richtung war Domkapitular Ludwig Bendix (1857–1923), gleichsam der Hauptgegner des Pfarrers von St. Quintin im Rahmen des Mainzer Gewerkschaftsstreits. Mit der konkreten Reaktion darauf zögerte Forscher überhaupt nicht: Von ihm inspiriert, nahm die Versammlung der christlichen Gewerkschaften der Stadt Mainz im Mai 1911 eine Resolution an, in der die Trier-Berliner Richtung öffentlich verurteilt wurde. Diese Resolution behauptete u.a.: *Besonders schädlich würde diese Bewegung [bzw. die Fachabteilungenbewegung] für Mitteldeutschland wirken, wo die Sozialdemokratie bereits den weitaus großen Teil der Arbeiter an sich gezogen hat.*¹⁴

Eine solche Erwägung war überaus begründet: Der christlichen Gewerkschaftsbewegung fiel es gerade schwer, im Bistum Mainz festen Fuß zu fassen. Nach offiziellen Angaben des Jahres 1907 waren damals in der Diözese ca. 4.000 Arbeiter in den christlichen Gewerkschaften organisiert, während die Mitgliederzahl der sozialdemokratischen Gewerkschaften 48.000 betrug: Eine riesige Disproportion, die die Befürchtung Forschners rechtfertigt, dass die SPD Nutzen aus dem Gewerkschaftsstreit hatte ziehen können.

In den gespannten Verhältnissen des Gewerkschaftsstreits fand im August 1911 die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands eben in Mainz statt, welche Bischof Ketteler anlässlich der Hundertjahrfeier seines Geburtstags gewidmet

14 Kölnische Volkszeitung vom 18. Mai 1911 („Eine Kundgebung für die christlichen Gewerkschaften, Mainz“).

wurde. Forschner wurde zum Vorsitzenden der Pressekommission ernannt und nahm an jeder Sitzung dieser Veranstaltung teil, welche einen Erfolg sowohl für die Köln-Gladbacher Richtung auf nationaler Ebene als auch für die jahrelange Tätigkeit des Prälaten als Befürworter der interkonfessionellen Gewerkschaften in seinem Bistum bedeutete.

Der Mainzer Katholikentag gab übrigens Anlass zur Gründung des Kartellverbandes katholischer Arbeitervereine West-, Süd- und Ostdeutschlands bzw. zur Vereinigung aller auf die Köln-Gladbacher Richtung ausgerichteten katholischen Organisationen. Die Leiter der einzelnen Regionalverbände brachten damals Ketteler ihre Huldigung dar, indem sie einen Kranz auf dem Grab des „Arbeiterbischofs“ im St. Martinus-Dom niederlegten mit der folgenden Widmung: *Das, was du gelehrt und gemacht hast, wird immer unser Wegweiser sein.* Für Forschner war dieses Geschehen zweifach bedeutsam: Auf der einen Seite verstärkte sich die Front der christlichen Gewerkschaftsbewegung in Deutschland, auf der anderen betonte man eine Kontinuität zwischen ihren Grundsätzen und der Lehre von Bischof Ketteler, dem Inspirator aller sozialen Tätigkeit des Pfarrers von St. Quentin.

Ausblick

Carl Forschner war ein völlig in die Ereignisse seiner Epoche einbezogener Mann: In den Jahrzehnten der katholischen Mobilisierung nach dem Kulturkampf spielte er eine entscheidende Rolle in der Entwicklung eines katholischen Vereinswesens bzw. in der Entstehung einer katholischen Arbeiterorganisation im Bistum Mainz, primär kraft seines Amtes als Diözesanpräses des Verbandes der Männer- und Arbeitervereine. In ihm fielen die Figuren des Seelsorgers und des Agitators zusammen: Er stellte ein leuchtendes Beispiel eines sozialen Pfarrers dar, welcher in seinem Priesteramt eine ständige Aufmerksamkeit für die Entwicklung des modernen Lebens und für die damit verbundenen neuen Mittel, die in der täglichen Seelsorge benutzt werden konnten, zeigte.

Man hat bemerkt, dass Forschner das katholische Vereinswesen vor allem als eine mächtige Waffe gegen die vom Sozialismus verkörperte Gefahr des Unglaubens auffasste: Arbeitervereine, christliche Gewerkschaften und das gesamte Netz der katholischen Organisationen sollten die Mauer des katholischen Milieus vor dem bedrohlichen sozialdemokratischen Umsturz schützen und die Arbeiter vor dem religiösen und sittlichen Verderben bewahren. In seinem Kampf gegen die Sozialdemokratie zeigte deshalb der „rote Prälat“ Flexibilität und Vielseitigkeit in der Auswahl der konkreten Kampfmittel, nicht aber in den Grundsätzen, welche seiner seelsorgerischen und sozialen Tätigkeit zugrunde lagen: Forschner war immer

zuerst Priester und davon überzeugt, dass letztendlich nur eine Wiederbelebung des christlichen Glaubens das sozialistische Gespenst würde wirklich ausrotten können. Religion war nicht Privatsache, sondern Hauptsache.

Lebensdaten

18.01.1853	geb. in Dienheim
1872	Abitur am Mainzer Gymnasium
1872–1876	Alumnus des bischöflichen Seminars
13.08.1876	Priesterweihe in Mainz (Bischof Ketteler)
1885	Gründung des Männer- und Arbeitervereins der Stadt Mainz
03.11.1887	Pfarrrektor / 06.12.1888 Pfarrkurat Mainz, St. Bilhildis
01.01.1894	Pfarrkurat Mainz, St. Josef
17.09.1896	Präses des Verbandes der Männer- und Arbeitervereine des Bistums Mainz
28.10.1896	Titel Pfarrer
1896	Diözesan-Referent für die Werke der christlichen Caritas
04.04.1898	Pfarrer Mainz, St. Quintin
30.06.1904	2. Definitor des Dekanats Mainz-Stadt
02.05.1908	Päpstlicher Hausprälat
01.01.1912	Dekan des Dekanats Mainz-Stadt
08.01.1918	gest. und beigesetzt Mainz, Hauptfriedhof

Quellen

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):
 Pfarrakten St. Quintin, 1 (Visitation 1905, 1908, 1912); Generalia A XVII: Arbeiter-Ver-
 ein; Generalia A XIX und XX: Arbeiter-Sekretariat

Archivio Segreto Vaticano (ASV) Rom:
 Archiv der apostolischen Nuntiatur in München, 259, 4 (Briefe des Mainzer Domkapi-
 tulars Ludwig Bendix an den Nuntius Frühwirth); Congregazione del Concilio, Relationes
 Dioecesium, 479 (Angabe über den Männer- und Arbeiterverein der Stadt Mainz, 1907).

Schriften

- Geschichte der Pfarrei und Pfarrkirche Sankt Quintin in Mainz. Mainz: Falk, 1905.
- Johann Falk III: ein Lebensbild. Mainz: Falk, 1905.
- Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Mainz: Kirchheim, 1906.
- Vorträge für Vereins- und Familienabende (Erster Zyklus). Mainz: Kirchheim, 1906.
- Der christliche Gewerkschaftsgedanke (Briefe an einen Arbeiterfreund). Mainz: Kirchheim, 1907.
- Domdekan Dr. Johann Michael Raich. Mainz: Kirchheim, 1907.
- Vorträge für Vereins- und Familienabende (Zweiter Zyklus). Mainz: Kirchheim, 1907.
- Kanzelvorträge über den Modernismus. Mainz: Kirchheim, 1908.
- Der Arbeiterpräses (Briefe an einen jungen Geistlichen). Mainz: Kirchheim, 1909.
- Fest- und Gelegenheitspredigten. Mainz: Kirchheim, 1909.
- Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres. Mainz: Kirchheim, 1909.
- Vorträge für Vereins- und Familienabende (Dritter Zyklus). Mainz: Kirchheim, 1909.
- Die christliche Familie. Briefe für junge Eheleute und solche, die es werden wollen. Mainz: Kirchheim, 1910.
- Geistlicher Rat Philipp Laist, Pfarrer zu Hechtsheim und Dekan des Landkapitels Mainz: Ein Lebensbild. Mainz: Falk, 1910.
- Vorträge für Vereins- und Familienabende (Vierter Zyklus). Mainz: Kirchheim, 1910.
- Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler Bischof von Mainz. Zu seinem 100jährigen Geburtstage. Mainz: Kirchheim, 1911.
- Fürsorge für die verwahrloste Jugend. Mainz: Kirchheim, 1912.
- Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres (Zweiter Jahrgang). Mainz: Kirchheim, 1912.
- Vorträge für Gesellen- und Jünglingsvereine. Mainz: Kirchheim, 1912.
- Das Gasthaus zur „Alten Krone“: Eine Pfälzer Dorfgeschichte. Mainz: Kirchheim, 1913.
- Der Klosterpächter: Eine Pfälzer Dorfgeschichte. Mainz: Kirchheim, 1913.
- Fronsonntagskinder: Eine Pfälzer Dorfgeschichte. Mainz: Kirchheim, 1914.
- Predigten für die Sonntage des Kirchenjahres (Dritter Jahrgang). Mainz: Kirchheim, 1914.
- Heinrich Erker: Dompfarrer zu Mainz gestorben am 22. Juli 1916. Gedenkblätter seinen Pfarrkindern, Freunden und Verehrern gewidmet. Mainz: Falk, 1916.
- Die Erbschaft: Eine Pfälzer Dorfgeschichte. Mainz: Kirchheim, 1917.
- Zahlreiche Artikel in der Diözesanzeitung „Mainzer Journal“.

Literatur

Bericht über die Verhandlungen der 58. General-Versammlung der Katholiken Deutschlands in Mainz vom 6. bis 10. August 1911, hg. vom Lokalkomitee. Mainz 1911.

Zum Gedächtnis des hochwürdigsten Herrn Prälaten Karl Forschner, Pfarrers von St. Quintin in Mainz, Dekans des Stadtkapitels in Mainz und Diözesanpräses des kath. Männer- und Arbeiter-Vereines am 8. Januar 1918 zu Mainz. Gedenkblätter seinen Pfarrkindern, zahlreichen Freunden und Verehrern gewidmet von Franz Koeppen, Schriftleiter des Mainzer Journals. Mainz 1918.

Hermann-Josef Braun, Das Bistum von 1886 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Friedhelm Jürgensmeier (Hg.), Handbuch der Mainzer Kirchengeschichte, Bd. 3. Würzburg 2002, S. 1142–1260.

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), Necrologium Moguntinum 1802/03–2009. Mainz 2009.

Ephrem Filthaut, Deutsche Katholikentage 1848–1958 und soziale Frage. Essen 1960.

Horstwalter Heitzer, Der Volksverein für das katholische Deutschland im Kaiserreich 1890–1918. Mainz 1979.

Michael Hirschfeld, Die Bischofswahlen im Deutschen Reich 1887 bis 1914. Ein Konfliktfeld zwischen Staat und katholischer Kirche vom Ende des Kulturkampfes bis zum Ersten Weltkrieg. Münster 2012.

Emil Ritter, Die katholisch-soziale Bewegung Deutschlands im 19. Jahrhundert und der Volksverein. Köln 1954.

Tine Van Osselaer und Patrick Pasture (Hg.), Christian Homes. Religion, Family and Domesticity in the 19th and 20th Centuries. Leuven 2014.

Michael Schneider, Die christlichen Gewerkschaften 1894–1933. Bonn 1982.

Wilhelm Kastell (1879–1958)

Generalvikar und Domdekan

Michael Kläger

Die katholische Kirche hatte nach ihrer Selbstbehauptung im Kulturkampf (1871–78) in der Auseinandersetzung mit dem liberalen Zeitgeist, mit nationalkonservativer Politik und parallel zum Aufstieg des Sozialismus am Ende des 19. Jahrhunderts ein neues Selbstverständnis entwickelt, zu dem wesentlich auch Verlauf und Ergebnisse des I. Vatikanischen Konzils beitrugen. Allerdings wurden dort 1870 auch die Grundlagen für neue Auseinandersetzungen innerhalb des Katholizismus gelegt: Ein Richtungskampf zwischen Vertretern einer Hinwendung zu den Problemen und Anschauungen der modernen Gesellschaft und den Bewahrern einer im Grunde unpolitischen Religiosität sollte beginnen. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus brachte zwei Generationen später neue Herausforderungen. In dieser Zeit der Diktatur entstand eine neue Ausbildung kirchenfeindlicher Politik. Zu den verheerenden Folgen des Zweiten Weltkriegs schließlich gehörte die Vertreibung von Menschen aus ihrer angestammten Heimat, was sich auch auf die konfessionellen Kräfteverhältnisse im mehrheitlich protestantischen Hessen bzw. im Bistum Mainz auswirkte.

Diese in wenigen Worten umrissenen Ereignisse und Strukturen bilden den historischen Hintergrund des Lebens des 18. Pfarrers von St. Ludwig in Darmstadt und späteren Generalvikars im Bistum Mainz. In Wilhelm Kastells Lebenszeit fielen beide Weltkriege, in der Zeit des Nationalsozialismus leitete er eine wichtige Pfarrei in der Diaspora. In der Nachkriegszeit mit ihren Umbrüchen und Entbehrungen lag die Bistumsverwaltung in der Zeit des profilierten Bischofs Albert Stohr für die neun Jahre von 1945–56 in Kastells Händen.¹

Wilhelm Kastell hat wenig Texte verfasst, die seine Theologie und sein Amtsverständnis als Geistlicher widerspiegeln oder Briefe und Aufzeichnungen hinterlassen, die Auskunft geben über Kontakte zu seinen Geschwistern und Verwandten. Auch die „amtlichen“ Quellen, wie die Protokolle des Domkapitels, das Bistumsblatt „Glaube und Leben“, die Akten zu den relevanten Ereignissen zur Bistumsgeschichte in der Zeit von 1945–56 liefern nur wenig Aussagekräftiges. Also müssen aus anderen

1 Die Quellen, die Auskunft über Herkunft, Eltern und Geschwister von Wilhelm Kastell geben, befinden sich in Privatbesitz der Erben von Agnes Forestier, geb. Kastell (1885–1971).

Quellen Rückschlüsse gezogen werden auf das Wesen von Wilhelm Kastell und seine Handlungen als Pfarrer und Generalvikar.

Familie – Herkunft

Wilhelm Kastell war das erste Kind des Lehrers Peter Kastell und seiner Frau Eva Katharina, geb. Kipp. Der Vater stammte aus Bingen-Büdesheim und war seit 1873 in Worms ansässig, die Ehe wurde am 17. Juli 1877 geschlossen. Die Eltern von Eva Katharina kamen aus Ockstadt/Oberhessen. Das Ehepaar bewohnte das den Eltern der Frau gehörige Haus Obermarkt 5 in Worms, dessen Westseite direkte Sicht auf das Lutherdenkmal hat. Kurz nach der Geburt des zweiten Kindes, Magdalena (1882–1910), starb die Mutter am 19. September 1882 an einer Herzkrankheit. Magdalena starb mit 28 Jahren 1910 an der gleichen Todesursache. Der Vater heiratete in zweiter Ehe 1884 Anna Maria geb. Schramm aus Gernsheim und hatte mit ihr vier weitere Kinder: die Zwillinge Anna und Agnes (1885), Katharina (1886) und Aloys (1891).

Peter Kastell verlor auch die zweite Frau nach nur 15 Jahren 1899 an Rippenfell- und Lungenentzündung. Er selbst starb nach 37 Dienstjahren 1911 in Worms als Oberlehrer der städtischen Volksschule infolge von vier Schlaganfällen. Seine Tochter Anna Kastell verstarb 1917 als Schwester Engelbertha des Instituts St. Mariae in Mainz im Alter von 32 Jahren.

Wilhelm Kastell hatte also mit drei Jahren seine Mutter, mit 20 seine Stiefmutter, mit 30 seine älteste Schwester und 32 Jahren schließlich auch seinen Vater verloren. Nach dem Tod des Vaters erbte Wilhelm gemeinsam mit seinen Geschwistern das Haus Obermarkt 5 in Worms. Aus dem Erbteil, der Wilhelm Kastell zustand, wurden folgende Ausgaben für seine Ausbildung angerechnet:

2000 Mark für sein Studium,
250 Mark für die Anschaffung von Büchern,
800 Mark für die Begleichung von Rechnungen,
500 Mark für eine Romreise,
730 Mark für die Anschaffung von Möbeln,
500 Mark für die Primizfeier
Summe 4780 Mark.

Die Ausgaben für das Studium, für die Anschaffung von Büchern und Möbeln fallen weniger auf als die Kosten für eine Romreise oder die Primizfeier; diese erscheinen ziemlich hoch.



Wilhelm Kastell

Wilhelms Schwester Agnes war das einzige Kind von Peter Kastell, das verheiratet war, nämlich seit dem 4. Juni 1908 mit dem Lehrer Michael Forestier (1880–1951). Beide hatten eine 1909 geborene Tochter Katharina (†1994). Aloys Kastell lebte als Apotheker in Fulda, er starb sechs Wochen nach seiner Schwester Agnes am 23. Dezember 1971.

Schulzeit und Studium

Das Großherzogliche Gymnasium Worms besuchte Wilhelm Kastell von Ostern 1889 bis Ostern 1897. Sein Reifezeugnis weist *recht gutes* Betragen und *sehr guten* Fleiß aus. Die Fachnoten bewegen sich zwischen *sehr gut* in Religion, *gut* in Griechisch und Hebräisch, *im ganzen gut* in den Fächern Lateinisch, Geschichte und Geografie, Mathematik und Naturkunde bis *genügend* in Französisch und Turnen. Die Prüfungsnote des Alumnus vom 10. April 1902 ist *sehr gut* (2). Im Approbations-Examen vom 21./22. Juli 1903 sind die Noten in der schriftlichen Prüfung im Fach Dogmatik 1–2, in den Fächern Moral, Kirchengeschichte, Exegese und Kirchenrecht 2. Die schriftliche Gesamtnote ist ebenfalls 2. In der mündlichen Prüfung sind alle genannten Fächer mit 1–2 bewertet, Moraltheologie mit 1.

Im Juni 1905 folgte auf eine viermonatige Krankheit (Darmkatarrh) eine Kur im Schwarzwald. Die Noten der Approbations-Examen der Jahre 1906 und 1910 enthalten in den Prüfungsfächern achtmal die Note 1–2, 15 mal 2 und einmal 2–3 (Kirchenrecht schriftlich 1910).

Kaplan und Pfarrer

Nach dem Studium der Theologie am Priesterseminar in Mainz wurde Wilhelm Kastell dann am 19. April 1902 zum Priester geweiht. Als Kaplan kam er nach zwei Jahren in Mainz-Bretzenheim 1904 nach St. Ludwig in Darmstadt, in die Pfarrei, der er lebenslang verbunden bleiben sollte. Denn nach kurzzeitigen Pfarrvertretungen in Ober-Hilbersheim, Alsheim und Ober-Flörsheim 1911/12 und seiner ersten Pfarrstelle in Mörlenbach 1912–15, kam er zu Beginn des Ersten Weltkriegs bereits 1915 als Pfarrer nach St. Ludwig zurück und blieb dort für die nächsten 30 Jahre. Durch die Pfarrchronik von St. Ludwig in Darmstadt sind die Ereignisse in dieser von den beiden Weltkriegen, von Nationalsozialismus und der fast völligen Zerstörung Darmstadts im September 1944 gekennzeichneten Jahre des Pfarrers Wilhelm Kastell genau nachvollziehbar. Politik und Zeitgeschichte haben seine seelsorgerische und administrative Arbeit immer wieder beeinflusst. So musste der 1917 gerade zum



*Das Elternhaus in Worms,
Obermarkt 5,
am Lutherdenkmal*



*Wilhelm Kastell als Primaner
in der Abiturklasse 1897,
mittlere Reihe, 2. von links*

Dekan des Dekanats Darmstadt ernannte Kastell als Pfarrer die Glocken von St. Ludwig, die Orgelpfeifen und das Kupferdach um das Scheitelfenster der Ludwigskirche zum Einschmelzen abliefern.

Die Revolution von 1918 verlief in Darmstadt – abgesehen von einer kurzen Schießerei – unblutig, aber die Stadt wurde kurzfristig von französischen Truppen besetzt, die auch nach ihrem Abzug das Umland weiter besetzt hielten, was die Seelsorge erschwerte. Zugleich blühte das religiöse Leben in Darmstadt wieder auf. So bildete sich 1920 eine Gruppe Neudeutschland mit dem Vorsitzenden Heinrich von Brentano, späterer Bundesaußenminister der Bundesrepublik (1955–61). 1921 gab es die erste Fronleichnams-Prozession im Freien. Wenig erfolgreich verlief eine Volksmission von Dominikanern im gleichen Jahr, der ersten seit 1888. Die Zahl der Oster-Kommunionen stieg nur langsam. Stolz vermeldet die Pfarrchronik, dass in Kastells Amtszeit 1915–45 dort 16 Neupriester geweiht wurden und sechs weitere,

die aus ihr hervorgegangen waren, wegen der Zeitumstände ihre Primiz außerhalb feiern mussten. Zu dieser Schar von Jungpriestern aus Darmstadt gehörte auch Dr. Adam Gottron, der 1917 geweiht wurde. Pfarrer Franz Landvogt war nach seiner Priesterweihe 1912 von 1914 bis 1920 Kaplan in Darmstadt. Ernst Straßer, der spätere Domkapitular, hatte seine Primiz 1928 in Liebfrauen. Neue Kirchen entstanden 1922 im Westen der Stadt mit der Pfarrkuratie St. Fidelis und 1937 im Süden von Darmstadt mit der Liebfrauenkirche. Bis 1930 hatte diese Pfarrei den Namen St. Martin getragen.

In Folge der Inflation von 1923 musste die Lossen'sche Klinik aufgelöst werden, wo 20 Jahre lang Vinzenz-Schwestern Kranke betreut hatten. Die Anstalt der Barmherzigen Schwestern in der Nieder-Ramstädter Straße musste schließen, konnte aber zum Ende der Zwanzigerjahre ihre karitative Arbeit unter neuer Führung wieder aufnehmen.

Ein besonders unerfreuliches Kapitel war der fehlgeschlagene Versuch, das Kolpinghaus in der Friedrichstraße 30 in ein größeres Haus, das ehemalige Hotel Köhler in der Rheinstraße, zu verlagern. Der Umbau der günstig erworbenen Immobilie verteuerte sich durch unabsehbar viele Reparaturen und Umbauten derart, dass sie schließlich zwangsversteigert werden musste. Dekan Kastell musste daraufhin die Zahlungsunfähigkeit des Gesellenvereins gerichtlich erklären. Erworben wurde das Haus dann von der Brauerei Dischinger, die es an die NSDAP vermietete.

Im April 1925 begründete der katholische Presseverein Darmstadt (Vorsitzender: Dekan Kastell) eine eigene Kirchenzeitung. Sie hieß zunächst „Darmstädter Nachrichten“ und musste auf Druck der Nationalsozialisten umbenannt werden in „Katholisches Kirchenblatt“. Es konnte bis 1937 erscheinen und hatte 1935 allein in Darmstadt 1.800 seiner 2.100 Abonnenten.

1927 feierte das katholische Darmstadt 100 Jahre St. Ludwigskirche; Dekan Kastell konnte an Ostern gleichzeitig sein silbernes Priesterjubiläum begehen. Die hessische Regierung wurde bei den Feierlichkeiten durch Ministerialrat Kirnberger vertreten, die Stadt durch Oberbürgermeister Dr. Glässing. Die Festrede in der Turnhalle am Woogplatz hielt Prof. Dr. Albert Stohr.

Am 23. Januar 1927 wurde Dekan Kastell von Bischof Ludwig Maria Hugo zum Geistlichen Rat ernannt. Mit der Konsekration der neu erbauten Kirche St. Ludwig im Schloss Braunshardt begann im Januar 1929 die Geschichte des dortigen Caritaswerks. Nach den Benediktinerinnen von der Ewigen Anbetung und den Englischen Fräulein übernahm 1936 der Johannesbund in Leutesdorf die Leitung des Hauses.

1933 wurde Dr. Adam Gottron nach Mainz versetzt, er hatte dreizehn Jahre als Kaplan, Religionslehrer und Studienrat an der Liebig's-Oberrealschule in Darmstadt gewirkt. Dort hatte er viel zur Stärkung des Bundes Neudeutschland beigetragen. Im Jahr 1935 gehörten 6.661 Katholiken zur Pfarrei St. Ludwig, in den Filialen 531, diesen etwa 7.200 Katholiken in Darmstadt standen fast sechsmal so viele Nicht-



Das Foto zum Silbernen Priesterjubiläum 1927 zeigt den Jubilar in der Mitte: vor ihm sein Schwager Michael Forestier, rechts daneben Schwester Agnes, ganz rechts in der ersten Reihe Schwester Katharina. In der mittleren Reihe rechts die Nichte Katharina Forestier, Dritter von links in der oberen Reihe ist Bruder Aloys. In der vorderen Reihe links ist das Pfarrfräulein Katharina Meixner zu sehen (1894–1981), sie führte den Haushalt in Darmstadt 30 Jahre und danach von 1945 bis zum Tod der Schwester Katharina 1962 in Mainz in der Pfaffengasse 24.

katholiken (42.445) gegenüber. Am 1. September 1940 konnte Wilhelm Kastell an St. Ludwig in Darmstadt sein 25-jähriges Pfarrjubiläum feiern, 14 Tage zuvor war er zum Ehrendomkapitular ernannt worden.

Kirchenkampf in nationalsozialistischer Zeit

Schon vor Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland gab es im Bistum Mainz Spannungen zwischen der katholischen Kirche und der NS-Partei. Nachdem der Gauleiter Peter Gmeiner am 29. August 1931 nach einer Rede in der Mainzer Stadthalle an einem Herzinfarkt gestorben war, wurde auf Anweisung der Bischöflichen Behörde ein katholisches Begräbnis abgelehnt, aufgrund einer bistumsweit geltenden Regelung für leitende Mitglieder der Nationalsozialisten. Wäre rechtzeitig bekannt geworden, dass der Sterbende nach einem Priester rufen ließ, diese Bitte aber von seinen Parteigenossen nicht erfüllt wurde, wäre er möglicherweise

doch mit kirchlichem Segen bestattet worden. Im gleichen Jahr fanden sich auch Schmierereien am Tor des Pfarrhauses von St. Ludwig in Darmstadt, namentlich unter anderem gegen den bekannten Gegner des NS und Generalpräses der katholischen Jugend Ludwig Wolker. Da gleichzeitig das renovierte und noch leer stehende Bischöfliche Palais in Mainz beschmiert wurde (*Haus der Devisenschieber*), kann eine koordinierte Aktion vermutet werden.

Zahlreiche Geistliche wurden ab 1934 von der Gestapo verhaftet und aus unterschiedlichen Gründen zum Teil für längere Zeit inhaftiert. Unter den Anklagepunkten gegen sie findet sich geistlicher Beistand bei der Hinrichtung eines Lindener Kommunisten ebenso wie die Beteiligung bei der Verbreitung der Enzyklika „Mit brennender Sorge“. Am 2. August 1936 starb Prof. Peter Laufer einen Tag nach seinem Goldenen Priesterjubiläum. Als Religionslehrer am Gymnasium, am Realgymnasium und an der Oberrealschule war er Lehrer der Darmstädter Neupriester seit 1893. Die Nationalsozialisten verboten einen öffentlichen Trauerzug von St. Ludwig zum Alten Friedhof. Trotz Verbots der NS-Führung in Darmstadt konnten die Pfarrkartei und die des Caritas-Büros laufend ergänzt werden, weil ein ungenannter Informant die nötigen Angaben zur Verfügung stellte. 1937 wurde das Darmstädter Kirchenblatt verboten. 1938 mussten die Englischen Fräulein ihre Schule in Darmstadt schließen. Das Gebäude wurde an die Stadt verkauft. 1941 musste auch der Kindergarten schließen.

Zum offenen Konflikt kam es anlässlich des Fronleichnamsfestes 1940: Die NS-Führung hatte das Verbot ausgesprochen, den Tag als Feiertag zu begehen. Dekan Kastell wollte sich aber lieber an die Vorschriften des Bischöflichen Ordinariats halten, die besagten, dass die Katholiken selbst entscheiden, ob sie in den Kriegzeiten den Feiertag begehen wollten oder nicht. 1941 monierten die Nationalsozialisten die Beflaggung der Ludwigskirche, die Hakenkreuzfahne sei am falschen Mast gehisst. Dekan Kastell entgegnete, das wisse er, aber es sei lebensgefährlich, weil nur durch Klettern über den Glockenstuhl möglich, an den dritten Mast zu kommen. 1943 wurde schließlich Kastells Schwester Katharina verhaftet, weil angeblich zwei ausgebombte Lehrerinnen nach einem Luftangriff nicht im Pfarrhaus aufgenommen worden seien. Sie hatten die Frage nach ihren Personalien nicht beantworten wollen und das hatte ein NS-Zellenwart als Augenzeuge miterlebt. Dekan Kastell wurde verwahrt und musste 1000 Reichsmark Sicherheitsleistung für fünf Jahre stellen.

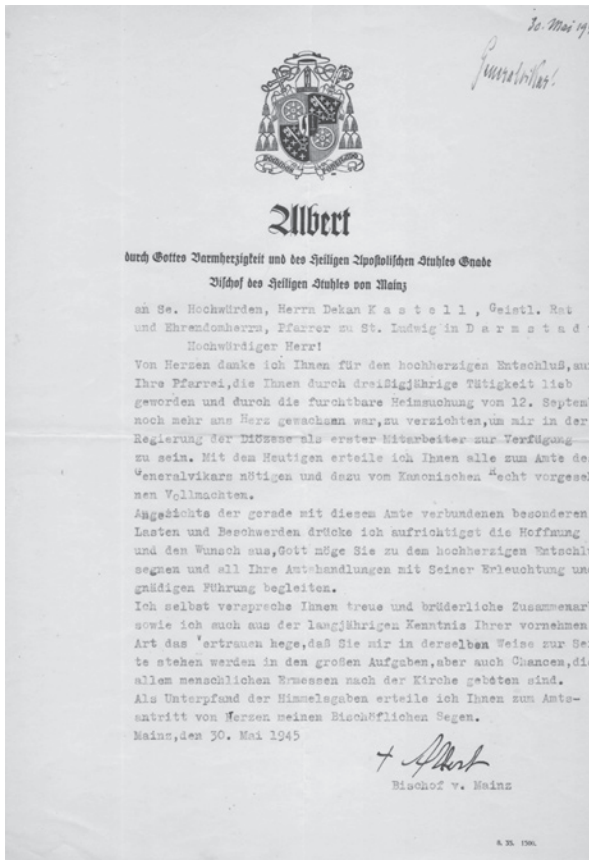
Beim Luftangriff im August 1944 wurde die Ludwigskirche leicht beschädigt, durch die verheerende Bombardierung der Stadt am 11. und 12. September 1944 wurde die Innenstadt Darmstadts weitgehend in Schutt und Asche gelegt. Verkohlte Leichen lagen in den Straßen. Die Kuppel von St. Ludwig stürzte ein. Zu den fünf Häusern, die unzerstört blieben, gehörte auch das Hinterhaus von St. Ludwig, das Hofgebäude des Pfarrhauses. Der Keller des Pfarrhauses wurde zum Ort, in dem Wertsachen, Pfarrbücher, Kelche, die Monstranz und Privateigentum in Sicherheit gebracht wurden. Aber auch das Pfarrhaus brannte völlig nieder. Alle 22 Wohnräume

wurden vernichtet. Auch alles, was im Keller war, ging verloren. Diesen Vorgang hat Kastell sehr eindringlich in der Chronik von St. Ludwig beschrieben: *Ich hatte bei Fliegeralarm immer bei mir meinen Messkelch, mein Stipendienbuch, die sonstigen pfarramtlichen Rechnungsbücher und meinen Rasierapparat. Diese Dinge ließ ich nie aus meiner Hand. In der Brandnacht aber kämpfte ich mit mir, was ich mit diesen Sachen anfangen sollte, wo ringsum alles brannte, die Kirche, das Pfarrhaus, die ganze Nachbarschaft mit Ausnahme des Hofgebäudes des Pfarrhauses. Aber gerade auf dieses Haus setzte ich keine Hoffnung. Ich hatte den Messkelch schon in der Hand, stellte ihn aber energisch wieder hin und sprach zu mir selbst: „Hier bleibt er stehen, hier ist er am sichersten“. So ließ ich alles im Keller des Pfarrhauses zurück und verlor alles auf einmal.* Diesen Verlust machte er wieder gut, als er Anfang der 50er Jahre die verbrannte Monstranz auf eigene Kosten restaurieren bzw. neu anfertigen ließ. Mit der Beschaffung der Edelsteine (Bergkristalle und Aquamarine) wurde die Firma Karl Arnoldi in Idar-Oberstein beauftragt. Kastell beglich den Anschaffungspreis von 1113,50 DM durch die Veräußerung von Diamanten an die Firma Arnoldi. Außerdem war die Mainzer Goldschmiede Weiland an der Rekonstruktion beteiligt. Beim Rechnungsbetrag von 508,– DM wurden Altgold-Reste der verbrannten Monstranz verrechnet.

Generalvikar unter Bischof Stohr

Mit Schreiben vom 30. Mai 1945 ernannte Bischof Albert Stohr Wilhelm Kastell zum neuen Generalvikar und dankte ihm für den *hochherzigen Entschluss*, nach dreißigjähriger Tätigkeit für seine Pfarrei St. Ludwig in Darmstadt nunmehr dem Bischof *in der Regierung der Diözese als erster Mitarbeiter zur Verfügung zu stehen*. Weiter hieß es: *Ich selbst verspreche Ihnen treue und brüderliche Zusammenarbeit sowie ich auch aus der langjährigen Kenntnis Ihrer vornehmen Art das Vertrauen hege, daß Sie mir in derselben Weise zur Seite stehen werden in den großen Aufgaben, aber auch Chancen, die allem menschlichen Ermessen nach der Kirche geboten sind.*

Die Amtszeit des Generalvikars vom Juni 1945 bis 1956 stand im Zeichen der Integration von Heimatvertriebenen und Flüchtlingen, die die Katholikenzahl im Bistum Mainz von 1940–45 um 50% steigen ließ (von 422.204 auf 650.000), den Wiederaufbau zerstörter oder beschädigter Kirchen, den Katholikentag 1948, den Kampf um die Konfessionsschule und die Neuordnung der Volksschule. Wer glaubt, dass der Generalvikar Wilhelm Kastell zwischen 1945 und 1956 öfter in der Öffentlichkeit hervortrat, wird beim Überprüfen der Quellen eines Besseren belehrt. Ob der elf Jahre jüngere Bischof seinen beim Amtsantritt schon 66 Jahren alten Stellvertreter schonen wollte oder ob dieser einfach nur dann in Erscheinung zu treten hatte, wenn der Bischof das so bestimmte, lässt sich nicht eindeutig klären. Tatsache ist, dass bei



Schreiben Bischof Albert Stohr
vom 30. Mai 1945 zum Amts-
antritt Kastells als Generalvikar

den Großereignissen im genannten Zeitraum, wie z.B. dem Katholikentag in Mainz, Generalvikar Kastell im Programm weder als Teilnehmer noch als Gestalter auftaucht.

Zu seinen Jubiläen 1940 (25 Jahre Pfarrer von St. Ludwig) und 1952 (Goldenes Priesterjubiläum) hatte Kastell Gebetszettel drucken lassen, die auf der Vorderseite seinen Wahlspruch „Parare domino plebem perfectam“ (Dem Herrn ein vollkommenes Volk zu bereiten) – nach Lukas 1,17 – als äußeren Kranz um eine Dornenkrone und im Zentrum die Darmstädter Lilie darstellen. Dieses Motiv gibt es auch als Stempel und als „Ex libris“. Beide Gebetszettel sind mit Worten des Hl. Ignatius von Loyola versehen. So ist 1940 zu lesen: *Nimm hin, o, Herr und empfange meine ganze Freiheit, mein Gedächtnis, meinen Verstand und meinen Willen, alles, was ich habe und besitze.* Und 1952 heißt es: *Ewiges Wort, eingeborener Sohn Gottes! Ich bitte Dich: Lehre mich die wahre Großmut. Lehre mich Dir zu dienen, wie Du es verdienst: Zu geben, ohne zu zählen, zu kämpfen, unbekümmert der Verwundungen, zu arbeiten, ohne Ruhe zu suchen, mich aufzuopfern, ohne einen Lohn zu erwarten als das Bewußtsein, Deinen*



*Romreise 1950,
rechts Wilhelm Kastell, in der Mitte
Domkapitular Mathias Kallfelz*



*Wilhelm Kastell (links) mit Bischof Albert
Stohr (Mitte); hinten Mitte Domzeremo-
niar Hermann Berg, rechts Domkapitular
Jakob Schmidt*

*Goldenes Priesterjubiläum 1952 mit
Bischof Stohr und anderen Geistlichen;
in der Mitte Wilhelm Kastell*



heiligen Willen erfüllt zu haben. Sowohl der Vers aus dem Lukas-Evangelium als auch die beiden Ignatius-Zitate formulieren einen sehr hohen Anspruch: Bedingungsloses Dasein und Wirken im Dienst Gottes.

Da Kastell in der Öffentlichkeit wenig präsent war, blieben die von ihm ausgestellten kirchlichen Druckerlaubnisse und die Fronleichnam-Prozessionen Ausnahmen. Allerdings hat Bischof Stohr bei der am weitesten verbreiteten Publikation zwischen 1945 und 1956 das „Imprimatur“ selbst erteilt: diejenige für das Gedenkbuch zum Zentenar-Katholikentag 1948.

Im November 1951 vertrat der Generalvikar bei der Herbsttagung des Verbandes Katholischer Erzieher Bischof Stohr. Dieses Nichterscheinen des Bischofs vor 500 katholischen Lehrern steht im Kontrast zu seinem strikten Einsatz für die katholische Bekenntnisschule in den Jahren 1952–54. Sowohl bei Domkapitular Mathias Kallfelz als auch bei Generalvikar Wilhelm Kastell scheint es Vorbehalte gegen einen „Schulkampf“ gegeben zu haben. Im Fastenhirtenwort (Februar 1952) warb Bischof Stohr für die Konfessionsschule und sprach sich gegen die Simultanschule aus, ebenso in Flugblättern. Der Generalvikar verhielt sich dem Bischof gegenüber loyal und unterstützte dessen Weisungsrecht (März 1952 in Briefen an Pfarrer). Im Flugblatt (Juni/Juli 1952) „Katholische Eltern! Was ihr wissen und bedenken müsst“ appellierte der Generalvikar an die Vernunft der Eltern – er pochte nicht auf kirchliche Weisungsbefugnis.

Dass Kastell aus seiner Zeit in der Darmstädter Diaspora eine weniger kämpferische Haltung wahrscheinlich lieber gewesen wäre, lässt sich nicht beweisen aber vermuten. Wie oben gezeigt, waren aus der Pfarrei St. Ludwig zahlreiche Neupriester erwachsen, die wohl nicht nur aus konfessionellen Schulen stammten.

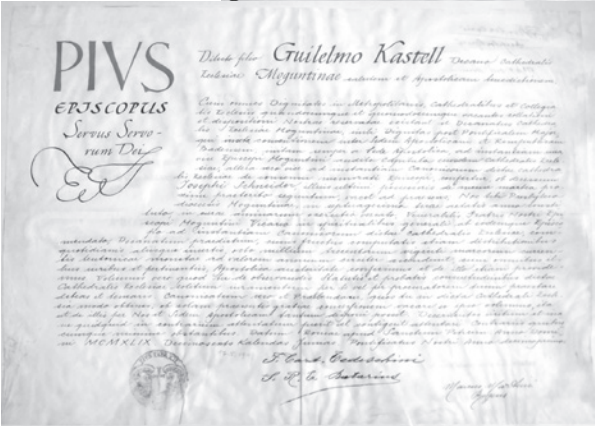
Wahrscheinlich zum Goldenen Priesterjubiläum 1952 schenkte der Bischof seinem Stellvertreter einen Christuskopf auf Goldgrund – Christus als Leidensmann. Dieses suggestive Bild dürfte Kastells Glaubensverständnis zentral getroffen haben.

An keiner Stelle konnten Belege dafür gefunden werden, dass sich Kastell an Stohrs Bemühungen um die Wiedereinführung der Konfessionsschule aktiv beteiligt hat. Die Möglichkeit hatte sich direkt nach dem Zweiten Weltkrieg eröffnet; die entscheidenden öffentlichen und politischen Entscheidungsprozesse fanden 1952 und 1953 statt. Auch eine Mitwirkung etwa an der feierlichen Konsekration der Kirche Heilig Kreuz (Mainz, Oberstadt) am Weißen Sonntag 1954 oder an der Einweihung der wiedererbauten Kirche St. Bonifatius nahe des Mainzer Hauptbahnhofs am 21. Juni 1954 sind nicht erkennbar. Solche öffentlichen Termine scheint Wilhelm Kastell eher gemieden zu haben.

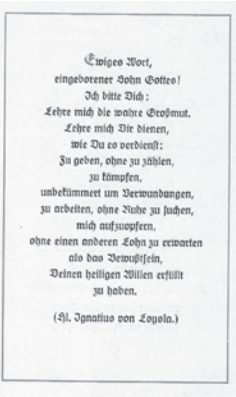
Allerdings kamen auch in der Zeit als Generalvikar weitere Funktionen und Titel für Wilhelm Kastell hinzu: Am 16. März 1946 wurde er zum Domkapitular ernannt, am 17. Mai 1949 wurde er zum Domdekan und 1952 erfolgte die Ernennung zum Apostolischen Protonotar. Es folgte am 4. Mai 1952 die Ernennung zum Ehrenbürger von Ockstadt. Dass diese Aufgaben und Ehrungen ihn belastet oder



Ernennung zum Domdekan



Ernennung zum Apostolischen Protonotar, ausgefertigt von Giovanni Battista Montini, dem späteren Papst Paul VI.



Gedenkbild anlässlich des Goldenen Priesterbildjubiläums

Bildnis des Schmerzensmanns, ein Geschenk Bischof Stohrs

stolz gemacht hätten, ist nicht anzunehmen. Die Biografie und die schwierigen Jahre von der Priesterweihe 1902 bis 1956 haben eher seine Demut und Opferbereitschaft, wie sie sich aus den Texten der Gebetszettel von 1940 und 1952 ergeben, verstärkt.

Seine bescheidene Lebensführung wird auch bei einem Blick in seine Privatgemächer deutlich. Fotos der Wohnung in der Pfaffengasse 24, aufgenommen beim Goldenen Priesterjubiläum, zeigen als Wandschmuck von Grünewalds Isenheimer Altar die Auferstehung. Zur Wohnung gehörten ein großes Arbeitszimmer mit Schreibtisch und Bücherschrank, ein Wohn- und Esszimmer, drei Schlafzimmer. Außer einem kleinen Röhrenempfänger der Firma AEG gab es keine Medien. Das Pfarrfräulein Katharina Meixner sprach Kastell mit *Herr Dekan* an. Sie hat auch nach seinem Tod bis 1962 in dieser Wohnung zusammen mit Katharina Kastell gelebt, die in den letzten Jahren pflegebedürftig war. Der Kontakt der Verwandten von Wilhelm Kastell zum ehemaligen Pfarrfräulein blieb bis zu ihrem Tod 1981 in Weiher/Odenwald bestehen.



Familiengrab Kastell auf dem Friedhof Hochheimer Höhe in Worms, Bez. 5 – C – 022

Würdigungen und Nachrufe

August Schucherts Nachruf im Bistumsblatt „Glaube und Leben“ würdigt den Menschen und Geistlichen, der seiner Pfarrei St. Ludwig in Darmstadt nicht nur 30 Jahre als Pfarrer vorstand, sondern auch später noch eine im Krieg zerstörte Monstranz und zwei Barock-Kelche auf eigene Kosten renovieren und in seinen letzten Lebensjahren eine gotische Madonna in Holz kopieren ließ. Der Theologe Kastell hatte nach dem Verlust seiner gesamten Habe bis zu seinem Lebensende mit viel Bedacht wieder eine eigene Bibliothek mit neuer Literatur aufgebaut. Zur modernen sakralen Kunst aber und neuen Kunstströmungen habe er kein Verhältnis mehr gefunden. Schuchert sah

in ihm auch den Pilger, der Rom, Lourdes, Ars und La Salette besucht hatte und eigentlich auch noch Turin und das Grab von Don Bosco besuchen wollte.

Ludwig Lenhart hob Kastells Unterstützung für die Gründung der Gesellschaft für mittelhheinische Kirchengeschichte hervor und dankte dafür, dass er geholfen hatte, für das Archiv für mittelhheinische Kirchengeschichte in *möglichst vielen geistlichen Häusern den Zugang zu erschließen*. Bei Kastell habe es *eine Spaltung von Intellekt, theologischem Wissen und religiösem Leben nicht gegeben. Er lebte aus dem Geiste des Ganzen, eines geistig, kulturell und religiös einheitlichen Menschseins*.

Eigenes Erleben

Als Kind habe ich Wilhelm Kastell 1956 (?) selbst über zwei Tage erlebt, als ich in der Pfaffengasse 24 kurze Zeit zu Besuch war. In Erinnerung geblieben ist mir die große Ernsthaftigkeit des Onkels. 1952 hatte er den Großneffen und -nichten (geboren 1947–50) das Buch „Bilder aus dem Leben des Heilands“ mit Widmung geschenkt. Es enthält Abbildungen aus dem Evangelienbuch des Diebold Lauber von 1427. Zu den Buchmalereien gehören erläuternde Texte. Sowohl die Widmung *Für brave Kinder und die es werden wollen* als auch Inhalt und Gestaltung des Buches würden Kinderpsychologen heute wahrscheinlich als „unpassend“ für 2–5-Jährige einordnen.

Die Auswertung des Lebenslaufes und der geistlichen Laufbahn haben ergeben, dass Wilhelm Kastell als Priester geradlinig und mit hoher Verantwortungsbereitschaft seinen priesterlichen Dienst wahrgenommen hat. Als er mit knapp 66 Jahren das Amt des Generalvikars unter dem elf Jahre jüngeren Bischof Albert Stohr übernahm, musste er Darmstadt und St. Ludwig aufgeben, wo er sich in dreißigjähriger Arbeit offenbar sehr zuhause gefühlt hatte. Darmstadt aber blieb das Zentrum seines geistlichen Weges.

Lebensdaten

20.06.1879	geb. als erstes Kind des Lehrers Peter Kastell und seiner Frau Eva Katharina, geb. Kipp, in Worms
1897–1902	Studien: am Mainzer Priesterseminar
19.04.1902	Priesterweihe
Ab 23.04.1902	Kaplan in Bretzenheim
Ab 28.04.1904	Kaplan in Darmstadt

1911/12	Pfarrverwaltungen: Ober-Hilbersheim, Alsheim und Ober-Flörsheim
1912–15	Pfarrer in Mörlenbach
Ab 01.09.1915	Pfarrer in St. Ludwig Darmstadt
01.09.1917	Wahl zum Dekan des Dekanats Darmstadt
23.12.1927	Geistlicher Rat
1927	Silbernes Priesterjubiläum
02.07.1936	nebenamtlich mit der kath. Militärseelsorge in Darmstadt betraut
14.08.1940	Ehrendomkapitular
01.06.1945	Generalvikar (bis 31.3.1956)
16.03.1946	Domkapitular
17.05.1949	Domdekan
04.05.1952	Ehrenbürger von Ockstadt
01.04.1952	Apostolischer Protonotar
30.08.1958	gest. in Mainz

Quellen

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):

Personalakte Wilhelm Kastell

Familienarchiv Kläger (Mainz):

Daten und Bilder zur Familie

Literatur

Die Pfarrchronik von St. Ludwig in Darmstadt 1790–1945, rekonstruiert von Alfred Bang-Kaup unter Mitwirkung von Domdekan Wilhelm Kastell (= Jahrbuch für das Bistum Mainz, Ergänzungsbd. 5). Mainz 1957.

Eva Rödel, Der Streit um die Bekenntnisschule. Der „Schulkampf“ in Rheinhessen und seine Folgen 1952–1955 (= Veröffentlichungen der Kommission des Landtages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz 29). Ubstadt-Weiher 2013.

August Schuchert, Domdekan Wilhelm Kastell †. In: Glaube und Leben Nr. 36 vom 7. September 1958, S. 1.

Br. Raphael Tijhuis (1913–1981)

Karmelit und Bekenner

Martina Rommel

Die Lebensgeschichte des niederländischen Karmeliterbruders Raphael Tijhuis führt uns anschaulich und eindrucklich ein dunkles Kapitel der deutschen Geschichte vor Augen. Zwischen 1934 und 1940 erlebte der Ordensmann in Mainz die sich immer weiter steigende Willkür des Nazi-Regimes, die er schließlich auch am eigenen Leibe schmerzlich zu spüren bekam. Aufzeichnungen und Skizzen aus seiner Hand über die Haft im Gestapo-Gefängnis Darmstadt und im Konzentrationslager Dachau 1940–45, die an dieser Stelle zum Teil erstmals in deutscher Übersetzung publiziert werden, geben einen erschütternden Einblick in diese Zeit, zeigen aber auch ein vom Glauben bestärktes Durchhaltevermögen.

Bernardus Antonius Tijhuis wurde am 10. Oktober 1913 in Rijssen (heute Holten-Rijssen) in der Provinz Overijssel, Niederlande, als jüngster von drei Söhnen des Ehepaares Herman Tijhuis und Aleida Maria geb. Altink geboren. Noch am Tag seiner Geburt empfing er in der Pfarrkirche St. Dionysius die Taufe. Die Bevölkerung von Rijssen war mehrheitlich protestantisch; nur ca. 10% der Einwohner waren katholisch. Charakteristisch für die niederländische Gesellschaft jener Zeit ist die sogenannte „Versäulung“, eine spezifisch niederländische Form der Milieubildung, die sich vor allem im katholischen und im orthodox-protestantischen Milieu vollzog und deren Entwicklung sich seit der Zeit um 1870 über mehrere Jahrzehnte erstreckte. Insgesamt waren in den Niederlanden 1909, also kurz vor Tijhuis' Geburt, 35% der Bevölkerung katholisch, 44,3% gehörten der „hervormde kerk“ an, und 9,8% der „gereformeerde kerk“, einer Abspaltung der reformierten Kirche; 5% der Bevölkerung bekannten sich zu keiner Konfession. 1920 war der Anteil der Katholiken auf 35,6% und bis 1930 nochmals auf 36,4% der Bevölkerung gestiegen, wohingegen der Anteil der Einwohner, die sich zu einer der beiden protestantischen Gemeinschaften bekannten, gesunken war. Einen noch stärkeren Anstieg hatte die Zahl jener erfahren, die sich zu keiner Konfession bekannten: 1930 lag er bei 14,3%.

In die 20er und 30er Jahre des 20. Jahrhunderts und damit in die Jahre von Kindheit und Jugend Tijhuis' fällt eine wichtige gesellschaftliche und politische Entwicklung. Durch die 1917 vorgenommene Verfassungsrevision kam in den Niederlanden eine Debatte zum Abschluss, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts zwischen den „Liberalen“ auf der einen und den „Konfessionellen“, Protestanten und Katholiken,



Br. Raphael Tijhuis

auf der anderen Seite vor allem hinsichtlich der Schulfrage geführt worden war. Im Ersten Weltkrieg waren die Niederlande neutral geblieben, was nicht zuletzt zur Folge hatte, dass diese Jahre in den Niederlanden ohne die in den anderen Ländern spürbare politische Zerrüttung blieben. Es ist eine gewisse Immunität gegenüber den politischen Extremen festzustellen. Die bereits vor 1917 stabile Demokratie hatte weiter Bestand. Anders als in vielen Ländern, die sich durch Krieg und Revolution vor gewaltige politische, gesellschaftliche, wirtschaftliche und soziale Probleme gestellt sahen, gab es in den Niederlanden einen breiten Verfassungskonsens, obwohl große Unterschiede sowohl zwischen Liberalen, Sozialdemokraten und „Konfessionellen“ und innerhalb der „Konfessionellen“ auch zwischen den einzelnen Glaubensrichtungen bestanden. Dies führte durchaus zu Spannungen. Auf protestantischer Seite bestand, so Friso Wielenga, ein *virulenter Anti-Papismus*¹. Die Katholiken hatten seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine starke politische Position erlangt. Nach 1917 traten die konfessionellen Gegensätze noch deutlicher in Erscheinung und forcierten den Versäulungsprozess, der vertikale Trennlinien in Politik und Gesellschaft schuf. Die Gesellschaft gliederte sich in vier große Säulen: national-liberal, katholisch, protestantisch und sozialistisch. Besonders markant ist die „Versäulung“ bei den Katholiken zu beobachten: Sie zeigte ganz konkrete Auswirkungen auf das tägliche Leben, bis hin zum Freizeitverhalten, denn auf sämtlichen Gebieten des Lebens entstanden eigene, konfessionell geprägte Organisationen.

Nach dem Besuch der Volksschule erlernte Tjhuis den Malerberuf. Seit 1930 war er in der heimatlichen Pfarrkirche als Küster tätig. Am 25. Januar 1932 trat er in Boxmeer, seit der Zeit der Reformation in den Niederlanden eine katholische Enklave, wo seit 1653 eine Niederlassung des Ordens bestand, in den Karmelitenorden ein. Am 30. August 1933 legte er die zeitliche Profess ab. Im gleichen Jahr erfolgte seine Versetzung nach Merkelbeek, wo seit 1923 ein Karmelitenkloster (1971 aufgehoben) bestand. Seit 1929 befand sich dort das Brüdernoviziat, nachdem der Konvent zunächst Ausbildungsstätte für künftige Ordenspriester gewesen war. Die Anzahl der Mitglieder des Konvents betrug zu dieser Zeit mehr als 100. Das Kloster strebte nach größtmöglicher Selbstständigkeit, weshalb es eigene Werkstätten, unter anderem eine Malerwerkstatt, unterhielt und durch die Brüder Landwirtschaft (Schweine- und Hühnerhaltung, Garten) betrieb. Von Merkelbeek aus kam Br. Raphael Tjhuis in den Mainzer Konvent. In der Klosterchronik ist am 4. September 1934 festgehalten: *Bruder Raphael Tjhuis wurde von Merkelbeek nach Mainz versetzt. Br. Raphael ist an diesem Tage hier angekommen.*

1 Wielenga, Niederlande, S. 96.

Neues Umfeld

Das neue Lebensumfeld, in das Tjihuis kam, unterschied sich deutlich von dem bisherigen. In „Altmainz“ lebten 1933 rund 90.000 Einwohner. 1933 bekannten sich 56% der Einwohner zur katholischen, 36% zur evangelischen Kirche. Bei der Volkszählung am 17. Mai 1939 war der Anteil der Katholiken auf 53% gesunken, während der protestantische Bevölkerungsteil einen geringfügigen Zuwachs auf 36,2% verzeichnete. Hatte 1933 der Anteil derer, die sich zu keiner Glaubensgemeinschaft bekannten oder sich als glaubenslos bezeichneten, bei 3,5% gelegen, war 1939 ihr Anteil auf rund 2% gesunken; gleichzeitig bezeichneten sich 5,4% der Bevölkerung als „gottgläubig“². Der Anteil derer, die sich zu keiner Glaubensgemeinschaft bekannten, war somit innerhalb von sechs Jahren auf insgesamt 7,5% gestiegen. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung war im gleichen Zeitraum von 2,7% auf etwa 1,6% zurückgegangen.

Nach dem Ersten Weltkrieg stand Mainz zwischen 1918 und 1930 unter französischer Besatzung. Nach deren Abzug (30. Juni 1930) wurden bald aggressive nationalistische Töne hörbar und die NSDAP begann sich in Mainz zu etablieren. Sie versuchte, die neue Situation zum Kampf sowohl gegen das Zentrum als auch gegen Kommunisten und Sozialdemokraten zu nutzen. Bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 wurde sie in „Alt-Mainz“ drittstärkste Partei (17%) hinter den Sozialdemokraten (27%) und dem Zentrum (19%). Ihre Anhänger rekrutierten sich nicht nur aus der Zahl der Erwerbslosen, die jedoch überwiegend zur KPD tendierten, sondern auch aus der „bürgerlichen Mitte“. Angesichts der sich zuspitzenden sozialen Lage sank das Vertrauen in die demokratischen Parteien. Die NSDAP gewann, obgleich im Katholizismus und der Arbeiterbewegung zwei stabile politisch-soziale Milieus bestanden, weiter an Zustimmung, und 1933 wurde auch für Mainz das Jahr der „nationalen Revolution“. Allerdings blieb das Wahlergebnis für die NSDAP bei der Reichstagswahl am 5. März 1933 – es lag mit rund 38% klar unter dem Reichsdurchschnitt (43,3%) – hinter den Erwartungen der Nationalsozialisten zurück. Bei der Reichstagswahl am 12. November 1933, die verbunden war mit der Volksabstimmung über die Frage: *Billigt das deutsche Volk die ihm hier vorgelegte Politik seiner Reichsregierung und ist es bereit, diese als den Ausdruck seiner eigenen Auffassung und seines eigenen Willens zu erklären und sich feierlich zu ihr zu bekennen?* stimmte die breite Mehrheit der Wähler zwar für die NSDAP (über 90% der gültigen Stimmen), doch lag die Akzeptanz auch weiterhin leicht unter der im Reich verzeichneten (92,2%).

Der Karmelitenorden war 1924 an seine alte Wirkungsstätte Mainz (1285–1802) zurückgekehrt. Als 1923 der Stadtrat den Abriss der Karmelitenkirche beschlossen

2 Mitteilungen des Hessischen Landesstatistischen Amtes 71 (1941) Nr. 3, S. 99.

hatte, hatte sich eine Debatte entsponnen, bei der zunächst der Aspekt der Denkmalpflege überwogen hatte, bald aber die Nutzung der Kirche durch „ausländische kirchliche Kreise“ ins Spiel gebracht worden war. Bischof Ludwig Maria Hugo (1921–1935) hatte sich am 27. Januar 1923 an die Niederländische Karmelitenprovinz gewandt. Geplant war zunächst die Errichtung einer kleinen Station. Intensiv war in der Niederländischen Ordensprovinz das Für und Wider abgewogen worden. Die entscheidende Wende zur Zustimmung gab ein Besuch von Provinzial P. Cyprianus Verbeek und Provinzialassistent P. Titus Brandsma in Mainz. Vor allem P. Titus Brandsma war ein Befürworter des Projektes. Am 4. Dezember 1924 trafen der zum Prior bestimmte P. Anastasius ter Haar und Br. Andreas Nadorp in Mainz ein, am 14. Dezember 1924 folgte P. Marcellus Töller. Am 1. März 1925 wurde durch die zuständige römische Kongregation die kanonische Errichtung des Karmels gestattet. Das Mainzer Adressbuch des Jahres 1934 nennt fünf Mitglieder: die drei Patres Prior Marcellus Töller, Thaddäus Karpinski und Johann Baptist Scheepens sowie die Brüder Andreas Nadorp und Egbert Schmitz. Br. Egbert Schmitz ging, wie die Klosterchronik festhält, nach der Ankunft Tjihuis' am 8. September 1933 von Mainz nach Hoozevee. Die Zusammensetzung der kleinen Gemeinschaft änderte sich in den folgenden Jahren nicht. Sie lebte in dem 1930 erworbenen Haus Karmeliterstraße 7, das im 18. Jahrhundert dem Orden gehört hatte, im Zuge der Säkularisation aber in anderen Besitz übergegangen war.

Über das Leben von Br. Raphael im Mainzer Kloster ist nur wenig überliefert. Tätig war er als Pförtner und Küster sowie im Bedarfsfall als Koch. In seinem Nachruf würdigte Johan Egberink die Freude Tjihuis' am Umgang mit Menschen, ein Charakterzug, der ihm wohl die Aufgabe als Pförtner leicht machte. Am 27. Juli 1936 wurde, so hält es die Klosterchronik fest, *abgestimmt, ob Br. Raphael Tjihuis zu der Ewigen Profess zugelassen wird. Er hat alle Stimmen erhalten*. Am 8. September 1936 legte Tjihuis im Mainzer Kloster seine Ewige Pofess ab. Im Gottesdienst, der als feierliches Segensamt gestaltet war, predigte Prior Marcellus Töller.

Tjihuis erlebte sehr bald das Vorgehen der Nationalsozialisten gegen die Kirchen. Zunehmend wurden die Behinderungen des kirchlichen Lebens auch im Kloster spürbar. Am 28. April 1937 notiert der Chronist: *P. Prior mußte auf das Polizeiamt kommen. Die Prozession am 1. Mai (Großes Gebet) und am Skapulierfest wurden verboten. Begründung: sie seien nicht altherkömmlich. (?)*. Fortan durften sie nur noch in der Kirche stattfinden. Die Chronik hält fest, dass 1937 die Anzahl der Gläubigen, die an der Prozession teilnahmen, sehr groß gewesen sei. Unter dem 3. September 1939 wird in der Klosterchronik dann festgehalten: *An diesem Tag brach der Krieg aus mit Frankreich und England. Wir haben uns entschlossen, solange keine Lebensgefahr droht, auf unserem Posten zu bleiben*. Das Jahr 1940 bedeutete dann sowohl für die Heimat Tjihuis' als auch für ihn selbst einen radikalen Einschnitt. Der am 10. Mai 1940 erfolgte Überfall deutscher Truppen auf die Niederlande traf das Land, *nicht völlig überraschend, jedoch psychologisch und militärisch*

denkbar unvorbereitet³. Die Klosterchronik hält für den 10. Mai fest: *An diesem Tage brach der Krieg aus mit Holland. Von diesem Tage müssen alle Holländer, die hier wohnen, sich täglich bei der Polizei melden.* Noch schien das Leben im Kloster allerdings seinen gewohnten Verlauf zu nehmen.

Wende

Der 25. Juli 1940 stellte die radikale Wende im Leben von Br. Raphael Tijhuis dar. *Raphaël, da ist die Gestapo für dich!, diese Worte raunte Br. Andreas mir, ängstlich gejagt, nervös, zu am Morgen des 25. Juli 1940, gerade im Augenblick, in dem ich P. Prior das Zingulum darbot, während dieser sich zum Hl. Meßopfer ankleidete. Es waren fünf Minuten vor halb zehn Uhr. Jahr und Tag, sogar die Stunde werde ich nie vergessen! Der schöne Julitag wurde plötzlich trübe bei solcher Nachricht, ahnungslos, was kommen sollte, leistete ich sofort dem Rufe des Mitbruders Folge! Wie schön war unser Leben im „Goldenen Mainz“ dahingeflossen, wie erfreute sich unser Kloster stets des Wohlbollens der Mainzer Bevölkerung, nie hatten wir Anlass gegeben, um auf irgendeine Weise behelligt zu werden seitens der Justiz oder Polizei, unser Ausländertum wurde von sämtlichen Behörden respektiert, und jetzt so jäh gar die Gestapo! Was mag das sein? Keine Ahnung!* Die Zelle des Klosterbruders wurde durchsucht, ohne dass etwas Belastendes gefunden wurde. Tijhuis musste nun die beiden Beamten in die Gestapo-Zentrale begleiten, wo seine Vernehmung erfolgte. Er wurde mit Briefen konfrontiert, die er ohne Nennung des Absenders an niederländische Mitbrüder geschrieben hatte und die abgefangen worden waren, hatte man doch im Dritten Reich wieder Postprüfstellen eingerichtet. Die inkriminierten Aussagen sind in der in den Beständen des Bundesarchivs Berlin erhaltenen Akte des Reichsjustizministeriums zum Fall Tijhuis festgehalten. Einige Beispiele seien herausgegriffen:

Am 7. Januar 1940 hatte Br. Raphael, ein begeisterter Briefmarkensammler, sich gegenüber Adrianus Bongers etwa zum Preis einiger Briefmarken, die ihm zu teuer erschienen, geäußert. Zwei Eisenbahnmarken *kosten hier „nur“ 95 Pfg., welche Wucherei, 54 cent.* Das alltagssprachlich verwendete Wort Wucher wurde nun sofort im strafrechtlichen Sinn ausgelegt. Im gleichen Brief hatte Br. Raphael berichtet, dass wegen der Verdunklung die Christmette statt wie üblich um Mitternacht um 8.00 Uhr am Morgen gefeiert werden musste. Und weiter: *Die Glocken können Sie von mir geschenkt haben, weil sie nur einmal am Tag läuten dürfen.* Er sprach damit zwei Dinge an: die Änderungen, die der Krieg im Ablauf des kirchlichen Lebens mit sich gebracht hatte, und die von Kriegsbeginn an getroffenen einschränkenden

3 Gerhard Hirschfeld, *Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande und die deutsche Besatzung 1940–1945* (= Studien zur Zeitgeschichte 25). Stuttgart 1984, S. 14.

Bestimmungen zum Gebrauch der Glocken. Am 30. Oktober 1939 hatte der Generalvikar durch ein Schreiben an die Pfarrämter einen Erlass des Oberbefehlshabers der Luftwaffe (13. Oktober 1939) mitgeteilt: *Von einzelnen Kommandobehörden der Luftwaffe ist wegen der etwaigen Störung der Flakartillerie und des Flugmeldedienstes das Läuten der Kirchenglocken allgemein verboten worden.* Da derart weitgehende Verbote weder notwendig noch erwünscht seien, sei im Einvernehmen mit dem Reichsminister für die kirchlichen Angelegenheiten bestimmt worden, dass die Glocken während Fliegeralarms sowie in der Zeit von 18 bis 8 Uhr und ebenso bei Taufen und Trauungen zu schweigen hätten. Darüber hinaus waren weitere Einschränkungen verfügt worden. Die Glocken durften grundsätzlich nur drei Minuten lang geläutet werden; das Einläuten der Sonn- und Feiertage war so zu verlegen, dass es um 18 Uhr beendet war. Am Sonntagmorgen sowie an Feiertagen durfte nur einmal, und zwar zu Beginn des Gottesdienstes, geläutet werden. Einschränkungen wurden auch für das bis dahin übliche Geläute bei Beerdigungen verfügt. Das Läuten zu gleichzeitig beginnenden Gottesdiensten, Einläuten der Sonn- und Feiertage war, wenn mehrere Kirchen läuteten, auf die gleiche Zeit zu legen. Hinsichtlich des Erlasses vom 13. Oktober 1939 waren Fragen aufgetreten, die nun durch Verlautbarungen im Kirchlichen Amtsblatt geklärt wurden: *Soweit Kirchen auch wochentags Gottesdienst abhalten oder wenn an Sonntagen mehrere Gottesdienste stattfinden, gelten die Bestimmungen ... sinngemäß. Es darf daher Sonntags nur einmal, in der Regel zum Hauptgottesdienst, geläutet werden. Bei Gottesdiensten an Wochentagen, in der Zeit von 8 bis 18 Uhr darf einmal 3 Minuten lang geläutet werden.* Rückblickend hält Tijhuis fest: *In diesen Tagen war die Rede von der eventuellen Möglichkeit, dass die Glocken zu Kriegszwecken abgegeben werden müssten, das war der Grund, dass ich das Obenstehende schrieb,* ohne sich Gedanken über mögliche Folgen dieser Aussagen zu machen. Wenige Tage später waren in der Tat sämtliche Bronzeglocken zu erfassen und zu melden. Am 11. Februar 1942 schließlich notiert die Klosterchronik den Abtransport der Kirchenglocken.

Am 18. Februar 1940 schrieb Tijhuis an seinen Mitbruder Alfons van Rooijen: *Das Bonsystem hängt jedem am Halse heraus ---*, eine Anspielung auf die Fülle verschiedener Bezugsscheine und Karten, die seit August 1939 ausgegeben wurden. Allein für die Lebensmittelversorgung gab es sechs unterschiedliche Karten: reichsweit galten Reichsbrotkarte, Reichsfleischkarte, Reichsfettkarte, Reichsmilchkarte, Zucker- und Marmeladenkarte; darüber hinaus gab es eine eigene lokal gültige Lebensmittelkarte. Daneben gab es die Reichsseifenkarte und eine Zusatzseifenkarte für Kinder und bestimmte Berufsgruppen. Im November 1939 war schließlich die auf einem Punktsystem basierende Reichskleiderkarte eingeführt worden. Dass das Bezugsschein- und Kartensystem sich von Anfang an in der Bevölkerung keiner Beliebtheit erfreute, geht auch aus den geheimen Lageberichten des Sicherheitsdienstes der SS hervor. Tijhuis hatte demnach mit seiner Kritik an dem Bonsystem nur etwas gesagt, was auch den Regierenden bekannt war und an dem sie nicht vorbeisehen konnten.

Im Zusammenhang mit dem Bonsystem bemerkte Tjihuis: *Nun stelle Dir mal vor, wie bald die Leute hier dank ihrer Kleiderkarte herumlaufen. ... Das Zeug ist so schon nur aus Holz, wenn ein Hund vorbeikommt, möchte er wohl noch versuchen, das Bein gegen einen aufzuheben.* ... Er spricht die zunehmende Verwendung von Kunstfasern, namentlich der aus Holz gewonnenen Viskosefasern, in der Textilherstellung an, wollte Deutschland doch weitgehend unabhängig von der Lieferung ausländischer Rohstoffe sein. Mit seiner ironischen Bemerkung stand er nicht alleine. *Allerhand Scherze und Witzchen über den „Anzug aus Buchenholz“ gehen um. Es wird gefragt, wer die Knöpfe anbringen muß – ob Tischler oder Schneider –, und ob die Anzüge im Frühjahr wieder ausschlagen, und man erkundigt sich, ob denn auch noch Splitter in der Vistrahose wären*⁴. Konnte Hans Dominik wenige Jahre zuvor den gutmütigen Spott noch in einem Druckwerk zitieren, so bedeuteten die Aussagen des niederländischen Ordensbruders in den Augen der Machthaber nun ein Vergehen gegen das Heimtückegesetz.

Tjihuis berichtete seinen niederländischen Mitbrüdern selbstverständlich auch vom Alltagsleben im Kloster und in der Stadt. So sprach er etwa am 7. Januar 1940 vom Schlangestehen und vom Kohlemangel im eiskalten Winter 1939/40 sowie von der Zuspitzung der Lage auf dem Lebensmittelsektor. *Wir trinken hier von dem guten Kaffee, gebrannten Roggen, mit der schönen Marke „Loreley Kaffee“, ich weiß nicht, was soll es bedeuten. Das ist noch der beste, der da ist – und auch der werde bald ein Luxusartikel sein.* Der von Tjihuis berichtete Kohlenmangel war um die Jahreswende 1939/40 auch Gegenstand der Berichte des Sicherheitsdienstes der SS gewesen. Auch hier hatte der Ordensbruder nur von Dingen gesprochen, die evident waren.

Nach der Vernehmung bei der Gestapo wurde Tjihuis in Haft genommen, die er zunächst für einige Stunden im Mainzer Polizeigefängnis verbrachte. Noch am gleichen Abend wurde Untersuchungshaft über ihn verhängt. Das Vorgehen gegen Tjihuis ist nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Haltung des Nationalsozialismus zu den Orden zu sehen. In seinen Erinnerungen berichtet Br. Raphael über die unfreundliche Behandlung während der Untersuchungshaft. Über ihn war Besuchssperre verhängt worden. Tjihuis spricht von Wehmut und Heimweh, die ihn erfassten, als er eines Samstags hörte, wie die Glocken der nahegelegenen evangelischen Christuskirche und der ebenfalls nicht weit entfernten Klosterkirche den Sonntag einläuten. Seine Erinnerungen zeigen auch auf, wie er versuchte, seine Situation spirituell zu bewältigen. Seine Gedanken gingen zur liturgischen Gestaltung des Samstagabends in der Klostersgemeinschaft. Der Samstag war in besonderer Weise Maria gewidmet: *Ich kniete nieder und betete zu Maria, dass sie mir helfen möge, sie möge meine Stärke in diesen und vielleicht noch weiter kommenden dunklen Tagen sein; Maria Mutter und Licht des Karmels bitte für uns. Dann war es als ob meine Zelle sich in einen Himmel*

⁴ Hans Dominik, *Vistra. Das weiße Gold Deutschlands. Die Geschichte einer weltbewegenden Erfindung*, Leipzig o.J., S. 225.

veränderte, die bedrückende Atmosphäre schwand um Platz zu machen für Zufriedenheit und die ganze Übergabe an Gottes heiligen Willen. An anderer Stelle erinnert sich Tijhuis: *Wie leicht war es hier Betrachten, die Umgebung störte keiner, zu denken an den größten Gefangenen und Dulder aller Zeiten, unsern Herrn und Heiland selber.* In der Untersuchungshaft war Tijhuis auf eigenen Wunsch kurzfristig die Arbeit des Tütenklebens zugeteilt worden, doch wurde sie ihm unmittelbar darauf wieder entzogen, weil er sie angeblich schlecht geleistet hatte.

Als der Ordensbruder, wie es einem Untersuchungshäftling zustand, in der Gefängnisbibliothek um Lesestoff bat, wurden ihm Hitlers „Mein Kampf“ und eine Ausgabe der Reden Goebbels ausgehändigt: Dies ist charakteristisch, sollten die Gefangenen – und wohl gerade er als Ausländer und Ordensmitglied – doch politisch „erzogen“ werden. Tijhuis reagierte auf seine eigene Art: *Zufällig war noch ein Stück Papier liegengeblieben, in das ich diese beiden Schundbücher eingewickelt habe, sie oben auf das Schränkchen legte und nicht mehr danach sah.* Seine Bitte um anderen Lesestoff wurde abgeschlagen.

Während der Untersuchungshaft trug Tijhuis die Hoffnung auf Freispruch. Am 24. Oktober 1940 wurde ihm die Ladung zum Prozess zugestellt, am Fest seines Namenspatrons, unter dessen besonderen Schutz er sich gestellt sah, wie er eigens betont. Wichtig war für ihn, dass der Prozess – nach viel Mühe – als öffentlicher Prozess geführt wurde. Die Angelegenheit wurde in Mainz durch das zuständige Sondergericht Darmstadt verhandelt. Rechtsgrundlage war § 2 des Heimtückegesetzes vom 20. Dezember 1934: Entscheidend waren die beiden ersten Abschnitte: (1) *Wer öffentlich gehässige, hetzerische oder von niedriger Gesinnung zeugende Äußerungen über leitende Persönlichkeiten des Staates oder der NSDAP, über ihre Anordnungen oder die von ihnen geschaffenen Einrichtungen macht, die geeignet sind, das Vertrauen des Volkes zur politischen Führung zu untergraben, wird mit Gefängnis bestraft.* (2) *Den öffentlichen Äußerungen stehen nichtöffentliche böswillige Äußerungen gleich, wenn der Täter damit rechnet oder rechnen muß, daß die Äußerung in die Öffentlichkeit dringen werde.* Für Briefe kannte die Rechtsprechung die sogenannte „Ersatzöffentlichkeit“. Für den Prozessverlauf gilt es zu beachten, dass der Reichsjustizminister für die Kriegszeit eine kriegsgerechte Rechtsprechung der Sondergerichte verlangt hatte, ebenso der Hass gegen die Orden, der sich in der Rechtsprechung bei den Devisenprozessen und Sittlichkeitsprozessen gezeigt hatte sowie der Umstand, dass Tijhuis Ausländer war. Detailliert schildert Tijhuis die Vorgänge während der Verhandlung – so erwähnt er die Nervosität und die Schwerhörigkeit des vorsitzenden Richters. Das Plädoyer des Staatsanwaltes *sprühete vor Hass gegen Kirche und Klöster*; gefordert wurde eine Gefängnisstrafe von vier Jahren. Tijhuis stand, was bei einem Prozess vor einem Sondergericht keine Vorschrift war, ein Verteidiger zur Seite. Die Prozessakte zeigt deutlich das Bemühen des Gerichts, die Aussagen, deren wirklicher Hintergrund nicht geleugnet werden konnte, als gröbliche Entstellung zu werten. Sein Verhalten wurde zudem als Missbrauch der Gastfreundschaft des Deutschen Reiches gedeutet.

Dem Verteidiger gelang zwar nicht der Freispruch, doch eine deutliche Abmilderung des beantragten Strafmaßes: Verhängt wurde schließlich eine Gefängnisstrafe von 18 Monaten abzüglich der Zeit der Untersuchungshaft. Das Urteil lag bereits getippt vor; die ganze Sitzung sei wohl, so Tjihuis 1945 *ein Camouflageakt* gewesen. Nach dem Prozess führte Tjihuis ein kurzes Gespräch mit Prior Marcellus Töller, der bei der Verhandlung anwesend gewesen war. Das erste Mal seit drei Monaten hatte Br. Raphael wieder Kontakt zu einem seiner Mitbrüder. Hatte Tjihuis als Untersuchungs-häftling noch Ordenskleidung tragen dürfen, so musste er nun Gefängnis-*kleidung* anlegen, was für ihn einen schmerzlich spürbaren Einschnitt bedeutete: *Nun war ich ein sogenannter Strafgefangener und mußte meine eigene Kleidung mit einem braunen Gefangenenanzug vertauschen. Dies war für mich sehr fremd und nicht weniger erniedrigend, mit allerlei Gesindel, groß und klein, gleichgestellt zu werden, doch auch das war erst der Anfang.*

Haft in Frankfurt und Darmstadt

Die Strafe verbüßte Tjihuis in der zuständigen JVA Frankfurt-Preungesheim. Die dortige Behandlung beschreibt er als höflicher und menschlicher als in Mainz. Wie jeder arbeitsfähige Gefangene war er zur Arbeit verpflichtet. Nachdem er zunächst auch hier wieder Tüten kleben musste, wurde er aber sehr bald in seinem erlernten Beruf eingesetzt. Nach drei Wochen *wurde ich zum Herrn Direktor gerufen, der mir als einzigstem Ausländer, auf Grund meines Berufes, außerhalb der Zelle zu arbeiten genehmigte und zwar bei den Malern*. Ebenso berichtet er von den Übungen der Feuerwehr der JVA. Wieder versuchte er, seine Situation auch spirituell zu bewältigen: *Wie ich dann diesen Malern beigesellt wurde, mußte ich auch die Zelle wechseln... Es war nur eine ganz kleine Zelle, wo man ohne Mühe mit den Fingerspitzen beide Zellenwände berühren konnte. ... Viel Platz war hier also nicht übrig, und doch wurde diese Zelle mir lieb und teuer. Es war da so ruhig, und während viele andere Gefangene nur froh waren, wenn der Sonntag wieder herum war, mir war der Sonntag stets ein schöner Tag und ich stellte oft den Vergleich an, meine Zelle wäre eine Einkehrzelle, und so machte mir der Sonntag nur Freude. Obwohl diese kleine Zelle nicht viel „Lebensraum“ gewährte, war ich doch glücklich darin.*

Wichtig war ihm festzuhalten, dass es ihm während der Haft gelang, einem Mitgefangenen durch geistliche Gespräche zu helfen, zu seinem (katholischen) Glauben zurückzufinden. Anders als in Mainz war es Tjihuis wie den übrigen Gefangenen in Frankfurt-Preungesheim gestattet, regelmäßig an der in der Haftanstalt gefeierten Messfeier teilzunehmen. Die JVA Frankfurt-Preungesheim zählte zu den zentralen Hinrichtungsstätten. In seinem auf Basis der autobiographischen Aufzeichnungen von

Othmarus Lips verfassten Bericht erinnert sich Tijhuis: *Ferner „durfte“ das Gefängnis Preungesheim sich rühmen, im Besitze zu sein einer der wenigen Guillotinen Deutschlands, welche häufig in Tätigkeit war. Die ... Delinquenten waren unter spezielle strenge Bewachung gestellt. ... Meistens wurden sie schon innerhalb 3 Wochen hingerichtet, oft gesehen. Es waren vielfach Schwerverbrecher, ... Mittags gegen 2 Uhr wurden diese „Schweren Jungens“ auf die Höfe spazieren geführt... Bei manchem funkelten die Augen vor Wut und glühendem Haß in ihrem Verbrechergesicht, [anderen] stand Angst deutlich im Ausdruck, dem stets mehr näher rückenden Tod konnte man sichtbar in ihrem Mienenspiel folgen. Wenn dann abends vor der Hinrichtung sie in ihrer Zelle von zwei Beamten abgeholt wurden... dann klirrten die Ketten fürchterlich durch das ganze Gebäude, was schon längst zur Ruhe gegangen war.*

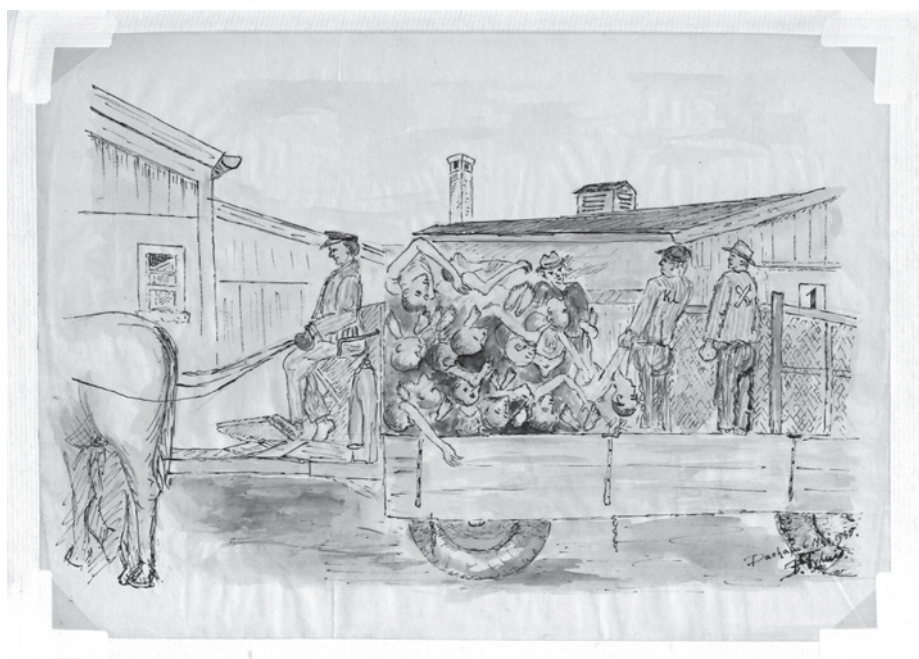
Die Gefangenenpersonalakte Tijhuis' erwähnt für die Haftzeit des Ordensbruders nur zwei Besuche durch seine Mitbrüder. In einem dritten Fall wurde der Besuch abgelehnt. Eigens wurde festgehalten: *Es handelt sich nicht um seinen Bruder, sondern um einen Klosterbruder, den T. als Familienmitglied von sich aus bezeichnet.* Allerdings weist die Gefangenenakte Briefkontakte Tijhuis aus, doch geht nicht hervor, mit wem dieser Kontakt stattfand.

Am 31. Januar 1942 stand die Haftentlassung an. *Endlich kam die glückliche Stunde, die ich 18 Monate so sehr ersehnt hatte.* Bereits am 12. Januar 1942 hatte sich der Mainzer Polizeipräsident an den Vorstand der Strafanstalt gewandt und sich nach dem Verhalten des Gefangenen erkundigt. Gegen Tijhuis sollte ein Aufenthaltsverbot für Deutschland verhängt werden, doch habe der Anwalt auf Rücknahme dieses Beschlusses angetragen. Drei Tage später hatte der Gefängnisvorstand Tijhuis ein einwandfreies Betragen bestätigt und seinen weiteren Aufenthalt in Deutschland befürwortet. Die Strafe, so heißt es, sei ihm eine Lehre gewesen, und ohnedies wolle er einen Antrag auf Versetzung in die Niederlande stellen. Das Aufenthaltsverbot wurde daraufhin in der Tat zurückgenommen. Der Entlassungsvorgang schien seinen regulären Verlauf zu nehmen. Tijhuis wurde seine eigene Kleidung wieder ausgehändigt; der Lohn wurde ausgezahlt. *Und schließlich brachten sie mich auf eines der ersten Sprechzimmer, an der zweiten Pforte ... Hier im zugesperrten Zimmer wartete ich von Morgens 9 bis Nachmittags 5 Uhr auf das Auto, das kommen sollte, um mich als „anständigen und freien Mann“ nach Mainz zu bringen! Aber wie letzten Endes die Tür aufgeschlossen wurde und ich zur ersten Pforte geführt und da beim Pfortner abgemeldet war, stand draußen ... die „Mina“ [da]vor ...* Der Weg führte zunächst zu einem weiteren Gefängnis in Frankfurt, dann zum berüchtigten Gestapo-Gefängnis in Darmstadt. Der entsprechende Befehl war nach Ausweis der Gefangenenakte bereits am 21. Januar 1942 ergangen. Im Schreiben der Gestapo Darmstadt heißt es: *Das Reichssicherheitshauptamt in Berlin hat für Tijhuis Schutzhaft angeordnet. Ich bitte deshalb, ihn nach Strafverbüßung auf dem Schubwege dem Staatspolizeigefängnis in Darmstadt zuzuführen.*

Im Kloster erfuhr man von diesen Vorgängen nichts; vergeblich erwartete man den Mitbruder. Am 6. Februar 1942 zog sein Rechtsanwalt schließlich Erkundigungen über den Verbleib Tijhuis' ein. Die Haftzeit in Darmstadt bedeutete für Tijhuis eine bedrückende Situation, geprägt durch enervierendes Warten: *Kein Buch; keine Arbeit, sogar kein täglicher Spaziergang hinaus in die frische Luft, nichts! Nach etwa drei Wochen wurde ich mal aufs Büro geladen. Beim Eintreten wurde mir ein großer roter Bogen zum Unterzeichnen vorgelegt. Da ich aber überhaupt keine Eile machte, dies zu befolgen, schrie er schon zu mir herüber, schleunigst meinen Namen hinzuschreiben. Ich bat ihn, erst mal lesen zu dürfen, was ich zu unterzeichnen habe. Da fauchte er mich an, ob ich ihm vielleicht nicht Glauben schenken würde? „Ehrlich gesagt, nein!“, erwiderte ich ihm! Da fing er an zu schimpfen, aber das Telefon lärmte, und hierdurch wurde er auf einige Augenblicke abgelenkt. Währenddessen schaute ich schnell auf den Bogen, der noch stets zum Unterzeichnen da lag – der Schutzhaftbefehl. Tijhuis bezeichnet ihn als *Ausweis für das Konzentrationslager*. Von Darmstadt führte der Weg über das Gefängnis in Würzburg nach Dachau, wo der Transport am 13. März 1942 eintraf. Tijhuis erhielt die Häftlingsnummer 29.388.*

Dachau

Zunächst kamen die Neulinge auf den Zugangsblock, den Tijhuis in seinen Erinnerungen auch als *Noviziatsblock* bezeichnet und in dem die Einweisung in die Abläufe im Lager erfolgte. Am Montag der Karwoche (30. März 1942) wurde er in Block 28 eingewiesen, dem Block für die nichtdeutschen Geistlichen. Später, am 5. Januar 1943, wurde er auf Block 26 verlegt, wo er mit deutschen Geistlichen zusammenkam. Schonungslos schildert der Ordensbruder die Quälereien und Schikanen, denen Häftlinge im Konzentrationslager ausgesetzt waren, ebenso die brutalen Prügelstrafen sowie die Strafe des *Stehbunkers*. Eine Bewältigung der Erlebnisse stellen auch die Zeichnungen dar, die Tijhuis von dem Vollzug der Lagerstrafen anfertigte. Die Situation der Häftlinge im Konzentrationslager beschreibt Tijhuis 1959: *Deutlich wurde, dass hier alles Schamgefühl im Menschen ausgerottet werden sollte, seine Persönlichkeit und sein freier Wille gebrochen, ja getötet werden sollte. Es war aus, eine Person zu sein, verurteilt. Man war von diesem Augenblick an nur noch eine Nummer*. In Dachau waren seit 1940 alle gefangenen Geistlichen konfessionsübergreifend zusammengeführt worden, insgesamt etwa 2.700 Personen. Sie waren in eigenen Blocks (26–30) zusammengefasst. Um die Priesterblocks war ein Stacheldraht gezogen worden, so dass sie ein kleines Separatlager bildeten. Die Absonderung sollte nicht zuletzt ein pastorales Wirken der Priester für ihre Mithäftlinge unterbinden. Wie andere Zeitzeugen hält auch Tijhuis in seinen Erinnerungen fest, dass man die Geistlichen für minderwertig



Die Erlebnisse im Konzentrationslager Dachau verarbeitete Br. Raphael nicht nur in seinen Aufzeichnungen, sondern auch in Zeichnungen. Oben: Der Marienaltar vor Block 26, der nach der Befreiung des KZ Ende April 1945 errichtet wurde; unten: Leichenkarren, gezeichnet am 6. Mai 1945.

hielt. *Gegenüber den Geistlichen war alles erlaubt; sie waren weniger als nichts, für vorgeliefert Erklärte.* Er spricht von einem regelrechten Hass der meist kommunistischen Aufseher gegen die Geistlichen und den Gottesdienst: *Ob diese Leute den Gottesdienst hassten? Brennend und heiß! Auch die Priester, die Diener des Gottesdienstes.*

Die Häftlinge, auch die Geistlichen, waren zur Arbeit verpflichtet. Tjihuis war zunächst bei Bauarbeiten für einen neuen Fabrikblock eingesetzt. Später wurde er zum Tragen der schweren Kübel, die die Gefangenenkost enthielten, eingeteilt, eine Tätigkeit, für die meist Geistliche herangezogen wurde. Es folgte dann sein Einsatz auf der ab 1938/39 zur Kultivierung von „typisch deutschen“ Heilkräutern angelegten Plantage. Die Arbeit war meist in gebückter, kauender oder kniender Haltung zu verrichten. Ein Aufrichten des Körpers, um die Rückenmuskeln zu entspannen, konnte zu einer Strafmeldung wegen Faulheit bei der Arbeit und den damit verbundenen Strafen führen. Dennoch galt die Arbeit in der Plantage als sogenanntes leichtes Kommando. Ab 1942 wurden mehrheitlich Priester, allerdings nur solche aus „germanischen“ Ländern, auf der Plantage eingesetzt. Gegen Ende 1944 war Tjihuis schließlich, wie er in seinem Bericht über die Priesterweihe Karl Leisners im KZ Dachau berichtet, auch auf der Schreibstube beschäftigt.

Arbeitsfähigkeit bedeutete im KZ Dachau Überleben, wurden als arbeitsunfähig eingestufte Häftlinge doch oft auf den sogenannten Invalidentransport gestellt, dessen Ziel die Tötungsanstalt Schloss Harthausen bei Linz war. Br. Raphael berichtet: *Während der Sommermonate '42 kam ich einmal glücklich weg von einer solchen Musterung. Schon den ganzen Mittag standen wir auf der Straße, unsere Kleidung war ein Häuflein zu unseren Füßen, und harhten des SS.Arztes, der kommen sollte. Nach vielen Stunden Wartens mußte ein jeder von uns an ihm vorbei Wie ich vor ihm stand, nachdem schon Hunderte vorausgegangen waren, und nur ganz wenige rechts stehen durften, fürchtete auch ich, wie sämtliche polnische Geistliche vor mir, zur Linken geschickt zu werden. Ein inständiges Gebet sandte ich zu Gott und seine gebenedeite Mutter empor und flehte sie [an], mir ihren unentbehrlichen Schutz nicht vorzuenthalten. Da fragte mich der SS.Arbeitsdienstführer welches Handwerk ich imstande sein werde, auszuüben. Sofort entgegnete ich: „Maler“ und wer beschreibt meine Freude, als ich zur Rechten zwischen die Handwerker gestellt wurde. Ich war somit, trotz meiner Schwäche, zu den Arbeitsfähigen gerechnet worden, obwohl ich gerade aus dem Lazarett entlassen worden war und noch mehr merkwürdig war es, da er wußte, daß ich ein „Pfaffe“ sei.*

Der Hunger war eine der an die Existenz gehenden Erfahrungen Tjihuis'. In seinen Erinnerungen spricht er den Leser direkt an: *Hunger! Weißt Du was Hunger eigentlich ist? Ich darf ruhig annehmen, dass das was Du Hunger nennst höchstens – Appetit ist. Doch im Lager herrschte wirklich Hungersnot.* Ungeschminkt und schonungslos beschreibt er die erschütternde Situation, als ein voller Essenskübel umgestürzt war. Der Inhalt lag auf der Straße: *ringsum ein Häuflein Kraut! ... Der schmutzige Schubkarren wird schleunigst am Straßenrande ausgeleert, und im Tempo geht es zur Unglücksstelle.* Das Kraut wurde in die Schubkarre geschaufelt. Die Gefangenen

fuhren an eine Stelle, wo sie unbeobachtet waren. *Hier aber schluckten wir gierig, mit beiden Händen zugleich, das Kraut aus dem schmutzigen Karren, jedesmal schüchtern Umschau haltend, ob wir vielleicht doch beobachtet wurden, während wir wiederholt die mit aufgeschöpften Kieselsteine ausspuckten! Trotz unseres Hungers waren wir nicht imstande, den Schubkarren leer zu essen und vereinbarten, den Rest aufzubewahren bis zum Nachmittag. Wir freuten uns schon auf die Stunde, da wir uns abermals einmal richtig satt essen konnten. Aber andere kamen ihnen zuvor. Appetitlichkeit und Hygiene wurden angesichts des Hungers nicht beobachtet, obwohl dies jedoch sehr gefährlich und unklug war, aber was fragt ein Ausgehungelter nach Appetitlichkeit und Hygiene, wenn er nur essen kann!*

Prägend und ihn für den Rest seines Lebens emotional bewegend war für Br. Raphael Tijhuis die Begegnung mit P. Titus Brandsma, der ja wesentlich zur Rückkehr der Karmeliten nach Mainz beigetragen hatte. Brandsma hatte als Wissenschaftler und als Journalist das Zeitgeschehen wachsam und kritisch begleitet. Schon früh hatte er sich mit der Ideologie des Nationalsozialismus im benachbarten Deutschland auseinandergesetzt und die desaströsen Folgen vorausgesehen. So hatte er sich bereits 1934 öffentlich gegen Hitler geäußert. Entschieden sprach er sich aus gegen die Rassen-, Blut- und Bodenmystik des Nationalsozialismus und bezeichnete in Vorträgen die nationalsozialistische Weltanschauung als eine *Pest* und als *heidnisch*. Als 1935 die Nürnberger Gesetze erlassen wurden, hatte er zu jenen gehört, die Zeugnis gegenüber dem Unrecht abgelegt hatten. „Der Wahn der Schwachheit“ hatte er seine Stellungnahme betitelt, die eine glasklare Analyse darstellt. In den Jahren 1938 und 1939 hatte Brandsma Vorlesungen über „Die bedenklichen Gesichtspunkte der nationalsozialistischen Weltanschauung“ gehalten. Die Stichworte, die ihm zur Basis seiner Vorlesungen dienten, zeigen, wie weitblickend er die Situation und das System des Nationalsozialismus analysierte. Mutig hatte er sich 1941 für die Pressefreiheit eingesetzt. Dies hatte nicht ohne Folgen bleiben können *Der Pater Titus Brandsma ist wegen planmäßiger Verbreitung gegen die deutschen Besatzungsbehörden gerichteten oppositionellen Bewegung umgehend zu verhaften und einem Konzentrationslager zuzuführen*. Am 19. Januar 1942 war nach wiederholten Besuchen in einer Redaktion die Verhaftung in Nijmegen erfolgt: Zunächst wurde er in das Gefängnis von Arnheim verbracht, von dort in das Gefängnis in Scheveningen (20. Januar bis 12. März 1942), wo seine letzte Schrift, in der er sich mit der Frage auseinandergesetzt hatte „Warum widersetzt sich das Niederländische Volk, namentlich der katholische Teil ... gegen die Nationalsozialistische Bewegung?“ entstanden war. Er verglich die Situation in Deutschland mit der in den Niederlanden und sprach für die Niederlande von einer *unerhörten Anmaßung und ... kläglichen Inkompetenz vieler führender Kräfte der NSB* [Nationaal-Socialistische Beweging in Nederland]. Zur Situation in Deutschland bemerkte er: *In diesem System zeigten sich allmählich immer areligiösere, sogar antireligiöse und antikatholische Elemente und Tendenzen*. Eigens erwähnte er den Mainzer Bischof Ludwig Maria Hugo, der schon 1930

unmissverständlich auf die Gefahren durch den Nationalsozialismus hingewiesen hatte. Weitere Stationen der Gefangenschaft Brandsmas waren das polizeiliche Durchgangsgefängnis Amersfoort (12. März bis 28. April 1942), dann erneut das Strafgefängnis in Scheveningen (28. April bis 16. Mai 1942) und schließlich das Gefängnis in Kleve (16. Mai bis 13. Juni 1942). Am 13. Juni 1942 begann der Transport nach Dachau; wo er am 19. Juni 1942 eintraf und die Häftlingsnummer 30.492 erhielt. Auch er war den Quälereien der Aufseher ausgesetzt. Es gelang ihm, durch heimlich erteilte religiöse Unterweisungen seine Mitgefangenen zu stärken. Dem sogenannten „Liebhof-Kommando“ zugeteilt, musste er schwere landwirtschaftliche Arbeit leisten, deren Belastungen er nicht gewachsen war. Er erkrankte sehr bald an Phlegmonen. Tjihuis gehörte zu jenen, die engen Kontakt mit ihm hatten und ihn pflegten, da die Pflege durch das Lazarettpersonal unzureichend war. Nicht zuletzt fehlte es an Verbandszeug, um seine großen eiternden Wunden zu verbinden. Tjihuis berichtet: *Die fürchterlichen Phlegmonwunden machten ihm schwer zu schaffen. Täglich reinigte und verband ich sie, wozu ich Papierfetzen und ein ... Handtuch benutzte, statt Verbandstoffe, welche uns natürlich fehlten. ...* Am 19. Juli 1942 wurde Brandsma in das gefürchtete „Revier“, die Krankenstation des KZ Dachau, aufgenommen, wo er am 26. Juli 1942, wahrscheinlich durch eine tödliche Spritze, starb. Der Tod Brandsmas wurde auch in Rijssen bekannt, führte dort aber zu einem Missverständnis. Der dort gesprochene Twenter Dialekt spricht den Namen Tjihuis als Tiehoes aus – und statt Titus hatte man Tiehoes verstanden, und so verbreitete sich die Nachricht vom Tod Br. Raphaels in seinem Geburtsort.

In seinen Erinnerungen berichtet Tjihuis von der elenden und hoffnungslosen Situation vieler Kranker, die in das Lagerlazarett eingeliefert worden waren: in dreistöckigen Betten, mit hohlen Augen *und weit vorspringenden Backenknochen siechten diese hungernden Knochengerüste dahin, nur ein Glimpf Hoffnung auf Besserung machte, daß der Sensenmann nicht noch früher ihrem elenden Dasein ein Ende setzte, denn der Mangel an tatkräftiger liebevoller Pflege war Ursache, daß unzählige einen vorzeitigen Tod fanden.* Das Krankenrevier hatte einen ambivalenten Charakter: *Unter uns Häftlingen herrschte ein ungemeiner Abscheu und Bange vor dem Revier, und trotzdem war auch wieder ein heimliches Verlangen dort aufgenommen zu werden. Es hatte für manch einen eine unsagbare Anziehungskraft, bei aller Hast und Jagd und den Quälereien, welchen man tagtäglich ausgesetzt war, einmal richtig ruhen und im Bette liegen zu können, ungestört schlafen zu dürfen. ... Wohl hörte man, daß auch im Revier ebenfalls geschimpft, geschlagen und gebrüllt wurde, aber man hatte sich schon an das derartige Auftreten gewöhnt, meinte allmählich, das gehörte zum Leben! Andererseits beseelte uns eine ungeheure Furcht und Bange vor dem Revier, denn man wußte, daß hier über Leben und Tod, über Sein und Nichtsein geurteilt wurde.* Die Pfleger waren gleichfalls Häftlinge, nicht für ihre Aufgabe ausgebildet. Nichtsdestoweniger gab es unter ihnen welche, die sich für die Patienten nach allen Kräften einsetzten, wie etwa der in mehreren Autobiographien beschriebene Pfleger Heinrich Stöhr, der seit 1941 Oberpfleger

im „Revier“ war und sich autodidaktisch durch Kontakt zu inhaftierten Ärzten und Fachliteratur medizinische Kenntnisse angeeignet hatte.

Das KZ Dachau war auch der Ort von Humanexperimenten, darunter die Malariaversuche unter der Leitung von Claus Carl Schilling. Mit der Verlagerung des Kriegsschauplatzes war ab 1941 diese Krankheit wieder stärker ins Blickfeld gerückt. Ab März 1942 wurde eine steigende Zahl von Versuchspersonen herangezogen, zunächst Häftlinge aus dem Strafblock, später polnische Geistliche und schließlich Russen, Italiener und Häftlinge unterschiedlichster Nationen. Nach der künstlichen Infizierung durch Mückenstiche oder Injektion von Blut Malariakranker mussten sie weiter arbeiten, bis ein erster Anfall auftrat, dann erfolgte die erneute Aufnahme ins Revier. Zu den Geistlichen, die zu den Experimenten herangezogen wurden, zählte auch Tijhuis. Gerade erst hatte er eine Phase von Krankheiten und die kurze Schonungszeit überstanden, als er am 19. November 1942 zusammen mit weiteren Gefangenen wieder zum Lazarett gebracht wurde. Es gehe um eine harmlose Sache wurde ihnen gesagt. Bis zum 24. November 1942 bleiben Tijhuis und seine Leidensgenossen zunächst im Ungewissen. An diesem Tag – seine Nennung ist für ihn wichtig, feierte der Orden doch an ihm den Gedenktag von Johannes vom Kreuz [heute 14. Dezember] – wurden die Betroffenen vom Pfleger aufgefordert sich beim Arzt zu melden. Tijhuis schreibt: *Als wir der Reihe nach dem Arzt vorgestellt wurden, entnahm dieser uns aus dem einen Arm eine Spritze Blut, während er an dem anderen gleich darauf anderes, aber verseuchtes Blut einspritzte. Hierauf konnten wir wieder gehen und legten uns wieder zu Bett. Nun wußten wir, was los war. Man hatte uns zu den biochemischen Versuchen herangezogen, von denen wir zwar viel gehört, aber weiter nie bekannt geworden waren. Anfangs wurden für die Malariaversuche fast nur Berufsverbrecher gebraucht, gehörten wir nun auch schon zu dieser Kategorie?* Zwei Wochen später erfolgte der Ausbruch der Krankheit: *Unbewußt wie gefährlich die augenblickliche Situation war, lag man darnieder. Alles war einem gleichgültig, man war wirklich krank. Ein Pfleger stand neben dem Bette und sagte lakonisch: (in seiner eigenen Mundart): „Na, hat's ihn halt doch erwischt!“* Tijhuis beschreibt das Gefühl des Ausgeliefertseins und der Hilflosigkeit: krank bei karger Kost. Die medizinische Versorgung stand gänzlich im Zeichen der Versuche. Manche der Patienten wurden mit einem Mittel behandelt, das Schilling testen wollte. Tijhuis selbst bekam *fortwährend weichlich süße Tabletten und zwar, sage und schreibe 216* [an einer anderen Stelle nennt er die Zahl 228] *täglich !!! Morgens um 6 Uhr stand ein Pfleger neben deinem Bette und warf aus einiger Entfernung mit einer Pinzette zielsicher einige Tabletten in deinen Mund. Dieses Spiel wiederholte sich ohne Unterbrechung von Morgens 6 Uhr bis Abends 12 Uhr jede Viertelstunde. ... Keinen Augenblick konnte man sich umdrehen, um einmal zur Ruhe zu kommen, schon stand der Pfleger wieder da mit seinem Tablettenkasten, um dir wieder 3 Stück zu verabreichen.* Tijhuis bemerkt, die gleichen Tabletten auch bei einer anderen Erkrankung bekommen zu haben – auch da ohne Erfolg. Als Komplikation trat Wassersucht auf. Abhilfe sollte, wie ein Pfleger sagte, durch eine Spritze gewährt

werden. *Wie ich das Wort „Spritze“ höre, wird es mir abwechselnd heiß und kalt, denn wiederholte Male war ich Zeuge gewesen, wenn einem Patienten eine Spritze verabreicht wurde „zur Herzstärkung“ und wir ihn nach einer Viertelstunde hinaustrugen. Würde es mir jetzt auch so gehen? Sollte auch ich auf einfachem Wege von meinem Leiden erlöst und „hinüberbefördert“ werden? Viele solche Gedanken huschen mir durch den Kopf, denn allem Anschein nach sind meine Stunden gezählt. Im Geiste sehe ich noch schnell meine Angehörigen daheim, ... die sich ihres Kindes wegen sorgen und seiner Heimkehr harren, die Mitbrüder und alle lieben Freunde und Bekannte. Unglaublich schnell sind sie mir alle vor den Geist getreten, und so habe ich sie wenigstens wie im Traume wiedergesehen!* Tijhuis rechnete mit seinem Tod: *Denn der dünne Faden, an dem der letzte Lebenshauch gefesselt ist, wird wohl bald zerreißen und mir das Tor zur Ewigkeit eröffnen.* Tijhuis erwähnt nur den Vornamen des Oberpflegers: Heini, zweifellos Heinrich Stöhr. Hinter dem Rücken der Ärzte führte er an Patienten, die für Medikamentenversuche bestimmt waren, lebenserhaltende Maßnahmen durch, ebenso manipulierte er Krankenakten oder bestach Ärzte. Auch in Br. Raphaels Fall erfolgte die Behandlung heimlich. Der Karmelitenbruder zitiert den Pfleger: *„So, und wenn Morgenfrüh die SS.Ärzte kommen, darfst du nicht sagen, daß ich dir eine Spritze verabreicht habe, denn dazu habe ich keine Befugnis, hätte ich es aber nicht getan, so hätten wir dich bis dahin schon hinausgetragen.“* Die Spritze brachte Hilfe zum Überleben. *Es war damals der 8. Dezember '42.* Auch hier findet sich wieder die Bedeutung des Datums: *Zum zweiten Male war ich an einem Muttergottestag einem gewissen Tod entronnen.*

In der Hölle des KZ waren für Tijhuis Gebet und religiöses Leben, das sich ganz im Geheimen abspielte, wichtige Kraftquellen. Er hatte, wie er berichtet, *wiederholt das große Glück, einen deutschen Geistlichen zu treffen, der mir gemäß einem Übereinkommen in einem kleinen Stückchen Papier das Sanctissimum übergab. Ohne stehen zu bleiben und ohne ein Wort zu wechseln versteckte ich diesen Schatz unter den Riemen, welchen ich um die Mitte trug. Sobald ich nun auf unseren Block zurückkehrte, gab ich es unserem unvergeßlichen Konfrater P. Titus Brandsma, der mir wiederholt gesagt hat: „Brüderlein, obwohl du kein Priester bist, aber du möchtest gelegentlich die hl. Spezies empfangen können, nimm sie ruhig und bring sie mir!“* Wer beschreibt unsere Freude, wenn ich wöchentlich ein oder gar mehrere Male zu ihm kam, um gemeinsam die Wegzehrung zu genießen, nach welcher wir so sehr hungerten. Gerade hier in den dürren Wüsten des Dachauer Lagers lernte man das höchste unserer Religion nach ihrem ganzen Wert schätzen und empfinden! Nie, und niemals werde ich unserem lieben Herrgott gebührend Dank erstatten können für diese höchst gnadenreiche Zeit. Es war wohl eine Katakombenzeit, wie damals mußten auch wir unserem Gottesdienst nachgehen unter größter Lebensgefahr, aber man scheute keine Mühe, um behutsam, ohne gesehen zu werden und ohne aufzufallen einander die Gnadenmittel der Religion zu reichen und hierdurch Stärkung nach Leib und Seele zu erlangen.

Seine Umsiedlung auf Block 26 hatte eine für sein geistliches Leben wichtige Änderung mit sich gebracht, die Erlaubnis zur Teilnahme an der Eucharistiefeier

in der Lagerkapelle. Ein geistlicher Höhepunkt war die Weihe von Karl Leisner, der er später einen eigenen Bericht mit der Überschrift „In der Hölle geschah ein Wunder“ widmete. Tijhuis gehörte zu der begrenzten Zahl von Geistlichen, die an den Feierlichkeiten teilnehmen durfte. Zeichnerisch begabt, gestaltete er auch die Weiheurkunde und malte ein Andenkenbild. Eine weitere Kraftquelle stellte auch der durch seinen Bruder Hendrik geführte Briefkontakt zu seiner Familie in den Niederlanden und zur Klostersgemeinschaft in Mainz dar. Am 29. April 1945 wurde Br. Raphael Tijhuis mit den zu diesem Zeitpunkt noch im Konzentrationslager befindlichen Häftlingen befreit.

Die Jahre nach Dachau

Am 20. Mai 1945 konnte Tijhuis das Lager verlassen. Nach fünftägiger Reise kam er in seiner niederländischen Heimat an, wo er sich zunächst bei seinen Eltern aufhielt. Die Personalakte vermerkt, dass er im Zeitraum von Mai 1945 bis Mai 1946 dem Konvent Aalsmeer als Professe zugeordnet war. Im Mai 1946 übersiedelte er in den 1927 gegründeten Konvent Nijmegen. Im folgenden Jahr erfolgte, nicht zuletzt aus gesundheitlichen Gründen, seine Versetzung nach Rom, wo er am Collegio S. Alberto als Pförtner tätig war, wobei ihm seine Begabung für Fremdsprachen zugute kam; er *bewegte sich mit Leichtigkeit in internationalen Kreisen*⁵. Für die Studierenden erledigte er hilfsbereit die anfallenden Schreibmaschinenarbeiten. Nach einer entsprechenden Weiterbildung übernahm er die Tätigkeit eines Archivars im Kolleg. Ab 1978 sind wieder Aufenthalte in Mainz nachweisbar, nicht zuletzt auch zur ärztlichen Behandlung. Im August 1979 erfolgte seine erneute Übersiedlung nach Mainz; die offizielle Versetzung wurde im folgenden Jahr ausgesprochen. Am 5. Juni 1981 starb er hier während eines Gottesdienstes, nachdem er einen schweren Herzanfall erlitten hatte. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Klosterfriedhof in Zenderen in den Niederlanden.

Br. Raphael hatte die Strapazen des KZ überlebt, doch litt er bis zu seinem Lebensende körperlich und seelisch an den Folgen. In der Ansprache im Auferstehungsamt für Br. Raphael berichtet Johan Egberink, dass die Jahre in Dachau *seine körperliche und psychische Gesundheit endgültig untergraben* hatten. Über seine Haftzeit bilanzierte Tijhuis: ... *wir waren dem Tode oft so nahe; wir lebten wie in einem Traum Jahre hindurch, am Rande einer gefährlichen Schlucht, welche jederzeit bereit war, uns auf immer und auf Niemals-Wiedersehen aus dem Diesseits zu reißen*. Wie P. Brandsma, der ihm zum Vorbild geworden war, zeichnet auch Br. Raphael Tijhuis kein Feindbild. Seine Aufzeichnungen „Von Kutte und Verbrecherkluft“ beendet er mit den Worten: *Ich*

5 Karmel-Echo Nr. 5 vom Juli 1981, S. 42.

habe hier nun über Dachau geschrieben, um die satanischen Methoden des Naziregimes wahrheitsgemäß zu belichten, nicht aber um Haß oder Rache anzufachen oder Vergeltungsmaßnahmen zu nähren. Es soll also weder eine Anklage noch ein Bekenntnis sein! ... Würde diese Schrift etwas anderes erzielen, es wäre mir Leid, damit angefangen zu haben!

Lebensdaten

10.10.1913	geb. in Rijssen. Eltern Herman Tijhuis und Aleida Maria, geb. Altink
25.01.1932	als gelernter Maler Eintritt in das Karmelitenkloster Boxmeer; Ordensname: Bruder Raphael
30.08.1933	Zeitliche Profess
04.09.1934	Versetzung ins Mainzer Karmelitenkloster
08.09.1936	Ewige Profess
10.05.1940	Deutscher Überfall auf die Niederlande
25.07.1940	Festnahme durch die Gestapo
30.10.1940	Verurteilt wegen Verstoßes gegen das „Heimtückegesetz“
Ab 08.11.1940	Haft in der JVA Frankfurt-Preungesheim
31.01.1942	Verlegung ins Staatspolizeigefängnis Darmstadt
13.03.1942	Ankunft im KZ Dachau
29.04.1945	Befreiung aus dem KZ
1947	Im Konvent Aalsmeer, dann Nijmegen
1947	Pförtner im Collegio S. Alberto, Rom
August 1979	Rückkehr nach Mainz
05.06.1981	gest. nach schwerem Herzanfall, begr. in Zenderen

Quellen

Archiv Deutsche Provinz der Karmeliten:

Personalakte Tjhuis

Bundesarchiv Berlin:

Abt. Reichsjustizministerium, R 3001 / 129 307 (Prozessakte Tjhuis)

Hausarchiv und Bibliothek Karmelitenkloster Mainz:

Chronik des Klosters; Manuskript: Tjhuis, Raphael: Von Kutte und Verbrecherkluft.

Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHSTAW):

Abt. 409/4: Häftlingskarteikarte Tjhuis; Abt. 409/4, Nr.7846: Gefangenenpersonalakte Tjhuis

Nederlands Carmelitaans Instituut, Boxmeer [NCI]:

AP 863-03: Nederlands Typoscript (Bericht von 1945 über die Gefangenschaft im KZ Dachau); III / 614: „Mij gaat het goed“. Relas over het concentratiekamp Dachau, het leven en sterven aldaar van P. Titus Brandsma OCarm door zijn medebroeder en kampgenoot, Rom 1959 (Zitate aus diesen Quellen wurden von der Autorin übersetzt).

Literatur

Hans Carls, Dachau. Erinnerungen eines katholischen Geistlichen aus der Zeit seiner Gefangenschaft 1941–1945 (= Dokumente zur Zeitgeschichte II). Köln 1946.

Karl Hausberger, Das Konzentrationslager Dachau. In: Georg Schwaiger (Hg.), Das Erzbistum München und Freising in der Zeit der nationalsozialistischen Herrschaft, Bd. I. München, Zürich 1984.

Rainer Heubeck, 50.Todestag von Heinrich Stöhr. „Der Engel von Dachau“. In: Weißenburger Tagblatt vom 9. Dezember 2008.

Gerhard Hirschfeld, Fremdherrschaft und Kollaboration. Die Niederlande und die deutsche Besatzung 1940–1945 (= Studien zur Zeitgeschichte 25). Stuttgart 1984.

Innerlijke reis Dachau. Voor bij de grens. Dagboek van Raphaël Tjhuis met daarin de laatste dagen van Titus Brandsma. Leeuwarden 2005.

Karmel-Echo Nr. 5 von Juli 1981.

Othmarus Lips, Van pij en boevenpak. 's Hertogenbosch 1946.

Eike Lossin, Katholische Geistliche in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Frömmigkeit zwischen Anpassung, Befehl und Widerstand. Würzburg 2011.

Arie L. Molendijk, Versäulung in den Niederlanden: Begriff, Theorie, lieu de mémoire. In: Friedrich Wilhelm Graf und Klaus Große Kracht (Hg.), Religion und Gesellschaft. Europa im 20. Jahrhundert (= Industrielle Welt 2007). Köln, Weimar, Wien 2007, S. 307–327.

Johann Neuhäusler, Wie war das im KZ Dachau. Ein Versuch, der Wahrheit näherzukommen. München ⁵1963.

Friedrich Schütz, „Kampfzeit“, Zur Geschichte der NSDAP am Beispiel Mainz. In: Lebendiges Rheinland-Pfalz 20 (1983) Heft 1, S. 26–29.

Frank Teske, Nationalsozialistische Machtübernahme und „Gleichschaltung“. In: Wolfgang Dobras, Der Nationalsozialismus in Mainz 1933–1945. Terror und Alltag (= Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 36). Mainz 2001, S. 11–33.

Frieso Wielenga, Die Niederlande. Politik und politische Kultur im 20. Jahrhundert. Münster u.a. 2008.

Rektor Ernst Plum (1915–1963)

Priester und Pädagoge

Christoph Nebgen

Es kommt gelegentlich vor, dass die berufliche Tätigkeit eines Menschen von der Allgemeinheit so sehr als zur Persönlichkeit zugehörig empfunden wird, dass sie im Alltagsleben zum festen Bestandteil seines Namens wird und so den Vornamen auf vornehme Art und Weise gleichsam ersetzt. So ist es auch bei dem Mainzer Geistlichen Ernst Plum, an den in seiner Heimatstadt noch heute der Rektor-Plum- und nicht etwa ein Ernst-Plum-Weg erinnert. Die am Münchfeld gelegene Straße ist nicht zufällig gewählt, der Ort steht in konkreten Lebensbezügen zum derart Geehrten: Der Weg führt zum einen zum Sterbeort Plums, zum anderen aber auch zu seinem Lebenswerk, dem Ketteler-Kolleg, auf dessen Baustelle er 1963 durch Herzversagen früh aus dem Leben gerissen wurde.

Familiäres Umfeld und Schulzeit

Ernst Valentin Maria Plum kam am 15. Februar 1915 in Mainz als sechstes von sieben Kindern des Zeichners und Glasmalers Franz Martin Plum und seiner Ehefrau Karoline (genannt Lina), geb. Kraus, auf diese Welt. Am 21. Februar wurde er in der katholischen Pfarrkirche St. Stephan getauft, seine Eltern lebten zu diesem Zeitpunkt auf dem Kästrich, später siedelten sie in die Weihergartenstraße um. Das Atelier für Glasmalerei, das sein Vater gemeinsam mit dem Großvater Bernhard Kraus betrieb, befand sich in der Nähe des Südbahnhofs. Väterlicherseits stammte die Familie ursprünglich aus Linnich im Kreis Jülich, wo der Großvater Hermann Joseph Plum als Schuhmacher tätig gewesen ist. Die Familie von Lina Plum kam aus Oberrodten nach Mainz. Die Liebe zur Kunst wurde in der Familie gepflegt, und die Talente der Kinder wurden gefördert. Ein malerisch begabter Bruder starb jung, der Bruder Josef Plum begründete eine Paramentenwerkstatt, dessen Sohn Alois führt die Kunst der Glasmalerei bis heute weiter. Ernst Plums besondere Liebe galt schon in der Jugendzeit dem Theater, eine Leidenschaft, die er später in Konvikt und Abendschule in pädagogischer Zielrichtung durch die Einrichtung einer Laienspiel-AG wieder aktiv ausleben konnte. Zu seinem Konabiturienten, dem späteren Koblenzer Thea-

terschauspieler Fritz Bockius, Sohn des Zentrumspolitikers gleichen Namens, hielt er zeitlebens freundschaftlichen Kontakt. Durch seinen Vater wuchs Ernsts Kenntnis über die moderne darstellende Kunst und Architektur, im letzteren Bereich galt seine große Bewunderung den Bauten von Le Corbusier. Neben dieser künstlerischen Ader wurde im familiären und kirchlichen Umfeld Ernst Plums Sensibilität für soziale Probleme geschärft. Priesterliches Vorbild wurde so Pfarrer Franz Adam Landvogt, der ihm später auch notwendige Bescheinigungen für die Zulassung zum Eintritt ins Priesterseminar ausstellte.

Von Ostern 1927 an besuchte der Junge das humanistische Gymnasium der Stadt. In seinem Zeugnis der Reife vom 7. März 1933 wird als Berufswunsch eingetragen, dass er sich dem Studium der Theologie widmen möchte. Die schulischen Leistungen erscheinen durchwachsen: In den Kopfnoten (Betragen und Aufmerksamkeit) und in der Religionslehre erhielt er die einzigen *sehr gut* des Zeugnisses. Ansonsten ist die Bewertung meist *gut* oder *im ganzen gut*, in Chemie und Turnen allenfalls *genügend*. Um seinem Wunsch, ins Mainzer Seminar eintreten zu dürfen, möglichst schnell nachkommen zu können, hatte er bei seinem Religionslehrer, dem Priester Johannes Sartorius, bereits das Hebraicum abgelegt. Sartorius bescheinigte ihm dies im Juli 1933 mit dem Zusatz: *Er ist ein gediegener, gewissenhafter Mensch, von guter Begabung, Ein mustergültiger Schüler.*¹

Studium und Einsatz im Reichsarbeitsdienst

Nach Aufnahme ins Priesterseminar im Herbst 1933 absolvierte er das Studium mit durchschnittlichem Erfolg. Als folgenreich sollte sich eine durch die politischen Umstände erzwungene Studienunterbrechung erweisen: Entgegen den Vereinbarungen des Konkordats von 1933 wurden im Frühjahr 1936 zahlreiche Theologiestudenten zum Reichsarbeitsdienst verpflichtet. Dieser dem Militärdienst vorgelagerte halbjährige Arbeitseinsatz war unter Hitler für alle jungen Männer – mit Kriegsbeginn 1939 auch für junge Frauen – zur Verpflichtung geworden. Die über das ganze Reichsgebiet verstreut eingesetzten Gruppen erledigten öffentliche Arbeiten wie Straßenbau und Errichtung militärischer Anlagen. Zugleich wurden die jungen Menschen „weltanschaulich“ im Sinne des NS-Regimes geschult und paramilitärisch ausgebildet. Ernst Plum verschlug es so in den Raum der Stadt Schneidemühl (heute Pila in der polnischen Woiwodschaft Großpolen). Am Karfreitag, 10. April 1936, teilte er dem Mainzer Regens Ernst Thomin seine ersten Eindrücke mittels einer Postkarte mit: *Hochwürdiger Herr Regens! Zum hl. Osterfest sendet Ihnen und den anderen Herren einen frohen Ostergruß ein Arbeitsmann aus der Ostmark. Ich finde mich schon ganz*

1 Empfehlungsschreiben Johannes Sartorius vom Juli 1933; DDAMz, Personalakte Ernst Plum.

gut zurecht im Lagerleben und glaube, daß ich auch körperlich das halbe Jahr gut überstehen werde. Jetzt haben wir die Soutane mit dem grauen Arbeitsdrilch vertauscht und bleiben doch was wir waren. Der Abteilungsführer versprach mir betr. Ausübung unserer religiösen Pflichten nie etwas in den Weg legen zu wollen. In den ersten Wochen darf ich natürlich noch nicht in die Kirche, bis die Ausbildungszeit vorüber ist. Vorläufig haben wir ja nur Sport, Exerzieren und Unterricht. Ich habe mich schon oft unterhalten mit dem Abteilungsführer. Ich soll ihm einen Bericht über meine ersten Eindrücke machen. Das Lager ist wirklich in Ordnung. Nochmals Ihnen, hochwürdiger Herr Regens, und dem ganzen Priesterseminar Grüße.²

Plums große Offenheit für menschliche Begegnungen, die in seinem Schreiben bereits aufscheint, sorgte während dieses halben Jahres unverhoffter Weise auch in geistlicher Hinsicht für neue, wegweisende Bekanntschaften und Gespräche. Die Freie Prälatur Schneidemühl war aufgrund der Grenzverschiebungen nach dem 1. Weltkrieg eingerichtet worden und sollte die pastorale Versorgung der katholischen Diasporagemeinde sichern. Durch den Freien Prälaten Franz Hartz kamen in dieser Zeit die verstreut eingesetzten Theologiestudenten miteinander in Kontakt und trafen sich an den dienstfreien Abenden in den Räumlichkeiten der Prälatur. Plum lernte so den einen Monat jüngeren, späteren Aachener Diözesanpriester Anton Knippen kennen, zu dem sich in der Folge eine enge Freundschaft entwickelte. Beide sollte in der Nachkriegszeit das gemeinsame Engagement für die kirchliche Bildungsarbeit verbinden. Knippen wurde im Bereich des Bistums Aachen vor allem im Feld der Berufsschulen tätig und war lange Zeit für das Bistum Aachen als Sprecher des „Wortes zum Sonntag“ aktiv. Eine weitere wichtige Gestalt in dieser Gruppe war der Vikar der Prälatur, Heinrich Maria Jansen, der 1957 Bischof von Hildesheim werden sollte. Anton Knippen erinnert sich an die gemeinsamen Abende in dieser Zeit, bei denen Jansen als geistlicher Hausvater fungierte: *Hier kam es zu den wesentlichen Gesprächen, heftigen Diskussionen, humorvollem Geplänkel mit schallendem Gelächter, zu manchmal harten Auseinandersetzungen, in denen sich Kontakte schlossen. Vor allem die Frage unseres Lebens aus dem Glauben in der konkreten Situation, der Paradoxie des Christentums in der gegenwärtigen Welt, unseres Dienstes in der scheinbaren Verlorenheit waren solche Themen, die ich mit Ernst auch später als Priester immer wieder durchgesprochen habe.³*

Diese sicherlich horizontenerweiternden Erfahrungen schlugen sich auch in seiner Korrespondenz mit der Heimat nieder. Am 26. Juni 1936 berichtete Plum erneut seinem Mainzer Regens über sein weiteres Schicksal und die Lebensbedingungen im Arbeitsdienst: *Nehmen Sie heute einen Gruß von mir. Er gilt auch den anderen Herren und der ganzen Seminargemeinschaft. Das Semester neigt sich ja jetzt schon seinem Endt [sic] zu und auch unsere Dienstzeit ist schon zur Hälfte herum. Nur gibt es bei uns kein Semestralexamen! Aber dafür sportliche Prüfungen und ähnliches. Unser Leben verläuft*

2 Plum an Regens Thomin, 10. April 1935; Archiv des Mainzer Priesterseminars.

3 In memoriam, S. 15.



Ernst Plum als Primiziant im Januar 1939

hier recht „erdverbunden“. Man spürt etwas vom Lebensrhythmus [sic!] in der Natur. Ich habe dieses Leben wirklich lieb gewonnen, und es ist auch nicht ohne Freude. Die Blumen am Wegesrand, die singenden Lerchen am Morgen, sie müssen uns erfreuen, denn sie künden ja von Gottes ewiger Größe und seiner Liebe zu uns Menschen. Im Kleinen müssen wir das Große sehen. – Ich hatte in der letzten Zeit viele Aussprachen mit meinen Führern, oft machte es mir Freude, aber ich sehe meine Hauptaufgabe hier nicht darin, religiöse Diskussionen zu führen, sondern als wahrer Christ zu leben und dadurch zu wirken. Ich bitte Sie, Herr Regens, helfen Sie mir durch Ihr Gebet. Und nochmals einen frohen, sommerlichen Gruß.⁴

Kurze Zeit zuvor, während der Pfingsttage, hatte die Schneidmühler Gruppe von Theologen im Reichsarbeitsdienst einen Kurzurlaub in Kolberg an der Ostsee organisiert. Die dortigen Tage waren von Ernst Tewes geistlich vorbereitet worden. Tewes, eigentlich Kölner Diözesanpriester, engagierte sich zu diesem Zeitpunkt

seelsorglich im Rahmen der wandernden Kirche des Bistums Berlin. Theologisch war er stark durch die Anliegen des Bundes Quickborn und persönlich vor allem durch Romano Guardini beeinflusst. Zeitlebens, auch nach seiner Ernennung zum Münchner Weihbischof 1968, trieb ihn die Frage nach der adäquaten christlichen Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel und der entsprechenden kirchlichen Organisationsform um. Für Ernst Plum waren diese intensiven gemeinsamen Tage unter Anleitung des theologisch innovativen Tewes besonders bedeutsam und sie sollten seine priesterliche Lebensführung entscheidend prägen. Anton Knippen resümiert kurz die entscheidenden Punkte, die sich während des Pfingstfestes 1936 für Ernst Plum erschlossen hatten: *Die Freundschaft allein genügt nicht, der größere Aktiv-Kreis ist nötig, die „Tuchföhlung“ und Hilfe zur Meditation, um im Reich Gottes wirken zu*

4 Plum an Regens Thomin, 26. Juni 1936; Archiv des Mainzer Priesterseminars.

*können. Priesterliche Gemeinschaften als Kern priesterlichen Wirkens war die richtige Erkenntnis und Konzeption seiner [Plums] seelsorglichen Linie.*⁵

Es waren jedoch nicht nur solche „erbaulichen“ Erfahrungen, die dem jungen Ernst Plum während seiner Zeit im Reichsarbeitsdienst beschert wurden. Ende August 1936 wurde er gemeinsam mit Anton Knippen und einigen anderen ausgewählt, um den Arbeitsgau beim Reichsparteitag zu repräsentieren: *Die beiden Vorbereitungswochen und die nach menschlichem Ermessen unnachahmliche Apotheose in Nürnberg wurden für Ernst und mich [Anton Knippen] zu der brennenden Frage: Wie können wir, die Kirche, uns dieser gottfremden, gottunfähigen Welt öffnen? Können wir sie durchdringen, sie auf uns nehmen oder müssen wir daran zugrunde gehen? Die „Torheit des Kreuzes“ bedeutete damals nicht und nie für Ernst eine Resignation. Das Wesen der Offenheit auf die Welt hin verlangt vielmehr als reale Lösung – Hingabe...*⁶

Priesterweihe und Kriegserfahrungen

Mit diesen Erfahrungen im geistigen Gepäck vollendete Ernst Plum im Laufe des Jahres 1938 seine theologischen Studien und wurde am 6. Januar 1939 im Mainzer Dom durch Bischof Albert Stohr zum Priester geweiht. Sein Primizspruch war dem Galaterbrief entnommen: „Einer trage des anderen Last und so erfüllet ihr Christi Gesetz“ (Gal 6,2). Er sollte Programm für sein priesterliches Leben werden.

Seine Kaplanszeit begann Plum am 1. März des Jahres in der Pfarrgemeinde St. Joseph in Hausen im Dekanat Offenbach. Doch seine Ausbildungszeit wurde schon bald und erneut jäh unterbrochen. Nach Kriegsbeginn erhielt auch er den Einberufungsbescheid, der ihn ab dem 13. Juni 1940 in den Wehrdienst zunächst nach Frankreich, dann schon bald an die Ostfront führen sollte. Dort war er an wechselnden Orten als Sanitätssoldat eingesetzt und geriet schließlich am 30. August 1944 in russische Kriegsgefangenschaft, die er im Gefangenenlager Kupiansk im Donezkbecken, 120 Kilometer östlich von Charkow gelegen, verbringen musste. Er selbst hat über die Erlebnisse und Entbehrungen dieser Zeit nur selten und allenfalls in feinen Andeutungen gesprochen. In der Nachbetrachtung war ihm jedoch bewusst geworden, dass er sowohl durch seine Tätigkeit als Sanitätssoldat wie auch durch sein Wirken unter den Mitgefangenen als Seelsorger weiter gereift war und diese Erfahrungen sein zukünftiges priesterliches Tun bestimmen sollten. Später äußerte er gegenüber einem Konviktoristen, dass ihm in der Kriegsgefangenschaft klar geworden sei, wo und wie

5 In memoriam, S. 15.

6 Ebd., S. 16.

er nach seiner Rückkehr als Priester wirken wolle: unter jungen Menschen, für eine neue Generation, die eine andere Gesellschaft formen sollte.

Er eignete sich in dieser Zeit aber auch einige Brocken Russisch an und suchte in seiner menschlich so aufgeschlossenen Art Kontakt zur Bevölkerung. So erklärt sich auch die Schilderung einer zufälligen Begegnung mit dem ebenfalls in Russland stationierten Mainzer Mitbruder Georg Enders, von der dieser in einem Brief in die Heimat am 2. November 1941 begeistert berichtete: *Heute habe ich [Georg Enders] seit dem 15.6. das erstmal wieder zelebriert. War ich froh darüber! Ernst Plum, den ich gestern zufällig auf der Straße traf, hat mir diese Stunde vermittelt. In einem sauberen russischen Haus, vor einer schönen Christus-Ikone stand der kleine, schön geschmückte Altar.*⁷ Eine Ikone, die sich noch heute im Familienbesitz befindet, die Vorliebe für Blechgeschirr und das starke Rauchen waren Dinge und Angewohnheiten, die er aus der Kriegszeit mit nach Hause brachte. Zehn Jahre nachdem Ernst Plum im Juni 1948 aus der russischen Gefangenschaft entlassen worden war, schrieb ein ehemaliger Mitgefangener, Franz Döbereiner, Lehrer aus Arzberg in Oberfranken, an das Mainzer Ordinariat mit der Bitte, ihm doch freundlicherweise die aktuellen Kontaktdaten von Kaplan Plum mitzuteilen, den er aus der Zeit der gemeinsamen russischen Kriegsgefangenschaft kenne. Kernanliegen des Briefes ist es eigentlich, durch Plums Unterstützung das unbekannte Schicksal eines gemeinsamen Kameraden aufzuklären. Der Brief vom November 1958 endet jedoch in einer prägnanten Beschreibung des Wirkens von Ernst Plum unter seinen Mitgefangenen zwischen 1944 und 1948: *Ich selbst könnte dem damaligen H.H. Kaplan dafür danken, daß er mir und vielen anderen Kameraden in schwersten Stunden durch sein Beispiel, durch seine Haltung, durch eine Deutung des scheinbar Sinnlosen und später auch durch heimliche Sakramentenspendung unendlich viel geholfen hat.*⁸

Rückkehr nach Mainz

Im Sommer 1945 hatte man in seiner Kaplanspfarre Hausen nach einer irrtümlichen Todesnachricht bereits ein Totenamt für Ernst Plum gehalten. Über heimkehrende Kameraden kam jedoch schon bald die Nachricht, dass er nicht gestorben war. Am 17. September 1946 konnte der Suchdienst des Diözesan-Caritas-Verbandes für das Bistum Aachen dem Mainzer Generalvikariat dann mitteilen, dass sie durch den entlassenen Soldaten Josef Becker aus Aachen nun sichere Auskunft darüber besäßen, dass Kaplan Ernst Plum am Leben sei und sich weiterhin in russischer Gefangenschaft

7 Fischer-Wollpert, Georg Enders, S. 18.

8 Franz Döbereiner an das Bischöfliche Ordinariat Mainz, November 1958; DDAMz, Personalakte Ernst Plum.



An der Ostfront im August 1941

befinde. Als er schließlich nach vierjähriger Gefangenschaft im Sommer 1948 nach Mainz zurückkehren konnte, war er gesundheitlich angegriffen. Bereits 1935 hatte Regens Thomin feststellen müssen, dass Plum *gesundheitlich nicht ganz fest* sei. Die Entbehrungen in Rußland hatten zu dem für Kriegsheimkehrer typischen Krankheitsbild geführt, das die ärztliche Diagnose als Dystrophie bezeichnet. Die Mangelernährung dieser Zeit löste bei Plum immer wieder Kreislaufprobleme aus. Doch die Not der Nachkriegszeit gestand dem Heimkehrer keine lange Regenerationszeit zu. In der vom Krieg so stark zerstörten Stadt ging es um „Wiederaufbau“ in allen Bereichen, und so wurde jede neu hinzugewonnene Personalkapazität schnellstens in die Pflicht genommen. Ausdruck hiervon gibt ein Brief von Pfarrer Landvogt, den er im Sommer 1948 in Sachen Plum an das Ordinariat schrieb: *Denkmalspfleger Dr. Arenz [sic!], wohnhaft im Pfarrhaus von St. Ignaz, hat mich schriftlich aufgefordert, die Ernennung des Herrn Kaplans Ernst Plum für St. Peter zu „erreichen“. Um nichts zu versäumen, berichte ich darüber. Der Denkmalspfleger führt als Grund an, daß ich überlastet sei und daß die Arbeit für St. Peter dringend notwendig sei. Herrn Kaplan Plum hält er für die Bauarbeit besonders geeignet, weil er bei seinen Eltern Wohnung hat, die ich ihm nicht bieten kann. Er will diesen Vorschlag auch persönlich vortragen. Es ist nicht meine Aufgabe, über diesen Plan des Denkmalspflegers ein Urteil abzugeben, ich will aber auch nichts unterlassen, was zur Rettung von St. Peter dienen kann.*⁹

9 Pfarrer Landvogt an das Bischöfliche Ordinariat Mainz, Juli 1948; DDAMz, Personalakte Ernst Plum.

Aus Ernst Plum wird Rektor Plum

Für den gesundheitlich Angeschlagenen bot sich jedoch rasch eine Aufgabe, die weit eher dem entsprach, was in der Zeit der Gefangenschaft in ihm als Wunsch gereift war: Am 15. Juli 1948 wurde ihm mitgeteilt, dass er gleich am folgenden Tag die Stelle als Subrektor des Bischöflichen Konvikts antreten solle. In den baufälligen Räumlichkeiten des Hauses in der Grebenstraße 9 sollte er zukünftig den Konviktsdirektor Dr. Ernst Straßer entlasten, der gleichzeitig als Ökonom und Repetitor für Dogmatik am Priesterseminar tätig war. Dies erwies sich als glückliche Fügung, sowohl für Ernst Plum als auch für das Konvikt. Gleichwohl brachte das Jahr 1948 private Schicksalsschläge mit sich. 14 Tage nachdem er zu seiner Familie hatte zurückkehren können, war sein Vater Martin gestorben, an Weihnachten folgte der Tod der Mutter Lina. Als im folgenden Jahr Dr. Straßer als erster Studentenseelsorger an die katholische Hochschulgemeinde der frisch eröffneten Mainzer Universität berufen wurde, löste Ernst Plum ihn im Amt als Direktor des Konvikts ab. Von 1952 an erhielt er Unterstützung durch den neuen Subrektor Peter Manns, der dann 1959 für seine wissenschaftliche Tätigkeit am Institut für Europäische Geschichte freigestellt wurde.

Diese Unterstützung war nötig geworden, weil es Rektor Plum gelang, das Profil des Konvikts Schritt für Schritt auszubauen und den Erfordernissen der Zeit anzupassen. Unter Bischof von Ketteler war es ursprünglich als internatsähnliche Wohnstätte für von Landpfarrern zum Studium empfohlene junge Gymnasiasten eingerichtet worden. Plum öffnete das Haus nun zunächst auch für Männer, die sein Schicksal als Soldat und Kriegsgefangener geteilt hatten und die es als Spätberufene ins Priesteramt zog. Ihnen wurde hier die Möglichkeit gegeben, die für das Studium notwendige Hochschulreife zu erlangen. Sukzessive jedoch erweiterte Ernst Plum den Zugang zu diesem wichtigen Bildungsangebot. Konfession und Geschlecht spielten dabei keine Rolle.

Die bauliche Situation, die Plum in der Grebenstraße vorfand, war desolat. Das Gebäude selbst war durch Kriegsschäden nur eingeschränkt nutzbar und musste ständig neu und dabei den Umständen geschuldet oft allenfalls provisorisch ausgebessert werden. Der Wohnraum wurde mit zeitweise neun weiteren Mietparteien geteilt, die als Ausgebombte in der Kriegszeit hier Platz gefunden hatten. Durch Ernst Straßer war das Gebäude noch dazu als Schlafgelegenheit für Studierende geöffnet worden. Mit tatkräftiger Unterstützung der Konviktoristen konnte das Gebäude allmählich saniert und den Erfordernissen gemäß umgebaut werden. Das Konzept des Hauses, sich auf die Ausbildung Spätberufener zu konzentrieren und „nebenbei“ das für alle Interessenten zugängliche Angebot eines Abendgymnasiums zu schaffen, erwies sich schon bald als Erfolgsmodell. Im Februar 1957 konnte Rektor Plum in einem Schreiben an Bischof Stohr feststellen: *Das Abendgymnasium hat sich als Erwachsenenschule gut eingeführt. Es ist längst aus dem Versuchsstadium herausgewachsen und hat sich in*

*Schulkreisen und beim Kultusministerium Achtung verschafft. Das Lehrerkollegium setzt sich aus erfahrenen Fachkräften zusammen und ist in sechs Jahren seit Bestehen der Schule ziemlich konstant gewesen. Mit den Prüfungsergebnissen kann man in jeder Hinsicht zufrieden sein. (Im letzten Jahr hat unter 28 Abiturienten nur einer die schwierige „Externe Reifeprüfung“ nicht bestanden). Von den 75 Absolventen studieren 50 Theologie. Unser Institut ist praktisch eine interdiözesane Einrichtung geworden, dem die Diözesen des südwestdeutschen Raumes gerne ihre Spätberufenen zur Ausbildung schicken. Mit den Diözesen Trier, Speyer, Rottenburg und Würzburg bestehen auch in finanzieller Hinsicht feste Abmachungen. Sie zahlen außer den Beihilfen an bedürftige Spätberufene monatlich DM 15,-- pro Schüler an die Schule. Auch ohne die noch umstrittene Finanzhilfe des Landes im Rahmen des Privatschulgesetzes steht das Abendgymnasium z.Zt. wirtschaftlich einigermaßen sicher da. ...¹⁰ Um die Finanzierung des gesamten Unternehmens zu sichern, hatte Rektor Plum einen festen Unterstützerkreis finanziell potenter Gönner aufgebaut, zu dem etwa Eltern von Schülern gehörten, später aber auch die in Lohn gekommenen Absolventen der Schule selbst. Rektor Plum pflegte den Kontakt zu seinen Ehemaligen und zeigte reges Interesse an ihrem weiteren beruflichen wie privaten Schicksal. Bald schon organisierte er auch jährliche Ehemaligentreffen in den Räumen des Konvikts. Die völlige Umgestaltung der Schule auf die Bedürfnisse Spätberufener und den sogenannten zweiten Bildungsweg hin ließ die Konvikte in Bensheim und Dieburg zu den einzig verbliebenen klassischen Schulen dieser Art im Bereich des Bistums werden, die allerdings beide im Bundesland Hessen lagen. Im bereits zitierten Brief an Bischof Stohr geht Plum auch darauf ein: *Die Umwandlung in ein Heim für Spätberufene hat das Konvikt vor einer zweckfremden Verwendung bewahrt. Das Fehlen eines Freigeländes und die ungünstige Lage machten und machen unser Haus als Knabenkonvikt ungeeignet. Auch die Nähe des Domes hebt für jüngere Schüler diese Mängel nicht auf. Als Wohnhaus wäre es außerdem in der alten Raumaufteilung unzweckmäßig gewesen. Nach der inzwischen erfolgten Neugliederung und der noch laufenden Renovation genügt das Gebäude auf Jahre hinaus den Ansprüchen, die man heute an ein Jugendwohnheim stellt, wenn wir nur eine andere Kapelle und eine Personalwohnung erhalten. Die jetzige Kapelle wäre leicht in einen Gemeinschaftsraum umzuwandeln. Unsere Arbeit darf sich selbstverständlich nicht nur auf eine geordnete Schulausbildung erstrecken, sie hat ja vielmehr eine geistliche Zielsetzung. Jedes Jahr kommen mindestens 20 junge Werktätige ins Haus, die zu Beginn ihrer Ausbildung meist nicht ahnen, wie tiefgreifend der Prozeß der Umerziehung ist, der ihnen bevorsteht. In der Schule müssen wir sie hart anfassen und in geistige Zucht nehmen. Im Heim sollen sie nicht nur zum Gemeinschaftsleben erzogen, sondern auch zu musischer Betätigung angeregt und in Arbeitskreisen, Vorträgen etc. an Gegenwartsfragen herangeführt werden.**

10 Plum an Bischof Stohr, Februar 1957; DDAMz Akzession 7-94, Nr. 52.

*Das Entscheidende geschieht jedoch in aller Stille in der Kapelle. Voll Freude darf ich feststellen, daß in unserer Kapelle viel gebetet wird.*¹¹

Wichtige und von Plum auch privat geschätzte und oft genutzte Bildungsmöglichkeit war das Reisen. So war schon im Heiligen Jahr 1950 und auch 1954 Plums Wohn- und Arbeitszimmer in der Grebenstraße 9 gleichzeitig zum Organisationsbüro der großen Jugendwallfahrt nach Rom geworden, bei der jeweils fast 1.000 junge Menschen aus dem Bistum Mainz teilnahmen und die er leitete. Sobald sich ab etwa Mitte der fünfziger Jahre die verkehrstechnischen Möglichkeiten ergaben, wurden den Konviktoristen Studienfahrten teilweise auch mehrmals im Jahr angeboten. Zielpunkte waren meistens kirchenhistorisch interessante Orte in der näheren Umgebung wie die Abtei Eibingen, die Abtei Maria Laach, später das Kloster Andechs, aber auch Gemeinschaftsfahrten etwa zum Katholikentag 1956 nach Köln oder nach Berlin und Dresden wurden durchgeführt. Bald folgten Fahrten ins europäische Ausland. So konnte schon 1955 eine Ferienfreizeit an die niederländische Nordseeküste organisiert werden. Im Juni 1957 wurde eine mehretappige Frankreichreise unternommen, die die Reisegemeinschaft unter Führung des frankreicherfahrenen und kunstliebenden Rektor Plum unter anderem nach Cluny, Ars und Colmar führte, während der man aber auch im ehemaligen Konzentrationslager Struthof und in Taizé Halt machte. Sowohl für den Aspekt der Aufarbeitung der jüngeren deutschen Vergangenheit als auch für ökumenische Initiativen hatte Plum eine „Antenne“. Als Ausflugsziel für die Wochenenden hatte Rektor Plum 1949 mit dem Bau der Bardohütte bei Schlangenbad begonnen. Auf einem kleinen Waldgrundstück nahe bei dem Kurort baute die Konvikts-gemeinschaft in Eigenleistung ein einfaches Ferienhäuschen, das zur Rekreation, aber auch für gemeinsame Feiern und Freizeiten genutzt werden konnte. All dies sind pädagogische Elemente, die Plum aus der katholischen Jugendbewegung kannte und die stark an das erinnern, was Romano Guardini in seinem Bericht „Aus einem Jugendreich“ über den Mainzer Juventus beschrieben hatte; gleiches gilt für das bereits genannte Theaterspiel. Die Psalmenübersetzung Guardinis war Plums Lieblingslektüre, das zerlesene Heftchen trug er stets bei sich.

Frankreich-Erfahrungen

Was zu diesem zeitgenössischen „deutschen“ Element in seiner theologischen Prägung hinzutrat, war ein intensives Interesse am geistig-religiösen Leben Frankreichs. Durch die während verschiedener privater Frankreichfahrten aufgebauten persönlichen Kontakte etwa zum Weihbischof von Lyon, Alfred Ancel, und dem Dominikaner Jacques Loew wurde Plum deutlich, dass in der französischen Kirche bereits in innovativer

¹¹ Ebd.; DDAMz Akzession 7–94, Nr. 52

Weise gesellschaftliche Problemstellungen angegangen worden waren, die er auch für Deutschland wahrnahm. Hierbei ging es insbesondere um die adäquate Lebensform der Priester und das kirchliche Verhältnis zur „arbeitenden Masse“. Besonders inspirierte Plum die Priestergemeinschaft des Prado, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch den Lyoner Diözesangeistlichen Antoine Chevrier aufgebaut worden war. Persönlich in seiner Lebensführung beeinflusst durch den heiligen Pfarrer von Ars, Jean-Maria Vianney, hatte Chevrier den Gedanken einer einfachen, kommunitär organisierten, priesterlichen Lebensweise in engem Kontakt zu den Lebensbedingungen der Industriearbeiter weiter entwickelt und eine wachsende Gruppe Gleichgesinnter um sich geschart. Seit 1957 befindet sich die mittlerweile international auftretende Gemeinschaft des Prado kirchenrechtlich im Range eines Weltlichen Institutes päpstlichen Rechts.

Die von Belgien und Frankreich ausgehende Bewegung der Arbeiterpriester hingegen lernte Plum in einer für sie weitaus schwierigeren Situation kennen. Seit dem Tod ihres einflussreichen Protektors Kardinal Emmanuel Suhard von Paris 1949 war die zu diesem Zeitpunkt über den ganzen frankophonen Raum verbreitete, lose organisierte Priestergruppe vermehrt in die Kritik und Beobachtung durch Rom geraten. Der Ansatz, missionarisch unter der Arbeiterschaft zu wirken, indem die dort tätigen Geistlichen völlig in deren Lebenswirklichkeit eintauchen und selbst zu Arbeitern werden, war mit dem traditionellen Priesterbild für manche kirchliche Kreise nur schwer vereinbar. Für Ernst Plum bestand jedoch hierin eine echte Chance für das Christentum, worin er sich durch seine eigenen Lebenserfahrungen in Reichsarbeitdienst, Krieg, Gefangenschaft und in seiner eigenen Ausbildungstätigkeit unter Spätberufenen, die meist aus dem Arbeitermilieu stammten, bestärkt fühlte.

In ihm reifte so die Idee, diese Entwicklungen der französischen Kirche in einer Art Praktikum kennenzulernen und intensiv zu beobachten, um so zu einer Einschätzung über die mögliche Nutzbarmachung des Modells für die deutsche Kirche, respektive für das Bistum Mainz, zu gelangen. Unterstützung fand Ernst Plum hierin bei Weihbischof Josef Maria Reuß, der ihn dann während der dreimonatigen Zeit im Sommer 1958 in Lyon, die ihm als Freistellung durch das Ordinariat gewährt worden war, persönlich besuchte. Offiziell war Plum am 6. Mai 1958 durch Generalvikar Haenlein mitgeteilt worden, dass man beschlossen habe, *ihn für die Monate Juni, Juli, August 1958 für einen Studienaufenthalt bei den Prado-Priestern unter Leitung Sr. Exzellenz des Hochwürdigsten Herrn Weihbischofs von Lyon, Msgr. Ancel zu beurlauben*.¹² Von einer eigenen Tätigkeit als Arbeiterpriester, die er dann tatsächlich zeitweise ausfüllte, war hier keine Rede. Am 3. August 1958 fasste Plum die von ihm bis dahin in Frankreich gewonnenen Erkenntnisse in einem Brief folgendermaßen zusammen: *In der ersten Woche konnte ich mir einen guten Einblick in die verschiedenen Einrichtungen des Prado: Mutterhaus, Seminar und Noviziat und in einige von Prado-Priestern geleitete*

12 Generalvikar Haenlein an Plum, 6. Mai 1958; DDAMz, Personalakte Ernst Plum.



Ernst Plum an der Stechuhr in Lyon, Sommer 1958

Pfarreien verschaffen. Der zweite Abschnitt meines Aufenthaltes war ausgefüllt von einer sehr interessanten Tagung der Leiter der französischen Spätberufenenseminarien in Paris und dem Besuch einiger Spätberufenschulen. Drittens: Besuch bei der Arbeitermission in Toulouse und Marseille. Vor drei Jahren wurde dieses Säkularinstitut von dem Dominikaner P. Loew ins Leben gerufen. P. Loew war mit Unterbrechung von 1941 bis 1954 als Hafenarbeiter in Marseille tätig, verfügt also über eine langjährige Erfahrung. Er scheint der berufene Mann zu sein, das Experiment der Arbeiterpriester in neuer Form (und den römischen Forderungen angepaßt) weiterzuführen. Seine Thesen: Die Priester der Arbeiter stehen alle in der Pfarrseelsorge, leben in Gemeinschaft und verpflichten sich zur Weiterführung ihrer Studien. Sie verdienen sich durch Berufsarbeit an einigen Vormittagen der Woche ihren Lebensunterhalt selbst und teilen in jeder Weise die Lebensbedingungen der untersten Schicht der Arbeiter und Proletarier ... In Marseille betreiben die vier Priester der Arbeitermission zusammen mit den Priestern von drei benachbarten Pfarreien eine Kunststeinfabrikation, in der sie abwechselnd und umschichtig arbeiten. – Ich verbrachte einige Tage im „Ausbildungshaus“ der Arbeitermission in Toulouse und einige Tage in den beiden Stammtpfarreien der Mission in Marseille und Port de Bouc. Hier wird wichtige, ja entscheidende Arbeit getan nach wohlgedachtem Plan und in selbstlosem Dienst. Überall leben diese Männer wie echte Missionare mitten unter modernen Heiden. Man



Mit Weihbischöf Josef Maria Reuß in Ars, Sommer 1958

weiß nicht, was man mehr bewundern soll: den Wagemut, die Arbeitslast und Entsagung oder die Frömmigkeit dieser Menschen. Ähnlich beeindruckt war ich ja auch schon von den „Kleinen Brüdern Jesu“ des P. Foucauld, die sich aber als moderne Mönche auf das Zeugnis des christlichen Lebens unter Außenstehenden oder Abständigen beschränken. Bei der Arbeitermission kommt dazu noch ganz bewußt das Zeugnis des Wortes, die Unterweisung Jugendlicher oder Erwachsener mit anschließendem Katechumenat. ... Ich habe nun einen Platz in der Notunterkunft bei Weihbischöf Ancel bezogen... er schneidet und bügelt Lumpen für eine Isolierfirma. Zu dieser Gruppe gehören noch zwei Priester und vier Brüder. Man hat mich richtig in die Familie aufgenommen. – Ein Priester war zur Zwangsarbeit und dann im KZ in Deutschland, ein Bruder ist ehemaliger Clochard, ein anderer ist Algerier, ein dritter hat vor einem Jahr nach dem Tod seiner Frau seine Stelle als Generaldirektor der franz. Eisenbahnen Süd-West aufgegeben und geht jetzt in die Fabrik. Man ist in wahrer brüderlicher Eintracht vereint, im gemeinsamen Gebet und in der Hausarbeit und geht tagsüber der Berufsarbeit nach ... Ich habe in einem benachbarten Werk (Herstellung und Montage von Tankwagen) einen Arbeitsplatz als Montagehelfer gefunden: 10 Stunden in der Fabrik. – Italiener, Spanier, Nordafrikaner und Deutsche, alles richtige Schlossertypen – rauh, aber herzlich. Unabhängig von der Aufgabe, um derentwillen ich hier bin, ist dieser Dienst in der Fabrik für mich von



Ernst Plum mit zwei Abiturienten im „Garten“ des Konvikts,
Ende der 50er Jahre

einer doppelten Bedeutung: Genau vor 10 Jahren bin ich aus Rußland heimgekommen, nachdem ich vier Jahre das Los der Entrechteten teilen und ihnen oft auch priesterlich beistehen durfte. Ich möchte diese Zeit nicht missen, die mich für meinen priesterlichen Dienst erst reif gemacht hat ... Ich freue mich, daß es mir noch (oder wieder) gelingt, in unmittelbaren Kontakt mit der „Masse“ zu leben. Ich glaube, es ist für einen Priester wichtig, sich gelegentlich daraufhin zu überprüfen, denn es kann sich doch leicht ein falsches oder ganz überflüssiges und für die Seelsorge schädliches Standesbewußtsein einschleichen ... Aber noch in eine andere Richtung hat dieser Dienst für mich Bedeutung: ich habe in der Konviktgemeinschaft immer zahlreiche junge Leute, die aus dem Arbeiter-Milieu kommen. Es ist nicht ganz einfach, sie zu verstehen und ihnen den rechten Weg zu zeigen. In einigen Fällen mußte ich mit Erstaunen und Erschrecken feststellen, daß für sie der Weg zum Priestertum soziales Aufstiegs-Aufrücken in den geachteten Stand des Akademikers bedeutete. Wie könnte ich diese jungen Leute besser vor einer solchen Fehlentwicklung bewahren als durch das persönliche Beispiel?¹³ Aufgrund der kirchenpolitischen Situation Ende der 50er Jahre konnten die Erfahrungen Plums in keine konkreten pastoralen Projekte im Bistum Mainz einfließen. In der Folgezeit sollte er allenfalls eine in der Bannmeile der Opel-Werke in Rüsselsheim im Geiste des Prado sich formierende

13 In memoriam, S. 34–43, hier S. 41f.

Priestergemeinschaft beraten und begleiten können. Außerdem vermittelte er einigen Mainzer Theologiestudenten ähnliche Praktikumsstellen in Lyon.

In dieser ihn stark prägenden Zeit im Sommer 1958 entstanden und vertieften sich jedoch persönliche Freundschaften mit Weihbischof Alfred Ancel von Lyon, der zugleich Generaloberer der Priestergemeinschaft des Prado war, mit dem Dominikaner und Pionier der Arbeiterpriesterbewegung Jacques Loew und durch diesen auch mit dem bedeutenden Theologen Yves Congar. Alle drei Genannten kamen in der Folgezeit zu Gegenbesuchen nach Mainz, um am Konvikt und nicht etwa an der Theologischen Fakultät Vorträge zu halten und mit den Hausbewohnern in der Grebenstraße ins (geistliche) Gespräch zu kommen. Der erst spät kirchlich rehabilitierte und eng mit der 1964 verstorbenen Madeleine Delbr el befreundete Jacques Loew widmete nach dem Tod Plums dem verstorbenen Freund einen Aufsatz mit dem Titel „L'Equipe, Instrument d'Apostolat“, der in deutscher Übersetzung 1968 auch als Teil des letzten Kapitels des Buches „Auf Dein Wort hin. Ein Bild des Apostels heute“ erschienen ist. Der in dieser Zeit als Subrektor des Konvikts fungierende Peter Manns charakterisierte die Wirkungen der „französischen Erfahrungen“ des Sommers 1958 auf Plums Amtsverständnis und seine konkrete schulische Tätigkeit folgendermaßen: *E. Plum erkannte deutlicher, was die „Spät-Berufe“ als neuer Typ des geistlichen Nachwuchses für eine erneuerte Seelsorge bedeuten können. Zugleich aber erfaßte er schärfer und tiefer die wichtige pastorale Funktion, die der Gemeinschaft als Träger des Apostolats zukommt. Der Entschluß zur Seelsorge impliziert nach dieser Auffassung den Entschluß zur Gemeinschaft, weil der einzelne als solcher die im Apostolat übernommene Aufgabe nie zu realisieren vermöchte.*¹⁴

Das Fundament des Abendgymnasiums

Durch diese auf die Stiftung von Gemeinschaft zielende Arbeitsweise konnte es dem Nicht-Schulmann Plum dann auch gelingen, Schüler und Lehrer für seine Idee des Abendgymnasiums zu begeistern. Hinsichtlich der hier sichtbaren Sensibilität für die N te der Zeit und dem damit verbundenen und notwendigen Pragmatismus ähnelte Plums Ansatz den französischen Projekten, die er so sehr bewunderte. Der Begriff „Rektor“ fasst im heutigen Gebrauch nicht die Vielfalt an Tätigkeiten, zu denen Plum sich in seinem Amt genötigt sah. Gerade in der Anfangszeit ging es um viel mehr als nur darum, Studienpläne zu entwickeln und geeignetes Lehrmaterial zu beschaffen. Plum musste sich darüber hinaus auch sein Lehrpersonal mit viel Überzeugungskraft selbst suchen, das so auf freiwilliger Basis neben der Tätigkeit an anderen Schulen der Stadt den zweiten Bildungsweg mitpflasterte. Für die Beschaffung des Schulgeldes

14 Ebd., S. 31f.

mussten den Gymnasiasten Jobs besorgt werden, daneben ausreichender Wohnraum und Verpflegung. Zugleich war es zwingend notwendig, die staatlichen Instanzen miteinzubinden und zur Anerkennung der schulischen Abschlüsse zu bringen. Der an Ostern 1953 mit staatlicher Genehmigung geprüfte Abiturjahrgang des Abendgymnasiums war die erste Frucht dieser vielfältigen Bemühungen Plums. Die staatliche Anerkennung des Abendgymnasiums 1960 und die damit verbundenen stabileren Planungsmöglichkeiten machten es dann notwendig, einen modernen Neubau zu errichten, der das Provisorium in der Grebenstraße ersetzen sollte. Der architekturbegeisterte Plum brachte sich aktiv in die Gestaltung des Entwurfs mit ein, besuchte oft die Baustelle, um die Umsetzung zu beobachten. Hier starb er am 2. Mai 1963 im Alter von nur 48 Jahren.

In seiner Predigt beim Requiem für Rektor Ernst Plum am 7. Mai 1963 charakterisierte sein Wegbegleiter und Förderer Weihbischof Reuß dessen Spiritualität und Lebensauffassung so: *Weltaufgeschlossen und in Gott verwurzelt. Ernst Plum war wirklich aufgeschlossen für diese unsere Welt. Er konnte sich an allem Schönen dieser Welt freuen und hatte zugleich ein waches Gespür für alle Not. Für die heutige, oft so sehr kritisierte Jugend hatte er großes Verständnis. Mit einer seltenen Einfühlungsgabe erfasste er ihre Echtheit und ihre Schwächen ... Sein Konvikt und sein Abendgymnasium waren weit über die Grenzen unserer Diözese hinaus bekannt, geachtet und gesucht. Ich erinnere mich noch gut, welchen Beifall er bei Priestern und Seminaristen der Mission de France fand, als er ihnen in Pontigny von seinem Konvikt und Abendgymnasium erzählte. Und die große Frage, wie sich priesterlicher Heildienst in heutiger Zeit vollziehen muss, brannte in seinem Herzen ... Wie sehr er zugleich weltaufgeschlossen und in Gott verwurzelt war, hat er – bestimmt ganz unbeabsichtigt – einmal selbst ausgesprochen. Mitten in einem Gespräch auf einer gemeinsamen Fahrt sagte er nämlich, ihm gefalle das Gebet des vierten Sonntags nach Ostern so gut, weil darin die Bitte stehe: „Daß in dem wechselnden Vielerlei der Welt dort unsere Herzen fest verankert seien, wo die wahren Freuden sind!“¹⁵*

15 Predigt von Weihbischof Reuss, in: In memoriam, S. 8.

Lebensdaten

15.02.1915	geb. in Mainz, als Sohn von Glasmaler Franz Martin Plum und seiner Frau Lina, geb. Kraus
1933	Abitur am Humanistischen Gymnasium
Ab 1933	Theologiestudium in Mainz
1936	Halbjähriger Einsatz im Reichsarbeitsdienst in Schneidemühl
06.01.1939	Priesterweihe durch Bischof Albert Stohr
03.1939–06.1940	Kaplan in Hausen, St. Joseph, bei Offenbach
13.06.1940–30.08.1944	Als Sanitätssoldat zunächst in Frankreich, dann an der Ostfront
30.08.1944–05.1948	Russische Kriegsgefangenschaft
07.1948–07.1949	Subrektor des Mainzer Konvikts
Ab 07.1949	Rektor des Mainzer Konvikts
Ab 1951	Rektor des von ihm gegründeten Abendgymnasiums
06.–08.1958	Praktikum bei den Prado-Priestern in Lyon
02.05.1963	gest.; Grabstätte auf dem Hauptfriedhof in Mainz

Quellen

Dom- und Diözesanarchiv Mainz (DDAMz):
Best. 35, Nr. 373 (Personalakte); Akzession 7–94, Nr. 52
Archiv des Mainzer Priesterseminars

Literatur

Hermann-Josef Braun u.a. (Bearb.), *Necrologium Moguntinum 1802/03–2009*. Mainz 2009.
Wolfgang Balzer, Mainz. *Persönlichkeiten der Stadtgeschichte*, Bd. II. Mainz 1989, S. 152f.

Rudolf Fischer-Wollpert, Georg Enders. Ein Lebensbild. Mainz 1990.

Werner Spanner, Erinnerung an Rektor Ernst Plum. Mainzer Priester und Pädagoge. In: Mainz. Vierteljahreshefte für Kultur, Politik, Wirtschaft, Geschichte 3 (1983), Heft 4, S. 67–70.

Rolf-Jürgen Renard (Hg.), 50 Jahre Zweiter Bildungsweg für Erwachsene. Ketteler-Kolleg und Abendgymnasium (= Mainzer Perspektiven. Berichte und Texte aus dem Bistum 14). Mainz 2001.

Verschiedene Autoren, In Memoriam Ernst Plum. Erinnerungen an den Menschen, Priester und Erzieher, dargeboten von seinen Freunden, Mainz 1965.

Chronologie der Mainzer Bistumsgeschichte im 19. Jahrhundert

Thomas Berger

1801

- Feb. 9 Frieden von Lunéville: Die linksrheinischen Gebiete werden an Frankreich abgetreten.
- Feb. 17 Das gesamte Inventar des Mainzer Domes wird zur Versteigerung freigegeben.
- Juli 15 Konkordat zwischen Papst Pius VII. und Napoleon.

1802

- April 10 Zirkumskription des französischen Bistums Mayence in Entsprechung zum Departement Monttonnere.
- Mai 2 Zulassung des protestantischen Kultes in Mainz (Altmünsterkirche).
- Juli 25 Kurfürst Friedrich Karl Joseph von Erthal verzichtet auf seine kirchlichen Rechte im linksrheinischen Teil der Erzdiözese Mainz und auf seine Residenzstadt.
- Okt. 3 Joseph Ludwig Colmar wird in St. Peter in Mainz als Bischof des Bistums Mayence eingeführt.

1803

- Feb. 25 Reichsdeputationshauptschluss: Aufhebung von Stiften und Klöstern, Ende des Mainzer Kurstaates (86.000 km², 380.000 Ewh., 54 Städte, 748 Dörfer).

1805

- Okt. 30 Eröffnung des neuen Mainzer Priesterseminars durch Bischof Colmar, dem auch ein Bischöfliches Gymnasium (kleines Seminar) angegliedert ist. Regenten waren Bruno Franz Leopold Liebermann (bis 1824), danach Andreas Räß (bis 1829). Sie bildeten mit ihren ehemaligen Alumnen Johann Jakob von Geissel und Nikolaus Weis den sog. „Ersten Mainzer Kreis“.

1813

Nov. 9–
Nov. 27 Nach der Völkerschlacht bei Leipzig ist der Mainzer Dom Lazarett für 6000 verwundete und typhuskranke Franzosen; zuvor war er Futterscheune, danach war er Stall und Schlachthaus.

1814

Übergang von Mainz und Rheinhessen unter österreichisch-bayerische Verwaltung.
Nov. 12 Der Dom dient nach umfangreicher Reinigung wieder für den Gottesdienst.

1816

Juni 8 Besitznahme von Rheinhessen durch den Großherzog von Hessen und bei Rhein, Ludwig I. (1806–1830). Mainz, das Festung des Deutschen Bundes ist, wird Provinzhauptstadt für Rheinhessen.
Juni 30 Staatsvertrag zwischen dem Großherzogtum Hessen, dem Kaiserreich Österreich und dem Königreich Preußen: Rheinhessen geht an das Großherzogtum als Entschädigung für Westfalen.

1817

Juni 5 Durch den Abschluss des bayerischen Konkordats verliert das Bistum Mayence seinen ganzen südlich von Worms gelegenen Teil an das neue Bistum Speyer, was schwere strukturelle und finanzielle Probleme zur Folge hat.

1818

Im Großherzogtum Hessen bilden die ca. 120.000 Katholiken unter den 720.000 Einwohnern eine Minderheit.
März 24 Delegierte von elf kleineren Staaten bilden die Frankfurter Konferenz, um gemeinsam ihre kirchenorganisatorischen Fragen gegenüber dem hl. Stuhl zu regeln und dabei auch ihre partikularkirchlichen Interessen durchzusetzen. Es folgen jahrelange zähe Verhandlungen, in denen die Unterhändler massiven Druck auf den Hl. Stuhl ausüben. Bischof Colmar ist nicht geladen. Das Großherzogtum Hessen wird vertreten durch den geistlichen Staatsrat Karl Joseph von Wreden.
Dez. 15 Tod des Bischofs Joseph Ludwig Colmar. Als Kapitelvikar übernimmt der bisherige Generalvikar Johann Jakob Humann die Leitung der Diözese, dem die Regierung einen relativ großzügig bemessenen Handlungsspielraum lässt.

1820

Dez. 17 Hessische Verfassung: prinzipielle Gleichberechtigung der Konfessionsangehörigen hinsichtlich bürgerlicher und politischer Rechte und Garantie der Gewissensfreiheit (Art. 20 u. 21), der Staat übt Aufsichts- und Schutzrechte gegenüber der Kirche aus, kirchliche Verordnungen bedürfen der Genehmigung des Großherzogs (Art. 39–44), der Bischof von Mainz ist Mitglied der Ersten Kammer, im Falle der Vakanz kann der Großherzog einen Geistlichen seiner Wahl als Mitglied berufen (Art. 51).

1821

- Jan. Erste Ausgabe der Zeitschrift „Der Katholik“, herausgegeben durch die Dozenten des Priesterseminars Andreas Räß und Nikolaus Weis, als Gegengewicht zur „Tübinger Theologischen Quartalschrift“.
- Aug. 16 Mit der Bulle „Provida solersque“ errichtet Papst Pius VII. die Oberrheinische Kirchenprovinz, zu der auch das Bistum Mainz in den Grenzen des Großherzogtums Hessen-Darmstadt gehört.

1827

- April 11 Papst Pius VII. regelt in seiner Bulle „Ad dominici gregis custodiam“ und dem
Mai 28 folgenden Breve „Re sacra“ die Bedingungen für die Bischofswahlen, die Ausübung der bischöflichen Jurisdiktion, den unmittelbaren Verkehr zwischen den Bischöfen und dem Hl. Stuhl sowie den Wegfall der landesherrlichen Zustimmung (Placet) für kirchliche Verordnungen.

1829

- Mai 22 Der als Nachfolger Bischof Colmars vorgesehene Freiburger Domdekan Joseph Vitus Burg (1828 in Limburg zum Weihbischof geweiht), der das Großherzogtum Baden bei der Frankfurter Konferenz vertreten hatte, erklärt gegenüber dem hessischen Bundestagsgesandten Frh. von Gruben sein Einverständnis zur Gründung einer katholisch-theologischen Fakultät an der Landesuniversität Gießen.
- Juli Weihbischof Burg erklärt sich gegenüber dem leitenden Staatsminister Karl Wilhelm Heinrich Frh. Bos du Thil (1777–1859) bereit, sich bezüglich des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche sowie bezüglich der Beziehungen zur Römischen Kurie an die hessischen Staatsgesetze zu halten.
- Okt. 12 Als letzter der Staaten in der Oberrheinischen Kirchenprovinz genehmigt Hessen-Darmstadt die in den päpstlichen Bullen vorgesehene Errichtung eines Bistums. Allerdings sind die Regelungen zur Klerikerausbildung und zum ungehinderten Verkehr mit der Römischen Kurie ausgenommen.
Großherzog Ludwig I. stellt die Dotationsurkunde für das Bistum Mainz aus, aber die Dotation wird nicht vollzogen, sondern es kommt zu regelmäßigen Zahlungen im geschätzten Umfang des möglichen Ertragswertes, wodurch man die Kirche in engerer Abhängigkeit hält.
- Okt. 16 Aufhebung des Bischöflichen Gymnasiums am Mainzer Priesterseminar zugunsten eines großherzoglichen Gymnasiums trotz scharfen Protests seitens Kapiteltvikar Humann.

1830

- Jan. 12 Einführung von Josef Vitus Burg (bis 1833) als erster Bischof des neuen hessischen Bistums Mainz im Dom in Anwesenheit des Geheimrats Peter Frh. von Gruben und des Regierungspräsidenten Karl Frh. von Lichtenberg als Aufsicht führenden Vertretern der großherzoglichen Regierung.

- Jan. 30 Eine gemeinsame landesherrliche Verordnung der Regierungen der Oberrheinischen Kirchenprovinz enthielt in 39 §§ einschneidende Restriktionen für die Kirche: Die Zustimmung des Landesherrn ist erforderlich für alle Verordnungen, auch jene rein religiösen Inhalts (Placet), für Diözesansynoden, für die Besetzung von Pfarreien (Patronatsrecht) und für die Beförderung von Geistlichen. Die theologisch-wissenschaftliche Ausbildung der Priester erfolgt an der Landesuniversität in Gießen, die praktische im Priesterseminar in Mainz. Der Landesherr kontrolliert die Bischofswahl und die kirchliche Verwaltung. Der Rekurs an kirchliche Behörden außerhalb des Landes ist verboten.
- Febr. 16 Einspruch des Domkapitels gegen die beabsichtigte Verlegung des Theologiestudiums an die an der Landesuniversität in Gießen zu gründende katholisch-theologische Fakultät, wofür Bischof Burg aber bereits sein Einverständnis erklärt hatte.
- April 6 Regierungsantritt Großherzogs Ludwig II. (bis 1848).
- Juni 3 Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät an der hessischen Landesuniversität Gießen. Die protestantische Stadt hat bis 1837 keine eigene katholische Kirche.
- 1832**
- Mai 27 Angeregt durch die Julirevolution 1830 in Paris sammeln sich auch in Deutschland demokratische Kräfte, die auf dem Hambacher Schloss in der Pfalz ein „Nationalfest“ begehen.
Auch in Rheinhessen protestiert die Bevölkerung dagegen *dem Großmogul nach Darmstadt* weiter mannigfache Steuern zu zahlen.
- 1833**
- Mai 22 Tod des Bischofs Joseph Vitus Burg.
- 1834**
- Juni 11 Johann Jakob Humann wird im Mainzer Dom in Anwesenheit von Ministerialrat Justin Frh. von Linde als Aufsicht führendem Vertreter der Regierung zum Bischof geweiht.
- Aug. 19 Tod des Bischofs Johann Jakob Humann.
- 1835**
- Juni 30 Petrus Leopold Kaiser wird im Mainzer Dom in Anwesenheit von Ministerialrat Justin Frh. von Linde als Aufsicht führendem Vertreter der Regierung zum Bischof geweiht.
- 1837**
- März 20 Bischof Kaiser erlässt neue Diözesanstatuten.

- Nov. 20 Kölner Ereignis: Inhaftierung des Erzbischofs Clemens August Droste von Vischering, der sich dem seitens der preußischen Regierung ausgeübten Druck widersetzte, bei gemischtkonfessionellen Eheschließungen auf das Versprechen der katholischen Kindererziehung zu verzichten (Maßnahme zur Protestantisierung des Rheinlands). Der Vorgang löst deutschlandweit Empörung unter nahezu allen Katholiken aus.

1841

- Okt. 28 Das Evangelische Oberkonsistorium verlangt von der Regierung die Amtsenthebung Kaspar Riffels, Professors der Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Gießen, wegen einer Publikation, in der er Martin Luther und sein Reformationswerk diffamierte, wodurch der konfessionelle Friede im Großherzogtum empfindlich gestört werde.
- Nov. 18 Der Staatsrat beschließt, dem Antrag des Oberkonsistoriums zu entsprechen.
- Nov. 19 Prof. Riffel wird durch Großherzog Ludwig II. die *venia legendi* entzogen. Er wird ohne Nennung von Gründen und ohne Einvernahme mit Bischof Kaiser in den Ruhestand versetzt.

1844

- Heilig-Rock-Wallfahrt nach Trier.
- Okt. 1 Der wegen maßloser Kritik an der Römischen Kurie suspendierte schlesische Kaplan Johannes Ronge löst mit seinem „Offenen Sendschreiben“ an den Trierer Bischof Arnoldi, in welchem er heftig gegen die Reliquienverehrung polemisiert, große Unruhe aus und findet in liberalen bürgerlichen Kreisen großen Zuspruch. Er wird damit zu einer führenden Gestalt des „Deutschkatholizismus“, einem Konglomerat aus Theologie, humanitären, revolutionären und sozialistischen Gedanken. So werden etwa das Lehramt und die Leitung der Kirche durch die Römische Kurie, die Lateinische Liturgie, die Sakramente (außer Taufe und Eucharistie), die Heiligen- und Reliquienverehrung und der Zölibat verworfen.

1845

- Feb. 20 Gründung einer *deutschkatholischen* Gemeinde in Offenbach, der zahlreiche Fabrikanten und Kaufleute, aber auch kirchendistanzierte einfache Volksschichten angehören.
- Von hier aus verbreitet sich die Bewegung, unterstützt durch evangelische Geistliche mit Gemeindegründungen u.a. in Darmstadt, Worms, Alzey und Mainz. Die großherzogliche Regierung enthält sich jeder Intervention zum Schutz der katholischen Kirche.

1848

- März 5 Die revolutionäre Bewegung in Deutschland erfasst auch das reaktionäre System in Darmstadt: Neben Ludwig II. wird sein Sohn Ludwig als Mitregent eingesetzt.

-
- März 6 Als Mitregent erlässt Prinz Ludwig ein Reformedikt, dass die schärfsten staatskirchlichen Bestimmungen der Landesherrlichen Verordnung von 1830 in ihrer Wirkung einschränkt.
- März 8 Bischof Petrus Leopold Kaiser feiert im Dom einen Dankgottesdienst für die Erfüllung der „Märzforderungen“, wodurch die Kirche mehr Unabhängigkeit vom Staat erlangt hatte.
- März 23 Domkapitular Adam Franz Lennig gründet den „Pius-Verein für religiöse Freiheit“, der nach weltlichem Vereinsrecht organisiert ist. Diese Vereinsgründung wird rasch Vorbild für zahlreiche weitere Vereinsgründungen in ganz Deutschland.
- Juni 14 Etwa 40 Abgeordnete der Frankfurter Nationalversammlung schließen sich zum „Katholischen Klub“ zusammen.
- Juni 16 Nach dem Tod seines Vaters Ludwigs II. ersetzt Großherzog Ludwig III. (bis 1877) den leitenden Staatsminister Bos du Thil durch den liberal gesinnten Heinrich Frh. von Gagern. Als dieser Präsident der Frankfurter Nationalversammlung wird, tritt an seine Stelle schließlich Carl Heinrich Jaup, der die konstitutionell-liberale Politik seines Vorgängers fortsetzt und durch eine Vielzahl von Reformen die weitere Radikalisierung der Bevölkerung verhindert.
- Aug. 2 Ludwig III. erlässt das „Gesetz, die religiöse Freiheit betreffend“, in welchem er die zugesagte Liberalisierung der Kirchengesetze einlöst.
- Okt. 3–6 Domkapitular Lennig initiiert die erste „Versammlung des katholischen Vereins Deutschlands“ als Generalversammlung der Pius-Vereine, die sich als geistiges Parlament des katholischen Volkes versteht.
- Okt. 22–
Nov. 14 In Würzburg tritt – ermöglicht durch die neu gewonnene Freiheit – auf Initiative von Domkapitular Lennig, unterstützt durch Bischof Kaiser und Bischof Blum von Limburg, auf Einladung des Kölner Erzbischofs von Geissel die erste Versammlung des deutschen Episkopats zur Beratung zentraler Fragen im Verhältnis von Kirche und Staat zusammen. Die Synode hat allerdings rein freiwilligen Charakter, da ihr die von Rom für ein Nationalkonzil vorgesehene Erlaubnis fehlt. Der erkrankte Bischof Kaiser wird durch Lennig vertreten.
- Dez. 20 Bischof Kaiser dankt dem Abgeordneten der Frankfurter Nationalversammlung, Pfarrer Wilhelm Emmanuel von Ketteler aus Hopsten, für seine sechs im Dom gehaltenen Adventspredigten zu den „großen sozialen Fragen der Gegenwart“.
- Dez. 30 Tod des Bischofs Petrus Leopold Kaiser.
- 1849** Die „Barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul“ kommen nach Mainz, sie übernehmen 1850 die Krankenpflege im St. Vincenz- und Elisabeth-Hospital.
- Jan. 10 Die großherzogliche Regierung beruft, ohne das Domkapitel zu informieren, den Gießener Theologieprofessor Leopold Schmid zum Vertreter des Bischofs in die Erste Kammer.

- Jan. 20 Das Domkapitel beschließt eine Kandidatenliste mit den Namen des Domdekans und der sechs Kapitulare sowie den Namen Leopold Schmid und Johann Baptist Lüfts, letzterer Dekan in Darmstadt.
- Feb. 7 Ministerpräsident Jaup teilt mit, dass gegen keinen der Kandidaten Einwände bestehen.
- Feb. 22 Im zweiten Wahlgang wird Professor Leopold Schmid zum Bischof von Mainz gewählt in Anwesenheit des Kanzlers der Gießener Universität Johann Birnbaum als Wahlkommissar der Regierung.
- Feb.–Dez. Heftige Auseinandersetzungen um die Wahl Professor Schmidts, die von Seiten des Kreises um Lennig (bes. Johann Bapt. Heinrich, Christoph Moufang, Kaspar Riffel) ausgelöst und dann publizistisch, vor allem aber auf nichtöffentlicher kirchendiplomatischer Ebene über Bischof Blum von Limburg und den Erzbischof von München, Karl August Graf von Reisach, vorangetrieben werden. Man sieht in Schmid einen Vertreter des alten verhassten Staatskirchentums. Es kommt sogar zu tumultartigen Ereignissen.
- Dez. 7 Papst Pius IX. verwirft die Wahl Schmidts und gewährt in einem Breve die Möglichkeit zur Neuwahl eines Bischofs.

1850

- Feb. 4 Da die großherzogliche Regierung fürchtet, liberal-demokratische Kräfte könnten die Angelegenheit für ihre Zwecke nutzen, stimmt sie dem Vorschlag zu, dem Papst eine vom Domkapitel erstellte Dreierliste von Kandidaten, die nicht aus dem Mainzer Bistum stammen (von Ketteler, Berlin; Förster, Breslau; Oehler, Rottenburg), zur Auswahl des nächsten Bischofs vorzulegen.
- März 16 Breve Papst Pius IX. über seine Entscheidung zugunsten des Berliner Dompropstes Wilhelm Emmanuel Frh. von Ketteler als Bischof von Mainz.
- Juli 23 Der designierte Bischof Ketteler leistet in Darmstadt den Treueid gegenüber dem Großherzog Ludwig III. *mit bischöflichem Vorbehalt*.
- Juli 25 Weihe Kettelers zum Bischof in Anwesenheit des Kanzlers der Gießener Universität Johann Birnbaum als Aufsicht führendem Vertreter der Regierung.
- Okt. 14 Bischof von Ketteler unterrichtet die großherzoglich-hessische Regierung darüber, dass er beabsichtigt, für das theologische Studium der Priesteramtskandidaten am Mainzer Priesterseminar eine Lehranstalt einzurichten.

1851

- Bischof von Ketteler gründet in Finthen bei Mainz die Kongregation der Schwestern von der göttlichen Vorsehung, die bald an zahlreichen Orten der Diözese als Krankenschwestern und Lehrerinnen ihren Dienst leisten.
- April 22 Der neue Ministerpräsident Reinhard Frh. von Dalwigk versucht Bischof von Ketteler unter Verweis auf die Landesherrliche Verordnung von 1830 an der Eröffnung einer Theologischen Lehranstalt am Mainzer Priesterseminar zu hindern.

- Mai 1 Unter Berufung auf sein *unveräußerliches Erziehungsrecht*, das Bischof von Ketteler gegenüber der großherzoglichen Regierung geltend macht, verlegt er, ohne weitere diesbezügliche Verhandlungen mit der Regierung zu führen, die theologische Ausbildung der Priesteramtskandidaten seiner Diözese von Gießen wieder zurück an das Mainzer Priesterseminar, wofür auch ein eigenes Professorenkollegium eingesetzt wird.
- Mai 5 Die großherzogliche Regierung zeigt Entgegenkommen für die Eröffnung der neuen Mainzer Lehranstalt.
- 1852**
- Feb 2 Bischof von Ketteler eröffnet in Mainz die Marienschule (heute Willigis-Gymnasium) als Musterschule für Knaben.
- 1853**
- Nov. 11 Bischof von Ketteler ersetzt die von Bischof Burg in staatskirchlichem Sinn abgefasste Verordnung über die Bildung und Verwaltung der Dotation im Bistum Mainz. Weiter lässt er mehrere Pfarreien, entgegen den Bestimmungen in der landesherrlichen Verordnung von 1830, für ein Pfarrkonkurrenzexamen ausschreiben, um so die Besetzung in kirchliche Bahnen zu leiten. Ministerpräsident von Dalwigk will den „offenen Rechtsbruch“ nicht tolerieren, weiß aber andererseits als ehemaliger Mainzer Kreisirat um die radikalen politischen Kräfte, die in dieser Stadt wirken, weshalb er sich zur allgemeinen Beruhigung der Lage für einen Interessensausgleich im Verhältnis von Kirche und Staat im Rahmen der rechtlichen Möglichkeiten bereit zeigt.
- 1854**
- Juli Nachdem sich Bischof von Ketteler und Ministerpräsident von Dalwigk auf eine Verhandlungslösung unter Berücksichtigung der beiderseitigen jeweils auch rechtlich fundierten Standpunkte geeinigt haben, beginnen Gespräche zwischen Ministerialrat Franz Frh. von Rieffel und Generalvikar Lennig über sämtliche Dissenspunkte.
- Juli 11 Aachener Franziskanerinnen – gegründet von Franziska Schervier – kommen nach Mainz und werden in der ambulanten Krankenpflege tätig.
- Aug. 23 Bischof von Ketteler und Ministerpräsident von Dalwigk unterzeichnen in Mainz eine „Vorläufige Übereinkunft ... in Betreff der Regelung der Verhältnisse des Staates zur katholischen Kirche“ (Mainz-Darmstädter Konvention), die allerdings nicht veröffentlicht wird, da sie noch mit den anderen Bischöfen der Oberrheinischen Kirchenprovinz und der Römischen Kurie abgestimmt werden soll. Dort erfährt sie jeweils deutliche Kritik wegen des Entgegenkommens gegenüber dem Staat.

- Nov. Bischof von Ketteler reist mit Generalvikar Lennig nach Rom zur Verkündung des Marien-Dogmas. Er bleibt dort bis März 1855 zu Verhandlungen mit der Römischen Kurie über die Mainz-Darmstädtische Konvention. Die Aufforderung, völlig neue Verhandlungen mit der großherzoglichen Regierung aufzunehmen, weist er zurück.

1856

- April 19 Die hessische Regierung geht großzügig auf weitere römische Änderungswünsche ein. Da aber Rom eine endgültige Zustimmung nicht erteilt, bleiben die Inhalte der Konvention in der Fassung von 1854 für die nächsten 20 Jahre für beide Seiten verbindlich und wirkt sich positiv auf das Verhältnis von Kirche und Staat im Großherzogtum Hessen aus.

1859

- Feb. 23 Die großherzoglich-hessische Regierung erklärt ihr Einverständnis zur Übernahme der Pfarrei St. Christoph durch Jesuiten, was aber zu dauerndem Widerspruch liberaler Kreise führt.
- Juni 24 Die Niederlage Österreichs in der Schlacht bei Solferino gegen die französisch-sardische Koalition führt zu einer Schwächung der Stellung Österreichs als Schutzmacht der Katholiken in den Staaten des Deutschen Bundes. Es setzt Agitation liberaler Abgeordneter in der Zweiten Kammer gegen die Mainz-Darmstädtische Konvention ein, deren Regelungen aber in der Praxis stillschweigend beibehalten werden.

1862

Regens Christoph Moufang initiiert die Gründung einer „Großdeutschen Partei“, die für eine enge Anbindung an das Kaiserreich Österreich steht, um die „kleindeutsche Lösung“ mit einem Staatsgebilde unter Führung des protestantischen Preußens, in dem die Katholiken insgesamt nur eine Minderheit bilden, abzuwehren.

1866

- Juli 3 Die Truppen Österreichs und der mit ihm verbündeten Staaten unterliegen in der Schlacht bei Königgrätz den vereinigten preußischen Armeen. Für die Bundesfestung Mainz gilt strikte Neutralität. Nach der Niederlage verlässt die österreichische Garnison die Stadt.
- Aug. 23 Kaiser Franz-Joseph anerkennt im Prager Friedensvertrag die Auflösung des Deutschen Bundes. Die Katholiken verlieren damit Österreich endgültig als Schutzmacht. Das Großherzogtum Hessen-Darmstadt, dessen österreichfreundliche Regierung unter Druck gerät, leistet drei Millionen Gulden Strafbzahlung, verliert einige Gebiete an Preußen und muss sich in der Folgezeit militärisch an Preußen binden.

- 1867** Bischof von Ketteler reagiert in realistischer Einschätzung auf die veränderten politischen Verhältnisse rasch und sehr gewandt mit seiner Aufsehen und in ultramontanen Kreisen auch Widerspruch erregenden Denkschrift „Deutschland nach dem Kriege von 1866“, in der er eine politische Neuausrichtung der Katholiken vorgibt.
- Okt. 16 Bischofskonferenz in Fulda auf Einladung des Fürsterzbischofs Maximilian Tarnócy von Salzburg, angeregt durch Bischof von Ketteler. Ein zentrales Thema war die Vorbereitung des für 1869 angekündigten Konzils in Rom. Die Diskussionen um eine bevorstehende Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit in Fragen des Glaubens und der Sitte führt in Deutschland und Frankreich zu heftigen öffentlichen Auseinandersetzungen.
- 1869**
- Juli 25 Bedeutende Predigt Bischof von Kettelers zur sozialen Frage anlässlich einer Wallfahrt auf die Liebfrauenheide nahe Offenbach.
- Sept. 1 Bischofskonferenz in Fulda, bei der erstmals auf Anregung Kettelers die sich verschärfende soziale Frage auf die Tagesordnung genommen wird.
- Dez. 8 I. Vatikanisches Konzil
Ketteler, der die päpstliche Unfehlbarkeit in seiner Schrift „Das allgemeine Konzil und seine Bedeutung für die Zeit“ (Feb. 1869) prinzipiell bejahte, aber ihre verbindliche Definition ohne weitere theologische Erörterung ablehnte und sie auch nicht für opportun hielt, gerät auf dem Konzil zwischen die Fronten von Befürwortern einer raschen Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit durch einfache Zustimmung (Infallibilisten: Mehrheit der Bischöfe, römische Kurie, Jesuiten) und deren entschiedenen Gegnern (Antiinfallibilisten: Minderheit der Bischöfe, Theologen wie Ignaz von Döllinger, John E. Acton), wird aber der Minderheit zugerechnet. Ketteler selbst spricht sich für eine ekklesiologisch eng umgrenzte Unfehlbarkeit des Papstes aus, die die Unabänderlichkeit einer päpstlichen Entscheidung an die Zustimmung der Gesamtkirche bindet. An der Vorbereitung des Konzils hat Christoph Moufang als Consultor des Mainzer Bischofs Anteil. In den Beratungen selbst legt Ketteler Wert darauf, die Unfehlbarkeit des Papstes sichtbar-institutionell an die Gesamtkirche zu binden. Sein Anliegen, das er dem Papst persönlich vorträgt, findet aber keine Berücksichtigung.
- 1870**
- Juli 17 Damit Ketteler nicht gegen den Beschluss der päpstlichen Unfehlbarkeit stimmen muss, reist er vor der beschließenden Sitzung des folgenden Tages ab.
- 1871**
- Jan. 18 Nach dem Sieg Preußens über Frankreich und dem Beitritt der süddeutschen Staaten zum Norddeutschen Bund wird der preußische König Wilhelm I. (1861–1888) in Versailles zum Deutschen Kaiser ausgerufen und das Deutsche Reich gegründet.

- Feb. 13 Aufruf Bischof von Kettlers zu den bevorstehenden Reichstagswahlen, in welchem er vor den Bestrebungen der freisinnigen und liberalen Parteien warnt, die sich unter dem Deckmantel des Freiheitsstrebens gegen die Religion wenden.
- März Bischof von Ketteler veröffentlicht die Schrift „Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des vaticanischen Concils“, in der er zur Annahme der Konzilsentscheidung auffordert, weil diese in der theologischen Tradition von der Unfehlbarkeit der Kirche stünde.
- März 3 Bei den Wahlen zum Reichstag wird Ketteler für den Wahlkreis Walldürn-Tauberbischofsheim gewählt.
- April Unter dem Druck der liberalen Mehrheit muss der konservative Ministerpräsident Frh. von Dalwigk seinen Abschied nehmen. Bischof von Ketteler verliert damit den Rückhalt für seine kirchenpolitischen Absichten. In der kurzen Übergangsphase unter Ministerpräsident Friedrich Frh. von Lindelof gibt es aber noch keine Veränderung.
- Juni 6 Die ersten Kulturkampfprogramme werden entworfen.
- Sept. Lindelofs Nachfolger wird Karl Hoffmann.
- Sept.
11–14 21. Deutscher Katholikentag in Mainz im „Frankfurter Hof“, den das Lokalkomitee unter Leitung von Christoph Moufang organisiert. Bischof von Ketteler hält eine Grundsatzrede zum Verhältnis von Liberalismus und Katholizismus.
- Nov. 25 Auf Initiative des bayrischen Kultusministers Johann von Lutz beschließt der Reichstag den sog. „Kanzelparagraphen“, der es Geistlichen untersagt, in Predigten über politische Themen in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zu sprechen.
- 1872** Kulturkampf: Gegen das sog. „Jesuitengesetz“, das den Mitgliedern der Gesellschaft Jesu und allen ihnen verwandten Orden den Aufenthalt in Deutschland untersagt, mobilisiert Ketteler mit großem Engagement die Katholiken und gerät damit in einen offenen Konflikt mit Bismarck und den Nationalliberalen.
- Juli Gegen die kirchenfeindliche Gesetzgebung des Staates und für die Freiheit der Kirche wird der „Verein der deutschen Katholiken“ gegründet.
- 1873**
- Dez. 23 Großherzog Ludwig III. anerkennt als erster deutscher Monarch den zum „altkatholischen“ Bischof geweihten Joseph Hubertus Reinkens und gestattet die Mitbenutzung von katholischen Kirchen und Friedhöfen und die Teilhabe an Pfründen durch diese Gruppierung, die sich nach der Dogmatisierung der päpstlichen Unfehlbarkeit von der katholischen Kirche abgewandt hatte. Mit der Unterstützung dieser eher national orientierten Gruppierung ist, wie schon seinerzeit die Duldung der „Deutschkatholiken“, eine Schwächung der Position der mit neuem Selbstbewusstsein agierenden katholischen Kirche beabsichtigt.

1874

- Juni 16 Das Gesetz über die staatliche Schulhoheit drängt den Einfluss der Kirche in den Schulen zurück. Alle Schulen werden als Simultanschulen organisiert und die Konfessionsschulen werden verdrängt.

1875

- April 23 Gesetz über „die rechtliche Stellung der Kirchen und Religionsgemeinschaften im Staate“, Gesetz über den „Missbrauch der geistlichen Amtsgewalt“; Gesetz über die „Vorbildung und Anstellung der Geistlichen“; Gesetz über die „religiöse Orden und ordensähnlichen Kongregationen“; Gesetz über das „Besteuerungsrecht der Kirchen und Religionsgemeinschaften“.

Ketteler protestiert gegen diesen Rückfall in die alten staatskirchlichen Verhältnisse unter anderem mit seiner Schrift „Der Kulturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe in Hessen“ und einem Fastenhirtenbrief. Die Ausbildung der Theologiestudenten wird nach Eichstätt bzw. Rom verlegt. Vakante Pfarrstellen werden offiziell nicht mehr besetzt, was zwar eine gravierende Beeinträchtigung der Seelsorge nach sich zieht, aber auch den Widerstand der Katholiken stärkt.

1876

- Mai Julius Rink Frh. von Stark wird Ministerpräsident und spitzt den Konflikt zwischen Regierung und Kirche zu.

1877

- Mai 8 Bischof von Ketteler kann als einziger deutscher Bischof in Rom an der Feier des 50-jährigen Bischofsjubiläums Papst Pius IX. am 3. Juni teilnehmen, da ihm die Regierung in Darmstadt die Reise gestattet.
- Juni 13 Ludwig IV. wird nach dem Tod seines Vaters Großherzog von Hessen (bis 1892).
- Juli 13 Tod Bischof von Ketteler auf der Rückreise von Rom im Kapuzinerkloster in Burghausen.
- Juli 20 Wahl des Regens und Domkapitulars Christoph Moufang zum neuen Bischof von Mainz, die aber seitens der großherzoglich-hessischen Regierung in Darmstadt nicht akzeptiert wird, da man darin einen Verstoß gegen das Gesetz vom 23. April 1875 über die Anstellung der Geistlichen sieht.
- Aug 3 Moufang erklärt gegenüber dem Innenministerium seine Weigerung, die Diözese nach den jüngst in Bezug auf die Kirche erlassenen Gesetzen zu verwalten, weshalb er seitens der Regierung nicht als Bistumsverweser anerkannt wird. Alle weiteren Kandidaten, die auf die Wahlliste des Domkapitels aufgenommen sind, erklären ebenfalls, die neue staatliche Gesetzgebung in Bezug auf die Kirche nicht zu akzeptieren, weshalb sie als Kompromisskandidaten ausfallen.

Sept. Moufang wird durch Pius IX. als Bistumsverweser akzeptiert und angehalten, Provokationen der Regierung in seiner Amtsführung zu vermeiden. Ferner wird dem Domkapitel durch den Papst untersagt, auf Verlangen der Regierung eine neue Kandidatenliste einzureichen. So kommt es zu einer Vakanz von neun Jahren auf dem Mainzer Bischofsstuhl.

1878

März 3 Papst Leo XIII. bemüht sich nach seiner Wahl um eine Entspannung der Lage.

Sept. 10 Gesetz, „die bürgerlichen Wirkungen des Austritts aus einer Kirche oder Religionsgemeinschaft betreffend“.

1886

Nachdem sich durch lange Verhandlungen die Verhältnisse in Preußen normalisieren, beginnt man auch im Großherzogtum Hessen-Darmstadt mit Verhandlungen zur Besetzung des Bischofsstuhles. Seitens der Regierung wird zunächst versucht, eine eigene Liste mit drei Kandidaten (Dekan Georg Jakob Brentano, Heldenbergen; Dompfarrer Heinrich Wilhelm, Mainz; Domkapitular Friedrich Schneider, Mainz) durchzusetzen. Diese wird aber durch den übergangenen Bistumsverweser Moufang, der nach Rom eilt, zu Fall gebracht. Daraufhin drängt Großherzog Ludwig IV. über den Fürsten Karl von Isenburg-Birstein in Rom auf die Ernennung des Domkapitulars Leopold Haffner zum Bischof, der auf der Liste des Domkapitels von 1877 unberücksichtigt geblieben war. Für Haffner setzen sich in Rom neben Domkapitular Schneider auch die Kurienkardinäle Paul Ludolf Melchers und Joseph Hergenröther ein. Von einer Annahme der staatskirchlichen Gesetzgebung von 1875 seitens des neuen Bischofs sieht die Regierung ab.

Juni 10 Papst Leo XIII. ernennt Domkapitular Leopold Haffner zum Bischof von Mainz.

Juli 5 Das Gesetz über die „Vorbildung und Anstellung der Geistlichen“ wird durch eine neue, der katholischen Kirche entgegenkommende Regelung ersetzt.

Juli 25 Leopold Haffner wird im Mainzer Dom konsekriert und intronisiert.

Okt. Das zwischenzeitlich geschlossene Priesterseminar wird wieder geöffnet.

1889

Sept. 7 Die Bestimmungen des Gesetzes über den „Missbrauch der geistlichen Amtsgewalt“ werden nahezu vollständig aufgehoben.

1895

Juni 1 Aufhebung des Verbots der geistlichen Orden.

1899

Nov. 2 Tod des Bischofs Paulus Leopold Haffner.

Nachweis der Abbildungen

Dom- und Diözesanarchiv: S. 73, 164, 179, 182, 234, 237, 242, 243, 244

Familienarchiv Kläger: S. 195, 197, 199, 202, 203, 205, 206

Fritz Reuter Literaturarchiv, Hans-Joachim Griephan, Berlin (FRLA): S. 125

Hausarchiv und Bibliothek Karmelitenkloster Mainz: S. 210, 221

Ludwig Heininger, Mainz: S. 114 unten

Martinus-Bibliothek Mainz: S. 110, 114 oben, 119, 124

Priesterseminar Mainz: S. 98

Privat: S. 37 (Signet des Malers unlesbar)

Stadtarchiv Mainz: S. 56

Stadtarchiv Worms: S. 133, 139, 143, 154, 157

Prof. Dr. Peter Walter, Freiburg, Lithographie von [Heinrich Josef] Scheuer, gedruckt von
C. Levecke: S. 66

Aus Büchern:

Augustinerstr. 34. 175 Jahre Bischöfliches Priesterseminar Mainz. Mainz o.J. (1980),
S. 320: S. 12

Anton Diehl, Adam Franz Lennig. Mönchen-Gladbach 1914: S. 34

Lithographie von Valentin Schärtle nach einem Gemälde von Eduard Heuss, aus: Wilhelm
Emmanuel Freiherr von Ketteler, Sämtliche Werke und Briefe, hg. von Erwin Iserloh
u.a., Abt. 2, Bd. 2. Mainz 1988, S. XVII: S. 53

Ludwig von Pastor, Der Mainzer Domdekan Dr. Joh. Bapt. Heinrich 1816–1891. Ein Le-
bensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen. Freiburg 1925: S. 89

Die Pfarrchronik von St. Ludwig in Darmstadt 1790–1945, rekonstruiert von Alfred Bang-
Kaup unter Mitwirkung von Domdekan Wilhelm Kastell (= Jahrbuch für das Bistum
Mainz, Ergänzungsbd. 5). Mainz 1957, Tafel 18: S. 172

Personenregister

- Acton, John Emerich Edward Dalberg- 258
 Alzog, Johann B. 48
 Amalie, Königin von Sachsen 120, 122
 Ancel, Weihbischof Alfred 240f, 243, 245
 Arens, Fritz 237
 Arnoldi, Bischof Wilhelm 46, 80, 253
- Bamberger, Ludwig 49
 Bang-Kaup, Alfred 11
 Baur, Adolph Ludwig 146f
 Bebel, August 166, 178
 Becker, Adalbert 150–153
 Becker, Josef 236
 Bendix, Ludwig 188
 Berg, Hermann 203
 Betz, Adam Joseph 144
 Bieger, Joseph 132
 Binterim, Anton Joseph 44
 Birnbaum, Michael Franz 52, 255
 Bismarck, Otto von 156, 259
 Blome, Graf Gustav 122
 Blum, Bischof Peter Josef 50, 54, 59, 254
 Blum, Robert 82
 Bockius, Fritz 232
 Boll, Ludwig 136, 140
 Bone, Heinrich 150, 167
 Bongers, Adrianus 214
 Brandsma, Titus 213, 223f, 226f
 Breidbach-Bürresheim, Carlotta von 27
 Brentano, Christian 40, 45
 Brentano, Clemens 43, 92
 Brentano, Georg Jakob 261
 Brentano, Heinrich von 97
 Brilmayer, Karl 155
 Bruder, Peter 170
 Brück, Anton Philipp 101
 Brück, Bischof Heinrich 55, 93, 172
 Brück, Heinrich (Bürgermeister v. Worms) 144
 Burg, Bischof Josef Vitus 13–15, 24, 40–43, 57, 69–71, 88, 251f, 255
 Buß, Franz Joseph 48
 Bystram, Baron Adolph von 111, 127
- Canisius, Petrus 91
 Chevrier, Antoine 241
 Clemens, Franz Jakob 48
- Colmar, Bischof Joseph Ludwig 9, 35f, 39, 43, 68, 70, 134f, 249–251
 Congar, Yves 245
 Cullmann, Johann 141
- Dalberg, Erzbischof Karl Theodor von 51, 134
 Dalwigk, Freiherr Reinhard von 52, 54, 57f, 144, 146, 255f, 259
 Dechamps, Erzbischof Victor Auguste 9, 92
 Delbrél, Madeleine 245
 Diepenbrock, Melchior Kardinal von 112
 Dieringer, Franz Xaver 48
 Döbereiner, Franz 236
 Döllinger, Ignaz 50, 54, 96f, 258
 Doerr, Anna 157f
 Doerr, Johann Baptist 149f, 157
 Doller, Lorenz 36f
 Dominik, Hans 216
 Doß, Alfons von 167, 169
 Drey, Johann Sebastian 68
 Droste zu Vischering, Erzbischof Clemens August von 43, 51, 75, 253
- Egberink, Johan 213, 227
 Eich, Friedrich 145f
 Elz, Catharina, geb. Schmitt 167, 173
 Elz, Friedrich 8, 163–175
 Elz, Peter 167, 173
 Enders, Georg 236
 Erthal, Erzbischof Friedrich Karl Joseph von 249
 Euler, Franz 44
- Fechenbach, Georg Adam von 35
 Fehr, Philipp Jakob 132, 149–152
 Fell, Johann Baptist 52
 Förster, Heinrich 19, 55, 255
 Forestier, Agnes, geb. Kastell 193, 196, 199
 Forestier, Katharina 196, 199
 Forestier, Michael 196, 199
 Forschner, Carl 8, 166, 169, 177–192
 Franz von Assisi 92
 Franz Joseph I., Kaiser von Österreich 113, 122, 128, 257
 Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 44
 Fritzen, Hedwig 7

- Gaduel, Jean Pierre Laurent 9, 92
 Gager, Freiherr Heinrich von 49, 254
 Gager, Max von 81, 155
 Galen, Maximilian von 169
 Gardt, Johann Joseph 136f, 139, 141f
 Gedon, Lorenz 154
 Geissel, Bischof Johannes von 50f, 249, 254
 Glässing, Wilhelm 198
 Gmeiner, Peter 199
 Görres, Joseph 43f, 92
 Goethe, Johann Wolfgang von 68
 Gotti, Vincenzo Lodovico Kardinal 99
 Gottron, Adam 198
 Goy, Johannes 136
 Gräf, Johannes 136
 Gresser, Andreas 52
 Grimm, Kaspar 51f
 Gruben, Peter Joseph von 251
 Guardini, Romano 234, 240
 Guéranger, Prosper 9, 92
 Gutberlet, Constantin 92
- Haar, Anastasius ter 213
 Haenlein, Ludwig Karl 241
 Haenlein, Peter Heinrich 88
 Haffner, Bischof Paul Leopold 90, 92f, 101, 116, 126, 158, 182, 184, 261
 Hahn-Basedow, Graf Friedrich 109, 127
 Hahn-Hahn, Antonie 109, 127
 Hahn-Hahn, Gräfin Ida 7–9, 109–130
 Hahn-Neuhaus, Graf Ferdinand 112, 115, 117, 122
 Hahn-Neuhaus, Graf Karl Friedrich 109, 127
 Hahn-Neuhaus, Gräfin Sophie, geb. von Behr 109, 127
 Hartnagel, Franz Josef 76, 78
 Hartz, Franz 233
 Hattemer, Elisabeth 7
 Hefele, Bischof Karl Josef von 23, 81, 88
 Hegel, Georg Wilhelm 168
 Heinrich, Antonia, geb. Kaden 87, 102
 Heinrich, Johann Baptist (sen.) 87, 102
 Heinrich, Johann Baptist Vinzenz 7–9, 17, 27, 49, 53, 78, 80, 83, 87–107, 116, 141, 147, 158, 255
 Helbig, Georg 181
 Hergenröther, Joseph Kardinal 48, 261
 Hermes, Georg 38, 42
 Herold, Franz Joseph 134
 Hettinger, Franz 48
 Heyl, (Cornelius) Wilhelm 150f
 Heyl, Max 153–155
 Hilgenreiner, Karl 137f
 Himioben, Heinrich 48f, 79, 84
 Hirschel, Johann Joseph 88
 Hirscher, Johann Baptist 23, 68, 89f, 94, 101
 Hitze, Franz 180
 Höfer, Tobias 51f
- Hoffmann, Karl 259
 Holzhauser, Bartholomäus 9, 92
 Hugo, Bischof Ludwig Maria 198, 213, 223
 Humann, Jakob Ludwig 116
 Humann, Bischof Johann Jakob 15, 44, 116, 135, 250, 252
- Isenburg-Birstein, Karl von 261
 Jäck, Markus Fidelis 71
 Jansen, Bischof Heinrich Maria 233
 Janssen, Johannes 125
 Jarke, Karl Ernst 48
 Jaup, Carl 49, 54, 254f
- Kaden, Vinzenz 87
 Kaiser, Bischof Peter Leopold 15–17, 44–47, 49–51, 53, 61, 71f, 74, 76–82, 88–90, 102, 136–138, 140f, 252–254
 Kallfelz, Mathias 203f
 Kalt, Johann Philipp 38, 135
 Kant, Immanuel 21, 168
 Karpinski, Thaddäus 213
 Kastell, Aloys 194, 196, 199
 Kastell, Anna 194
 Kastell, Anna Maria, geb. Schramm 194
 Kastell, Katharina, 194, 199f, 206
 Kastell, Eva Katharina, geb. Kipp 194, 207
 Kastell, Peter 194, 207
 Kastell, Wilhelm 8, 193–208
 Keim, Franz 145
 Keppler, Bischof Paul Wilhelm von 180
 Kertell, Johann Maria 45
 Ketteler, Bischof Wilhelm Emmanuel von 8f, 17, 19, 26–28, 50, 53, 55, 57f, 67, 83, 88–92, 94f, 102, 109, 112f, 115–117, 121–123, 126f, 138, 142–145, 147, 149–151, 153, 155f, 158, 166f, 169, 171, 178, 180f, 188–190, 238, 254–260
 Kindhäuser, Christoph 76
 Kinkel, Johann Joseph 148
 Kirnberger, Ferdinand 198
 Kirstein, Bischof Georg 172, 185
 Klee, Heinrich 38, 42, 45, 68f
 Kleutgen, Joseph 99, 168
 Knippen, Anton 233f
 Knoll, Wilhelm 186
 Koepgen, Franz 177
 Körner, Joseph Theodor 169
 Kohlschein, Franz 11
 Kolborn, Weihbischof Joseph Freiherr von 39
 Kolping, Adolph 81
 Kopp, Kardinal Georg von 186
 Korum, Bischof Michael Felix 186
 Kraus, Bernhard 231
 Küchler, Wilhelm 131, 155f
 Kuhn, Johann Evangelist (von) 14, 19, 48, 74f, 88, 101

- Lamennais, Hugo Félicité Robert de 9, 39
Landvogt, Franz 198, 232, 237
Lang, Johann Jakob 68
Langlois, Claude 8
Lasalle, Ferdinand 178
Lauber, Diebold 207
Laufen, Veronica 170
Lauer, Peter 200
Laurent, Johann Theodor 80
Lehmann, Karl Kardinal 7
Leisner, Karl 222, 227
Lenhart, Ludwig 207
Lennig, Adam Franz 8f, 17f, 33–64, 75, 80–83, 89f, 93, 141f, 145, 254–257
Lennig, Christoph 35
Lennig, Elisabeth, geb. Mentzler 35, 61
Lennig, Friedrich 35, 42f, 48
Lennig, Kilian 35
Lennig, Nikolaus 35, 61
Leo XIII. 47, 92f, 121, 171
Lieber, Moritz 17, 39, 42, 53
Liebermann, Bruno Franz Leopold 36, 38, 68f, 249
Liebig, Justus von 78
Lichtenberg, Freiherr Karl von 251
Liesen, Bernhard 170
Linde, Justin Timotheus Balthasar 13f, 26, 45, 75–78, 140, 252
Lindelof, Freiherr Friedrich von 259
Lips, Othmarus 219
Locherer, Johann Nepomuk 13, 74f
Loew, Jaques 240, 242, 245
Loyola, Ignatius von 202
Ludwig I, König von Bayern 27
Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt 41, 49, 250
Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt 11, 13, 16, 49, 74f, 77, 136, 252–254
Ludwig III., Großherzog von Hessen-Darmstadt 27, 49, 52, 59, 145, 254f, 259
Ludwig IV., Großherzog von Hessen-Darmstadt 93, 260f
Lüft, Jakob 13, 28
Lüft, Johann Baptist 7, 11–31, 52, 71, 82, 255
Lüft, Klara, geb. Strohm 13, 28
Luther, Martin 46, 77, 111, 153f, 253
Lutz, Johann von 259

Maistre, Joseph Marie de 39
Manl, Bischof Johann Martin 135, 158
Manns, Peter 238, 245
Marcour, Eduard 170
Marie, Prinzessin von Sachsen-Altenburg 113, 116, 122f
Marx, Rudolf 132
Mathilde, Großherzogin von Hessen-Darmstadt 24

Meixner, Katharina 199, 206
Melchers, Paul Ludolf Kardinal 261
Milz, Weihbischof Heinrich 39
Möhler, Johann Adam 68f
Moltke, Graf Helmuth von 156
Montalembert, Comte Charles René 9, 39
Montini, Giovanni Battista (Pius VI.) 205
Moufang, Christoph 27, 43, 45, 48f, 53, 80, 83, 90, 92, 116, 118, 121f, 141, 146, 155f, 158, 167, 184, 255, 257–261
Moufang, Wilhelm 35, 43, 48
Müller, Bischof Georg 40
Müller, Johann Josef 13f
Muth, Jakob 137

Nadorp, Andreas 213
Napoleon Bonaparte 36, 132, 134, 249
Nonweiler, Friedrich Christian 90
Nonweiler, Otto Friedrich 90f
Norlieu, Martin de 38f

Oehler, Anton von 19, 55, 255
Ohler, Karl Alois 141f

Pascal, Blaise 100
Pecci, Joachim (Papst Leo XIII.) 47, 92, 121, 261
Pelletier, Maria Euphrasia 9, 113
Petavius, Dionysius 100
Philipp, Landgraf von Hessen 79
Philipps, Georg 43, 48
Pieper, August 187
Piombino, Gräfin Agnese 125
Pius VII. 249, 251
Pius IX. 27, 49, 54f, 59, 83, 92, 120, 142, 167, 255, 260f
Pius X. 187
Plum, Alois 231
Plum, Ernst 8f, 231–248
Plum, Franz Martin 231, 238, 247
Plum, Hermann Josef 231
Plum, Josef 231
Plum, Karoline, geb. Kraus 231, 238, 247

Räb, Bischof Andreas 38–40, 54, 68f, 249, 251
Reichert, Johannes 134
Reisach, Graf Karl von (Erzbischof v. München) 39f, 43, 51, 54, 57, 92, 255
Renan, Ernest 91
Reuß, Anna Maria, geb. Hayser 134, 158
Reuß, Jakob 76
Reuß, Johann Joseph 134, 158
Reuß, Weihbischof Josef Maria 241, 243, 246
Reuß, Nikolaus 8, 131–161
Rieffel, Freiherr Franz Joseph von 57, 256
Rietschel, Ernst 146

- Riffel, Kaspar 7, 9, 16, 25, 46f, 49, 52f, 65–86, 88f, 136, 253
 Riffel, Sophie, geb. Rösch 67, 84
 Riffel, Stefan 67, 70, 84
 Rink von Stark, Freiherr Julius 260
 Röper, Anita 7
 Ronge, Johannes 46, 82, 90, 253
 Rooijen, Alfons van 215
- Sacconi, Carlo 17, 54
 Sänger, Johann Baptist 136, 138, 140–144, 146f, 149
 Salzer, Theodor 131
 Sarcy, Sylvester de 39
 Sartorius, Johannes 232
 Sausen, Franz 48, 81
 Schatz, Klaus 167f
 Scheepens, Johann Baptist 213
 Scheidel, Johann Baptist 68
 Schervier, Franziska 256
 Schilling, Claus Carl 225
 Schlosser, Fritz 68
 Schmid, Franz Xaver 21
 Schmid, Leopold 17f, 52–55, 76, 82, 89, 141f, 150, 254f
 Schmidt, Jakob 203
 Schmitz, Egbert 213
 Schneider, Friedrich 116, 154f, 261
 Schnetter, Michael 52, 141
 Schorlemer-Alst, Freiherr Burghard von 169
 Schuchert, August 206
 Seitz, Bernhard 141
 Seitz, Joseph 36
 Seydel, August 44
 Simon, Friedrich Karl 77
 Simon, Heinrich 111
 Sophie, Erzherzogin von Österreich 122
 Staudenmaier, Franz Anton 13f, 18f, 74f, 82
 Steinhuber, Andreas Kardinal 168–171
 Steinwarz, Eduard 145, 148
 Stephan, Karl 148
 Stöhr, Heinrich 224, 226
 Stöhr, Bischof Albert 8, 193, 198, 201–205, 207, 235, 238f, 247
 Straßer, Ernst 198, 238
 Stratmann, Johann Baptist 52
 Strauß, David Friedrich 91
 Suhard, Kardinal Emmanuel 241
- Teresa von Avila 123
 Ternócy, Erzbischof Maximilian von 258
 Tewes, Weihbischof Ernst 234
 Thil, Karl du 49, 251, 254
 Thomas von Aquin 54, 96, 99f
 Thomassin, Louis de 100
 Thomin, Ernst 232, 234, 237
- Tijhuis, Alcida Maria, geb. Altink 209, 228
 Tijhuis, Hendrik 227
 Tijhuis, Herman 209, 228
 Tijhuis, Raphael (Bernardus Antonius) 8, 209–230
 Töller, Marcellus 213, 218
- Valckenberg, Peter 139
 Veit, Philipp 40, 45
 Verbeek, Cyprianus 213
 Viale Prelá, Michele 54
 Vianney, Jean-Maria 241
 Vicari, Erzbischof Hermann von 53
 Vigener, Fritz 112
 Vogt, Franz Martin 153
- Walter, Ferdinand 42, 45
 Weis, Bischof Nikolaus 38f, 54, 249, 251
 Werthmann, Lorenz 171
 Wiegand, Wilhelm 134, 138–140, 145, 148, 150
 Wielenga, Friso 211
 Wilhelm, Heinrich 261
 Wilhelm, König von Preußen 146, 258
 Willich, Karl Gottfried von (gen. von Pöllnitz) 150
 Windischmann, Karl Joseph 39, 42f, 45, 54
 Windthorst, Ludwig 183
 Wolf, Hubert 168
 Wolker, Ludwig 200
 Wreden, Karl Joseph von 250
- Zimmermann, Karl 25
 Zitz, Franz 49

Die Autoren

Claus Arnold, Dr. theol., Professor für Mittlere/Neuere Kirchengeschichte und Religiöse Volkskunde an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Leiter des Instituts für Mainzer Kirchengeschichte

Thomas Berger, Dr. theol., Akademischer Direktor an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz

Helmut Hinkel, Dr. theol., Direktor der Martinus-Bibliothek Mainz (Wissenschaftliche Diözesanbibliothek)

Burkard Keilmann, Dr. phil., Schulleiter des Rudi-Stephan-Gymnasiums Worms, Ratsherr der Gesellschaft für mittelhheinische Kirchengeschichte

Michael Kläger, Dr. phil., Studiendirektor a.D., Leiter des MCV-Archivs und des Fastnachtsarchivs, Mainz

Christoph Nebgen, Dr. theol., Privatdozent an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz und Mitarbeiter am Institut für Mainzer Kirchengeschichte

Martina Rommel, Dr. theol. Dr. phil., Historikerin, Mainz

Uwe Scharfenecker, Msgr., Dr. theol., Domkapitular, Leiter der Hauptabteilungen Ausbildung pastorale Berufe und Kirchliches Bauen im Bischöflichen Ordinariat Rottenburg-Stuttgart

Francesco Tacchi M.A., Doktorand an der Scuola Normale Superiore in Pisa

Peter Walter, Dr. theol., emeritierter Professor für Dogmatik an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Präsident der Gesellschaft für mittelhheinische Kirchengeschichte

NEUES JAHRBUCH FÜR DAS BISTUM MAINZ

Beiträge zur Zeit- und Kulturgeschichte der Diözese

Titel seit 2002

GOETHEKULT UND KATHOLISCHE ROMANTIK: Fritz Schlosser (1780–1861), hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2002

Achim Seip, ALTE UND NEUE ORGELN IM BISTUM MAINZ. Mainz 2003

NIBELUNGEN SCHNIPSEL: Neues vom alten Epos zwischen Mainz und Worms, hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2004

BONIFATIUS IN MAINZ, hg. von Barbara Nichtweiß. Mainz 2005

HRABANUS MAURUS. Gelehrter, Abt von Fulda und Erzbischof von Mainz, hg. von Franz J. Felten und Barbara Nichtweiß. Mainz 2006

WEIHBISCHOF JOSEF MARIA REUSS (1906–1985) zum 100. Geburtstag, hg. von Peter Reifenberg und Annette Wiesheu. Mainz 2007

FRIEDRICH SCHNEIDER: Ein Mainzer Kulturprälät (1836–1907), hg. von Helmut Hinkel. Mainz 2008

BASILICA NOVA MOGUNTINA. 1000 Jahre Willigis-Dom St. Martin in Mainz. Beiträge zum Domjubiläum 2009, hg. von Felicitas Janson und Barbara Nichtweiß. Mainz 2010 (= Jahrbuch 2009/2010)

Dominus Fortitudo: BISCHOF ALBERT STOHR (1890–1961), hg. von Karl Kardinal Lehmann in Zusammenarbeit mit Peter Reifenberg und Barbara Nichtweiß. Mainz und Würzburg 2012 (= Jahrbuch 2011)

BIBLIOTHECA S. MARTINI MOGUNTINA. Alte Bücher – Neue Funde, hg. von Helmut Hinkel. Mainz und Würzburg 2012

MIT TANZ UND GEIGENSPIEL. Die Mainzer Miniaturen aus „Christus und die minnende Seele“, hg. von Helmut Hinkel. Mainz und Würzburg 2013

WILLIGIS VON MAINZ. Umfeld – Wirkung – Deutung. Beiträge zum Willigis-Jubiläum in St. Stephan, hg. von Regina Heyder und Barbara Nichtweiß. Mainz und Würzburg 2014

LEBENSBLDER AUS DEM BISTUM MAINZ, Band 1: Elf Porträts, hg. von Claus Arnold und Christoph Nebgen. Mainz und Würzburg 2016 (= Jahrbuch 2015)

Nähere Informationen und weitere Publikationen:

publikationen.bistummainz.de